

Badische Heimat

September
3/1989

Zeitschrift für Landeskunde und Kultur,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Die Französische Revolution und Baden

Handwritten signatures and initials in blue and black ink.



Wir machen den Weg frei

Thema: Mehr Lebens- qualität

Besser leben heißt auch, spontane Wünsche und Ideen verwirklichen zu können. Dafür haben Sie bei uns Kredit. Wir beraten Sie vernünftig und entscheiden schnell. Damit Sie schon bald Ihr Leben genießen, wie Sie es sich wünschen.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Mehr als Geld und Zinsen

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte

nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Titelbild: Aquarell über Bleistift und Tuschfeder von Johann Wolfgang von Goethe, 1792: „Luxemburger Landschaft mit Freiheitsbaum“. Auf der Tafel steht: „Passans cette terre est libre“ — „Uebergelbende Nachbarn dies Land ist frey“.

Inhalt

I. Landesverein

- 80 Jahre Landesverein „Badische Heimat“
Ludwig Vögely, Karlsruhe 247

II. „Baden“ während der Französischen Revolution Die Französische Revolution und Baden

- Baden und die Auswirkungen der Französischen Revolution
Leonhard Müller, Karlsruhe 253

- Jedes Land hat sein eigenes „1789“
Die Französische Revolution, Baden,
die frühen Demokraten und die Forschungslage
Heinrich Hauß, Karlsruhe 265

- Entwurf einer republikanischen Verfassung
wie sie in Deutschland taugen möchte
(Auszüge) 283
Die Reichsstädte Offenburg und Gegenbach
und die ortenauischen Augustaufstände 1789
Franz X. Vollmer, Freiburg 297

- Der Ortenauer Augustaufstand von 1789
in den Jugenderinnerungen eines badischen
Achtundvierzigers
Franz X. Vollmer, Freiburg 311

- Der Vorderösterreichische Breisgau zur Zeit
der Französischen Revolution
Adolf Schmid, Freiburg 319

- Die Französische Revolution von 1789
und die Emigranten im Bodenseegebiet
Arnulf Moser, Konstanz 349

- Mönchtum im Übergang
Die badischen Klöster zur Zeit der Französischen
Revolution
Johannes Werner, Elchesheim 363

- Bischof auf der Flucht
Zum Schicksal des letzten Straßburger
Fürstbischofs und seiner rechtsrheinischen
Besitzungen in den Jahren nach dem Ausbruch der
Revolution
Jörg Sieger, Mannheim 377

- „Ewiger Ruhm wächst selbst aus den Verlusten
Dir zu“
Der Benediktinerdichter Basilius Meggle,
die Französische Revolution und Napoleon
Hermann Wiegand, Mannheim 387

- Felix Anton Blau (1754–1798)
Theologe, Aufklärer und Revolutionär aus
Walldürn
Peter Assion, Marburg/Walldürn 397

- Revolutionssagen
Peter Assion, Marburg/Walldürn 409
Ernst Ludwig Posselt (1763–1804) im Umbruch
der Zeit
Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer 415

- Die Revolution in der Provinz: Lothringen und
die Karlsruher Partnerstadt Nancy vor 200 Jahren
Peter Pretsch, Karlsruhe 447

III. Ehrungen

- Hohe Ehrung für Frau Dr. Annemarie Heimann
Walter Jung, Lörrach 459

IV. Ausstellungen

- Die Max-Laeuger-Ausstellung 460

- Buchbesprechungen 463

80 Jahre Landesverein „Badische Heimat“



Signet von Bruno Schley, 1952

Vor fünf Jahren hat der Landesverein „Badische Heimat“ seinen 75. Geburtstag mit einem schönen Festakt im Bürgersaal des Karlsruher Rathauses gefeiert. Herr Minister Prof. Dr. Engler zeigte mit seiner eindrucksvollen Rede die Position des Landesvereins in einer verunsicherten Welt und mögliche Zukunftsperspektiven auf. Auch der Landesvor-

sitzende versuchte in seiner Festansprache, eine Analyse der Aufgaben einer so traditionsreichen Vereinigung, wie die „Badische Heimat“ eine ist, zu geben. Inzwischen sind im raschen Lauf der Zeit fünf Jahre vergangen, und es ist deshalb zu fragen, wie sich die Situation des Landesvereins bei seinem 80. Geburtstag darstellt.

Aus Anlaß des 75jährigen Jubiläums haben wir eine ausführliche Chronik des Landesvereins veröffentlicht, die heute zunächst etwas ergänzt werden soll.

Bei der Mitgliederversammlung am 20. Mai 1984 in Freiburg und der wegen Zeitdrucks notwendig gewordenen außerordentlichen Mitgliederversammlung am 18. April 1985 in Baden-Baden wurde die überarbeitete und den heutigen Verhältnissen angepaßte Satzung des Landesvereins angenommen. Damit wurde eine sichere Grundlage für die Vereinsarbeit auf hoffentlich längere Zeit geschaffen.

Veränderungen gab es im Landesvorstand. Bei der Mitgliederversammlung in Schwetzingen am 15. Juni 1986 wurde Museumsdirektor Gerd Biegel, Freiburg, anstelle des zurückgetretenen Herrn Dr. Laubenberger, zum stellvertretenden Landesvorsitzenden gewählt. Gleichzeitig wurde Herr Biegel nach Braunschweig als Leiter des dortigen Landesmuseums berufen. Aufgrund dieses Ortswechsels gab Herr Biegel sein Amt als zweiter Landesvorsitzender zurück. Der Vorstand bestellte daraufhin Frau Hedwig Maurer, Lörrach zum „kommissarischen“ stellvertretenden Vorsitzenden. Die Mitgliederversammlung in Bad Säckingen am 5. Juni 1988 bestätigte diese Maßnahme und komplettierte so wieder den Landesvorstand, der aus folgenden Persönlichkeiten besteht: Landesvorsitzender Ludwig Vögely, Schulamtsdirektor i. R., Karlsruhe, Stellvertr. Landesvorsitzender: Frau Hedwig Maurer, Lörrach, Schriftführer: Notariatsdirektor Helmut E. Gräßlin, Mannheim, Landesrechner: Rolf Kohler, Oberamtsrat, Freiburg.

Jahre mühevoller Anstrengungen und großer finanzieller Opfer waren notwendig, um das Haus Badische Heimat in der Hansjakobstraße 12 in Freiburg von Grund auf zu sanieren. Das wertvolle Haus, 1926 von C. A. Meckel erbaut, wurde auf Antrag des Landesvorsitzenden im November 1985 in das Denkmaltuch eingetragen. Dadurch wurde dem Landesverein eine bewußt angenommene ver-

mehrte Sorgfalts- und Erhaltungspflicht auferlegt. Deshalb — und weil auch sonst sehr dringend notwendig — wurden die Fundamente und Grundmauern des Hauses trocken gelegt, eine neue Heizung (Gas) eingebaut, die Kanalisation in Ordnung gebracht, die Fenster der Dachwohnungen ersetzt, die Wohnungen im Dachgeschoß renoviert und modernisiert, Speicher und Keller gereinigt und instandgesetzt, und vor allem auch die wertvollen kunstschmiedeeisernen Fenstergitter und die Tore der Hofeinfahrten vollständig restauriert. Mehrere Jahre beschäftigten uns diese Arbeiten permanent. Herzlicher Dank gebührt daher den Mitgliedern, die uns durch ihre Spende finanziell geholfen haben, Dank der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und dem Denkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, für ihre Zuschüsse. Ganz besonderer Dank aber sind wir unserem Landesrechner, Herrn Kohler, schuldig, der mit nie erlahmender Tatkraft die Sanierung des Hauses vorangetrieben und zu einem guten Ende gebracht hat.

Der Landesverein „Badische Heimat“ besitzt an seinem 80. Geburtstag eine intakte und reibungslos funktionierende Verwaltung in einem würdig sanierten Haus, das alle Voraussetzungen für ein gutes Arbeiten bietet. Die Mitgliederbewegung der letzten fünf Jahre läßt erkennen, daß es sehr mühsam und fast unmöglich ist, die durch die Altersstruktur des Landesvereins bedingten Abgänge auszugleichen. Stellvertretend für die vielen verstorbenen Mitglieder seien ehrend genannt: Dr. Eberhard Knittel, Ehrenpräsident des Landesvereins „Badische Heimat“, Karlsruhe, Ehrenmitglied Adolf Krebs, Freiburg, Jahrzehnte unser Landesrechner, Ehrenmitglied Ernst Bozenhardt, Freiburg, Schriftleiter des Landesvereins von 1968 bis 1982. Sie haben sich um den Landesverein beispielhaft verdient gemacht, und wir werden ihrer und aller unserer Toten in Treue gedenken.

Unsere größte Sorge ist seit Jahren die Gewinnung neuer Mitglieder, das zentrale und lebenswichtige Problem des Landesvereins,

von dessen Lösung letztendlich seine Zukunft abhängt. Vorstand und Beirat, aber auch die Mitglieder müssen alle Möglichkeiten nutzen, neue Mitglieder zu gewinnen, um den Landesverein auf eine größere Mitgliederbasis stellen zu können. Lassen wir in unseren Bemühungen nicht nach! Die persönliche Werbung ist die wirkungsvollste. Daß sie Erfolg hat, zeigen einige Ortsgruppen mit steigenden Mitgliederzahlen. Das läßt hoffen. Liebe Freunde, machen Sie dem Landesverein „Badische Heimat“ zu seinem 80. Geburtstag ein Geschenk, bringen Sie ihm Mitglieder! Aus Anlaß dieses Jubiläums seien unsere Ehrenmitglieder besonders dankbar begrüßt. Es sind dies:

Prof. Dr. Karl Friedrich Bader, Zürich,
Dr. D. Otto Beuttenmüller, Bretten,
Dr. Arthur Tischer, Heidelberg,
Frau Else Dorner, Freiburg.

Wir danken unseren Senioren aufs herzlichste für ihren lebenslangen Einsatz für die „Badische Heimat“ und wünschen ihnen für die Zukunft alles Gute!

Der Landesverein besitzt in seinem Jubiläumsjahr 1989 vierzehn Ortsgruppen: Baden-Baden, Bretten, Bruchsal, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Lahr, Lörrach, Mannheim, Pforzheim, Rastatt, Säckingen, Schwetzingen und Waldshut. Sie sind ein unverzichtbarer Bestandteil unseres Landesvereins, weil sie effektive Leistungen im Sinne unseres Vereinszweckes erbringen. Durch Vorträge, Führungen, Besichtigungen, Lehr- und Studienfahrten usw. dienen sie der Volks-, Heimat- und Landeskunde in ihrem umfassenden Sinn. Unsere Ortsvereine sind zu einem Faktor geworden, der aus dem kulturellen Leben ihres Sitzes nicht mehr wegzudenken ist. Sie sind es auch, die im Grunde das Weiterbestehen des Landesvereins garantieren, weil neben vielen anderen sie es sind, welche die Werbung neuer Mitglieder erfolgreich bestreiten. Den Ortsgruppen und ihren Vorsitzenden gebührt daher der Dank des Landesvereins für alles, was sie für ihn tun.

Die Ortsgruppen sind es auch zumeist, welche den Landesverein im Bewußtsein der Bevölkerung wach halten. Daß in dieser Beziehung ein Defizit besteht, ist unbestritten. Dies ist zum Teil die Folge der politischen Entwicklung nach dem letzten Kriege, die über uns hinweggegangen ist. Das Land Baden als politisches Ganzes gibt es nicht mehr. Kulturell und geographisch zerfällt es in viele Regionen, die zwar in ihrer Vielfalt seinen Reiz ausmachen, aber den Alleinvertretungsanspruch des Landesvereins „Badische Heimat“ in Sachen Heimatpflege, Denkmal-, Natur- und Umweltschutz usw., den er einmal besessen hat, längst der Vergangenheit anheimfallen ließ. Versäumnisse vergangener Jahrzehnte haben uns eingeholt. Die Forderung für die Zukunft muß daher lauten: Wir alle sind dazu angehalten, unseren Landesverein, der in seiner Zielsetzung notwendiger denn je ist, der Öffentlichkeit, wo immer es geht, präsent zu halten und seine Existenz und seine Ziele überall bewußt zu machen.

Der Landesverein ist im Präsidium des Deutschen Heimatbundes, Bonn, vertreten. Er arbeitet im Alemannischen Arbeitskreis Heimatpflege, Freiburg, mit, und der Landesvorsitzende vertritt ihn im Kuratorium der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und ist stellvertretender Vorsitzender des Arbeitskreises Heimatpflege Nordbaden, Karlsruhe. Das sind Möglichkeiten, praktische Heimatarbeit zu leisten, die genützt werden. Trotzdem werden alle unsere Mitglieder gebeten, diese Arbeit zu unterstützen, indem sie auftretende Probleme in diesen Bereichen melden, damit die „Badische Heimat“ tätig werden kann. Sie verhelfen damit auch unseren Heften zu der immer angestrebten Aktualität. Wir müssen Themen aufgreifen können, die für die Jugend interessant sind. So ist gerade die Umweltproblematik ein zentrales Thema für die jüngere Generation. Sie erfordert unserer aller Aufmerksamkeit, eine große Zukunftsaufgabe!

Ganz gewiß ist die Aufgabe, die sich der Landesverein seit 80 Jahren stellt, nämlich die

Förderung des Umwelt-, Natur-, Landschafts- und Denkmalschutzes in unserer Zeit schwieriger geworden. Der Staat hat sich durch die entsprechenden Gesetze beispielsweise den Denkmal- und Naturschutz selbst vorbehalten. Das Wirken in die Breite ist für uns nicht mehr wie früher möglich, als unsere Expertenkommissionen im ganzen Lande wirkten, berieten und Entscheidungen durchsetzten. Aber flankierende Unterstützung ist immer gegeben. Vielleicht sind hier ein paar Bemerkungen dazu angebracht, die zeigen, in welche Welt der Landesverein „Badische Heimat“ und seine Zukunftsarbeit gestellt sind.

Sergej von Cube hat in den Blättern des Schwäbischen Albvereins (Nr. 3/1989) einen bemerkenswerten Aufsatz über „Die Umweltvorsorge — ein neuer Bestandteil unserer Lebensauffassung“ geschrieben. Nachdem er das Umweltprogramm der Bundesregierung vom 29. 9. 1971 mit seinen Zielen, Schwerpunkten und erlassenen Gesetzen untersucht hat, stellt er fest: „Warum dies alles? Weshalb haben sich die Politiker die Köpfe darüber zerbrochen, und warum erst seit 1971? Seit etwa der Mitte dieses Jahrhunderts ist ein starkes Verschwinden und Aussterben von Pflanzen- und Tierarten festzustellen. Von den in der Bundesrepublik Deutschland beheimateten Säugetierarten ist inzwischen mehr als die Hälfte vom Aussterben bedroht oder ausgestorben. Von den Fischarten ein Drittel, von den Vögeln mehr als 40%; bei den Kriechtieren sind zwei Drittel der Arten gefährdet, bei den Lurchen fast 60%. Die Pflanzen zeigen kein besseres Bild: Der Anteil der ausgestorbenen Arten liegt zwischen 40 und 50%.“ Und die logische Folgerung lautet: „Wenn also bedeutende Teile der Tier- und Pflanzenwelt in ihrem Bestand nicht mehr gesichert sind, ist die physische Existenzbasis der Menschen in Frage gestellt.“ Es bewahrheitet sich eben das, was man im Landesverein seit 80 Jahren weiß, daß Naturschutz ganz einfach Menschenschutz ist. Jahrzehnte hat es gedauert, bis das begrif-

fen wurde. Und in dieser prekären Situation bewahrheitet sich weiterhin, daß es ein weiter Weg von der Einsicht bis zur Nutzenanwendung ist. Der Zustand unserer Umwelt, das Waldsterben, die Verseuchung des Grundwassers, das saubere Wasser ist bereits jetzt Mangelware, die Belastbarkeit des Bodens, die ihre Grenzen erreicht hat, weil er sich kaum noch selbst entgiften kann, die Verschmutzung der Luft, die Angst um die Gesundheit der Menschen u. v. a. haben vor bald einem halben Jahrhundert eingesetzt, die Gesetzgebung vor zwanzig Jahren. Die Naturkatastrophen nehmen weltweit zu. Als Folge der sich abzeichnenden Klimaänderungen (Ozonloch, Treibhauseffekt) auf der Erde werden in Zukunft die Zahl und Intensität von Wirbelstürmen, Tornados, Gewittern, Hagelschlägen und Sturmfluten weiter zunehmen. In der Natur ist beinahe nichts mehr natürlich, weil der Mensch alles reguliert. Was wir kaputt machen mit einer Ignoranz sondergleichen, dazu brauchen unsere Nachfahren Generationen, um das wieder gut zu machen, wenn dies überhaupt möglich ist. Gewiß, eine Trendwende hat eingesetzt, die Zeit der Verharmlosung des Zustandes unserer Welt hat wohl ein Ende.

Vieles ist schon erreicht worden. Trotzdem müssen wir fordern, daß rascher gehandelt wird, rücksichtsloser, konsequenter ohne Rücksichtnahme auf Interessen, welcher Art sie auch sein mögen. Die Uhr der Zerstörung unserer Umwelt tickt unüberhörbar. „Die Lebensraumvernichtung greift derzeit rascher um sich, als daß wir sie zum Stillstand, geschweige denn reparabel bzw. reversibel machen können.“ (v. Cube) Wird nicht alles getan, um die Lebensraumvernichtung zu stoppen, dann könnte eines Tages die Vision Johann Peter Hebels, die er in dem Gedicht „Die Vergänglichkeit“ so beeindruckend schildert, Wirklichkeit werden:

„ . . . Der Belche stoht verchohlt,
der Blauen au, as wie zwee alti Türn,
und zwische drin isch alles use brennt,
bis tief in Boden abe. D'Wiese het

ke Wasser meh, 's isch alles öd und schwarz, und totestill, so wit me luegt . . .“

Diese Vision hat leider Gottes heutzutage eine neue, schmerzliche Dimension gewonnen und ist von bestürzender Aktualität: Die Vernichtung der Erde durch den Menschen, der dann nicht mehr ist, weil ihm die Lebensgrundlagen entzogen wurden. Diese Situation erfordert unsere größte Aufmerksamkeit und Sensibilität.

Selbstverständlich bedarf der amtliche Natur- und Umweltschutz ehrenamtlicher Aktivitäten und Mithilfe. Mit anderen Worten heißt dies, daß man die Sorge um die Umwelt nicht allein dem Staat auferlegen sollte. Natur- und Umweltschutz beginnen vor unserer Haustüre. Es fällt uns zugegebenermaßen schwer, uns an ein umweltfreundliches Verhalten zu gewöhnen, und wir müssen lernen. Die vielen kleinen Eingriffe in die Natur, die wir täglich vollbringen, erscheinen im Vergleich zu den riesigen Problemen, welche alle Staaten beschäftigen, klein und unbedeutend. Aber sie summieren sich eben. Und sie bedrohen in der Summe Tiere und Pflanzen in unserer nächsten Umgebung. Und deshalb zieht von Cube in dem erwähnten Aufsatz den gültigen Schluß: „Das Streben der wachsenden Bevölkerung nach mehr materiellem Wohlstand hat zu einer erheblichen Bedrohung der natürlichen Umwelt geführt. Um diese Bedrohung von unseren Kindern abzuwenden, gilt es, dafür unsere ganze Kraft einzusetzen. Umweltschutz ist mehr als nur die Lösung von Spezialproblemen. Solange die Umweltpolitik sich nicht zu einer ökologischen Forderungshaltung entwickelt, hängt es vom einzelnen ab, eine gesündere Welt zu schaffen und damit bessere Lebensverhältnisse. Ohne dieses persönliche Engagement sind die Umweltaufgaben nicht zu lösen.“ Hier liegen unsere großen Zukunftsaufgaben! Versuchen wir als Mitglieder des Landesvereins „Badische Heimat“, Vorbild zu sein. Tragen wir unseren Teil dazu bei, und wenn es noch so wenig ist, unsere Heimat zu erhalten. Legen wir in unseren Publikationen schonungslos die

Hand auf die Wunden, die man Natur und Umwelt schlägt. Ich wiederhole das, was ich schon oft angeführt habe: Nichts, was dem Wohle der Menschen und dem Raum, in dem sie leben, schadet, braucht unwidersprochen hingenommen werden. Noch immer gilt, was unser verstorbener Landesvorsitzender, Prof. Dr. Schwarzweber, einmal gesagt hat: „Wenn (uns) die Mittel fehlen, helfend einzugreifen, wollen wir wenigstens die Allgemeinheit aufrütteln, Schlimmes zu verhüten!“

Diese Worte sind eine Leitlinie für die Arbeit des Landesvereins „Badische Heimat“ in den Jahren, die zur Jahrhundertwende führen.

Nach all dem Gesagten ist klar geworden, daß Heimat heute kein Reservat der Ruhe und Sicherheit mehr ist, schon lange nicht mehr! Die Diskussion um den Begriff Heimat hat nachgelassen, die neue Dimension in einer sich täglich wandelnden und täglich mehr gefährdeten Welt muß erst eingebracht werden. Das aber kann für den Landesverein „Badische Heimat“ kein Hindernis sein, unverdrossen für die Heimat zu arbeiten. Irgendwo steht der Satz: „Eine Zeit, die mehr und mehr geneigt ist, in den Tag hineinzuleben, braucht das innere Gegengewicht schöpferischer Daseinsgestaltung.“ Die Gemeinschaft unserer Mitglieder, die „Familie“ der Badischen Heimat kann ein solches Gegengewicht bilden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Verantwortlichkeit unserem Land gegenüber, das wir lieben, von dem wir überzeugt sind, daß es nach wie vor eine „Dependance des Garten Edens“ ist, kann und soll jene schöpferischen Kräfte frei setzen, die uns einmal in der Gesellschaft Gleichgesinnter selbst bereichern und uns gleichzeitig befähigen, gemeinsam Initiativen zum Wohle von Land und Leuten zu entwickeln. Niemand kann es sich heute leisten, in Gleichgültigkeit dem gegenüber zu stehen, was heute mit unserem Lebensraum geschieht, am allerwenigsten aber unser Landesverein, den seine Satzung verpflichtet, an der sinnvollen Neugestaltung und Erhaltung des heimatlichen Kulturgutes mitzuwirken

und Umwelt-, Natur-, Landschafts- und Denkmalschutz zu betreiben und zu fördern. Dies gilt für alle Zukunft!

Das Band, das alle Mitglieder umschließt, ist nach wie vor unsere Vierteljahresschrift „Badische Heimat (Mein Heimatland)“. Publikationen kommen und gehen. Unsere Hefte aber können auf eine 80jährige Tradition zurückblicken, die nie abgerissen ist. Gerade diese Kontinuität ist es, welche unsere Schriften so wertvoll und zu einem Spiegel der kulturellen und historischen Ereignisse in unserem Land über acht Jahrzehnte machen. Wir haben eine Chronistenpflicht unseren Nachkommen gegenüber, eine Pflicht, die wir ernst nehmen und die uns zu dauernder Bemühung um Qualität verpflichtet. Unserem Schriftleiter, Herrn Oberstudiendirektor Heinrich Hauss, sei deshalb herzlicher Dank gesagt, daß er diesen Anforderungen gerecht wird.

Bei der Festversammlung anlässlich des 75jährigen Jubiläums des Landesvereins 1984 wurde in den Ansprachen deutlich, daß anstatt der Statik die Dynamik in Leben und Arbeit der „Badische Heimat“ das Ziel sein muß. Wurde dies in den vergangenen fünf Jahren erreicht? Sicher nur zum Teil. Es ist ein Pendeln zwischen Tradition (Statik) und Fortschritt (Dynamik). Von der Struktur her ist der Landesverein mehr der Tradition verhaftet. Zu einem reinen Traditionsverein aber dürfen wir nicht werden, denn wir wissen, daß nicht alles Vergangene gut und erhaltenswert ist. Die Wahrung der Tradition ist

eine wichtige Aufgabe im Hinblick auf Geschichte und Kulturgeschichte des alten Landes Baden. Eines ist sicher, daß Heimatvereine ihre Kraft aus der Geschichte schöpfen. Dort sind Grundlagen und Orientierung für den Blick in die Zukunft zu finden. Wer beispielsweise Denkmalschutz betreibt, handelt im Bewußtsein seiner Verantwortung, Erhaltenswertes für die Enkel zu bewahren. Wer Umweltschutz fordert, will doch erhalten, was der Umwelt sonst fehlen würde. Wir wollen weiterhin die Verpflichtung erfüllen, unseren Kindern und Enkeln unser historisches Erkommen, die Vielfalt unseres Werdens in den verschiedenen Regionen aufzuzeigen, damit nichts verloren geht. Das ist kein enger und nicht über den Kirchturm hinaussehender Regionalismus, sondern der Stolz, eine so schöne Heimat zu besitzen und in ihr leben zu dürfen. Wenn wir, der Landesverein „Badische Heimat“ das nicht tun, wer dann sonst? Hilfe von außerhalb unseres Landesteils ist da wohl kaum zu erwarten. Besinnen wir uns also auf die eigene Kraft, dann läßt sich auch heute noch vieles bewegen.

Ich habe versucht, in der gebotenen kurzen Form die gegenwärtige Situation des Landesvereins und die ihm gestellten Aufgaben schwerpunktmäßig zu schildern. Eines wurde dabei klar: Der 80. Geburtstag wird zu einer Herausforderung für den Landesverein „Badische Heimat“, die Zukunft zu bestehen. Alle unsere treuen Mitglieder sind zur Mithilfe aufgerufen.

Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Baden und die Auswirkungen der Französischen Revolution¹⁾

Leonhard Müller, Karlsruhe

Die Erinnerung an den Sturm auf die Bastille vor 200 Jahren gibt Anlaß, auch daran zu denken, daß das „moderne“ Baden des 19./20. Jahrhunderts als ein Produkt der Französischen Revolution zu verstehen ist. „Am Anfang war Napoleon“, so beginnt Thomas Nipperdey seine „Deutsche Geschichte 1800–1866“,²⁾ und ein anderer Historiker schreibt: „Die ersten fünfzehn Jahre des 19. Jhs. . . können in vieler Hinsicht als die eigentlichen revolutionären Jahre deutscher Geschichte gelten.“³⁾ So einschneidend die Reichsgründung 1871 für die machtpolitischen Verhältnisse in Mitteleuropa später wurde — für die Entstehung des modernen Staates in Deutschland haben die Französische Revolution und ihr Transformator, Napoleon Bonaparte, die Bahn gewiesen. Dies geschah von außen und von „oben“; eine „Revolution von unten“ fand in Deutschland nicht statt. Sicher gab es auch deutsche Jakobiner, sicher wurden auch hier am Oberrhein Rathäuser wie Adelspaläste gestürmt, Dokumente der Unfreiheit verbrannt, Freiheitsbäume errichtet. Dennoch gilt dieses für die deutschen Verhältnisse:

— Die Jakobiner waren im alten Deutschen Reich ein kleines, bürgerliches Revolutionspotential. Bei ca. 25 Millionen Einwohnern kann man von ca. 7000 Intellektuellen sprechen, die publizierten, von denen ca. 300 zu den Jakobinern zählten, die sich an jene 20% Deutsche wandten, die mehr als lesen und

schreiben konnten, die z. B. Flugschriften verstanden,

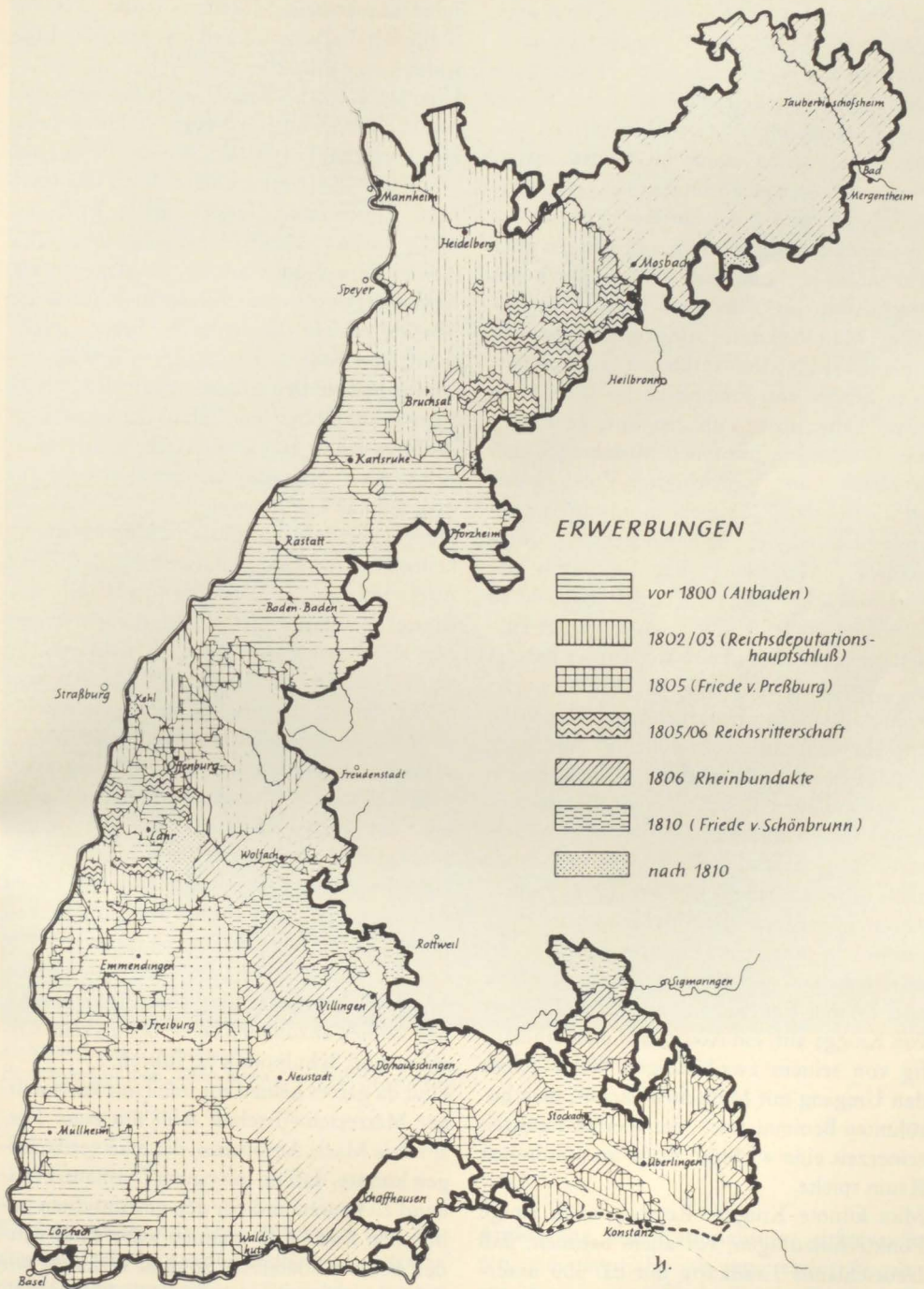
— Die deutschen Jakobiner waren Aufklärer, die weniger die Herrschaft des Volkes selbst, als für das Volk die Verhältnisse ändern wollten.

Neben einem Revolutionspotential Gebildeter gab es ein Rebellionspotential von Armen hier am Oberrhein, Bauern, die unter den Abgaben stöhnten, die den lokalen Adelsherrn haßten, sich aber nicht um die Herrschaftsform in der fernen Residenz kümmerten.

Dann gab es noch Agenten im Auftrag der französischen Revolutionsregierung, die am Oberrhein und weit darüber hinaus — bis Nürnberg und München — sich bemühten, diese Rebellion zu einer Revolution zu stimulieren und entsprechend zu organisieren: Fuhrleute, Händler, wandernde Gesellen, fahrendes Volk, Leute, die sich ein Zubrot verdienen wollten. Straßburg war dafür der wichtigste Ausgangspunkt, ab 1794 die Franz. Botschaft in Basel. Vor allem Flugschriften mit Karikaturen, Gedichte und Lieder, die man in Wirtshäuser widergab, waren die Mittel, mit denen man Stimmung machen wollte. Dies war ja ein wichtiges Ziel des revolutionierenden französischen Bürgertums in der 1. Phase der Revolution, die Nachbarvölker mit einem weltbürgerlichen Appell mitzureißen, um in Frankreich die Entwicklung im Griff zu behalten, ein Ziel, das so geplant nicht erreicht wurde.



Die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach bis zu ihrer Vereinigung 1771



Von der napoleonischen Zeit zum Großherzogtum

Diese Bewegung am Oberrhein könnte man an einzelnen Schicksalen verdeutlichen, doch die vielen Splitter würden kein geschlossenes Bild ergeben. Die deutschen Jakobiner waren meist Einzelkämpfer mit fehlenden oder geringen Kontakten ohne breite Resonanz. Warum dies so war, formuliert ein zeitgenössischer Publizist 1793 recht anschaulich:

„In den mehresten teutschen Provinzen geht es nicht so schlimm her, ist der Druck des Despotismus nicht so groß“ wie in Frankreich. „Man darf den Landesherrn selbst bey seinen Gerichtshöfen verklagen und dies läßt einen Schein von Freiheit übrig. Wir haben nicht,“ fährt unser Publizist fort, „wie ehemals Frankreich, nur einen Mittelpunkt, den ein kleiner Cirkel privilegierter Volks-Schinder umgiebt . . .“ „Es giebt in unserm Vaterlande nicht so viel allgemein gehaßte, unermeßlich reiche Leute; das Verhältnis der Wohlhabenden gegen die Armen ist nicht so auffallend ungleich. Die Günstlinge der Fürsten sammeln selten Schätze.“ Ferner gebe es in „Teutschland weniger . . . Raisonniersucht, weniger Unternehmens-Wagehals-Abentheuer-Geist, mehr Phlegma und noch mehr vernünftige Religiosität . . . Es gibt nicht so viel müß'gen Pöbel, der bey dergleichen Revolutionen immer als Werkzeug gebraucht wird.“⁴⁴) Solche und andere markante Gründe zählt in seiner Schrift „Ueber die Ursachen, warum wir vorerst in Teutschland wohl keine gefährliche politische Hauptrevolution zu erwarten haben“ der hannoverische Aufklärer und Freund der Revolution Adolf Freiherr von Knigge auf, ein Autor, den man landläufig von seinem zweibändigen Werk „Über den Umgang mit Menschen“ kennt, dem berühmten Benimm-Buch, der aber als Publizist seinerzeit eine wichtige Rolle im politischen Raum spielte.

Man könnte Knigges Register noch einige Punkte hinzufügen, vor allem betonen, daß Deutschlands Landkarte mit ca. 300 unterschiedlichen Herrschaftsverhältnissen damals eher einem Flickenteppich glich, und die große Bühne für das Befreiungsdrama mit seinem

Jubel und seinem Schrecken fehlte, wie die Weltstadt Paris mit ihren ca. 600 000 Einwohnern sie darstellte.

Hier am Oberrhein hatte auch die vorindustrielle Entwicklung erst zögernd Fuß gefaßt. Die einzigen Großstädte waren Basel und Straßburg. Karlsruhe zählte um 1800 rund 7200 Einwohner, Durlach 3800, Ettlingen 2100, Rastatt 3000, Baden-Baden 2000, alles kleine Verwaltungszentren, in denen viele Ackerbürger, also Bauern, ihr Vieh durch die Straßen trieben. Es fehlte in dieser Gesellschaft von Bauern, Kleinbürgern und Beamten die aufmüpfige Arbeiterschaft der Pariser Vororte, es fehlten jene Salons der Intellektuellen, es fehlte eine Publizistik, in der auch Adlige als Spötter und Kritiker zum Tanz auf dem Vulkan einluden.

Der Adel in der Markgrafschaft Baden spielte keine bedeutende politische Rolle, eine Adelsvertretung in Form der Landstände existierte seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr. Mit einer Zwergarmee von 1000 Bauern verstärkt werden konnte, ließ sich keine machtvolle, d. h. schuldenrättige Außenpolitik führen, zumal man voll mit sich selbst beschäftigt war. 1771 waren nach dem Aussterben der Baden-Badener Linie die beiden Markgrafschaften wieder vereinigt worden, ein schwieriger Prozeß, der Toleranz erforderte, um die Verwaltung des katholischen Baden-Baden mit der des evangelischen Baden-Durlach zusammenzufügen, das Finanzgefälle zum hochverschuldeten Baden-Badener Gebiet abzubauen, eine behutsame Kirchen- und Schulpolitik zu führen.

Und da gab es keinen roi soleil mit kostspieliger Mätressenwirtschaft oder mit einer Fürstin wie Marie Antoinette, die man verdächtigen konnte, daß sie mit einem Diamant-Halsband zu kaufen und vor den gewünschten politischen Karren zu spannen wäre. Hier wurden keine Soldaten als Söldner verkauft, wie in Hessen-Kassel geschehen. Die Werke Voltaires, andernorts verboten, konnten in Kehl gedruckt werden.



Sigismund von Reitzenstein
Pastellgemälde von Jakob Roux (Heidelberg ca. 1825)

Karl Friedrich, seit 1746 Markgraf von Baden-Durlach, war ein freundlicher Landesvater, der ein unangreifbares Privatleben führte. 1728 geboren, war als Enkel des Karlsruher Stadtgründers Karl Wilhelm im Geist der

Aufklärung, des Rationalismus aufgewachsen, ein paternalistisch regierender Absolutist, dem der preußische König Friedrich II. als *suprimus arbiter*, als erster Diener seines Volkes, Vorbild war.

Als man Karl Friedrich 1783 dankte, daß er die Leibeigenschaft aufgehoben habe, ließ er seine Antwort öffentlich bekanntmachen. Darin hieß es, „daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereinigt sei . . . ist bei mir ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zu dem Besten des Landes tun kann, dafür keinen Dank erwarten. Was mich selber vergnügt, dafür kann man mir nicht danken.“⁶⁵⁾

Der gebildete Monarch — er sprach Französisch, Englisch, Italienisch und Holländisch, — gehörte der wirtschaftspolitischen Richtung der Physiokraten an, die über das zeitgenössische Merkantilsystem hinausgreifend den Wohlstand in der Förderung der Landwirtschaft und der aus ihr sich entwickelnden Gewerbe begründet sah. Im Vergleich zu den reichen Speierer Fürstbischöfen, die im 18. Jh. im Bruchsaler Schloß residierten, oder gar zum prachtliebenden Pfalzgrafen Karl Theodor in Mannheim, war er ein sparsamer Hausvater.

Die Markgrafschaft erlebte nach Aufflackern kleinerer Unruhen, die keine große Bewegung auslösten, die Französische Revolution zunächst als Asyl für die hereinströmenden Emigranten. Bis Sommer 1790 war das noch überschaubar; aber als dann die Zivilverfassung für den Klerus in Frankreich eingeführt worden war und die Flucht Ludwigs XVI. bei Varennes 1791 scheiterte, strömte man aus dem Elsaß, aus Lothringen und woher auch ins Badische. Mit ca. 10 000 Flüchtlingen beherbergte die Markgrafschaft mehr Emigranten als Preußen und Österreich zusammen. Die Gasthöfe, die Herbergen der Orte im Rheintal waren überfüllt, den Hochadel zog es in die Residenzstadt. Der Karlsruher Stadthistoriker Friedrich von Weech schreibt: „Auch in Karlsruhe hatte eine große Menge von Emigranten ein Asyl gesucht und gefunden, und so entschieden der Markgraf im Verein mit der vorderösterreichischen Regierung der Bildung bewaffneter Korps in seinem Lande entgegentrat, ebenso hielt er französische Reklamationen gegenüber an seinen

Rechten fest, friedlichen Fremden, die den Schutz seines Landes in Anspruch nahmen, eine großmütige Gastfreundschaft zu gewähren. Ein Straßburger Zeitungsbericht weiß im April 1791 zu melden, daß der Markgraf zweimal in der Woche die Emigranten an seiner Tafel sehe . . . Daß diese vielen Gäste dem Markgrafen zuweilen lästig wurden, kann nicht Wunder nehmen, und es mag wohl sein, daß er seine Reise, die er im August 1791 . . . nach dem Oberland antrat, . . . nicht ohne die Absicht unternahm, sich dem Übermaß an Ansprüchen, die an seine Gastfreundschaft seitens der Emigranten gestellt wurden, wenigstens für einige Zeit zu entziehen.“⁶⁶⁾ — Der Durlacher Korrespondent der „Schwäbischen Chronik“ schrieb, daß sich die meisten Emigranten ruhig betragen würden und sich durch Sparsamkeit und Bescheidenheit Achtung erwürben. „Doch finden sich einige unter ihnen“ heißt es weiter, „die auch im Ausland und im Unglück andere Menschen fühlen lassen, welche Herrscherrollen sie auch in den kleinsten Sphären gespielt haben.“⁶⁷⁾

Als Soldaten im Corps des militärischen Führers der Emigranten, des Prinzen von Condé, sich zahlreiche Übergriffe gegenüber der Bevölkerung erlaubten, war es nicht verwunderlich, daß deutsche Revolutionssympathisanten Zulauf erhielten. Bauern verweigerten z. B. Einquartierungen und Verpflegung, wenn es der Markgraf nicht eigens befahl. Man fürchtete, daß Teile der nahezu 10 000 Emigranten „mit ihren lockeren Sitten die Jugend verdürben“⁶⁸⁾, anders als jene flüchtenden elsässischen Pfarrer, Handwerker, Tagelöhner, die man als seinesgleichen betrachtete — ein vielschichtiges Zusammenstoßen und Zusammenwachsen von Menschen dieseits und jenseits des Rheins.

Die folgenschwerste Begehung mit dem revolutionären Frankreich fand für die Landschaft am Oberrhein militärisch statt. 1792 begann der 1. Koalitionskrieg, in dem die Markgrafschaft ein Kontingent von 1000 Mann den antirevolutionären Mächten Österreich und Preußen zur Verfügung stellte.

1795 scherte Preußen aus, um bei der Teilung Polens freie Hand zu haben. Der Markgraf von Baden hatte dagegen im September 1794 noch aufgerufen: Das Vaterland ist in Gefahr . . . ich schlage vor, die Fürsten Teutschlands sollen sich enger verbinden, um ausserdem, waß sie vermöge Ihres Reichsverbandes zu thun schuldig sind, alle äußersten Kräfte aufzubieten und zweckmäßig zu verwenden“.⁹⁾ Die laue Haltung der Reichsstände beeinflusste aber Karl Friedrich nach längerem Zögern, dem preußischen Vorbild zu folgen, wenn auch schlechten Gewissens, und ahnend, daß auch dies zum Anfang vom Ende des alten Deutschen Reiches beitragen könnte.

Nun aber war das Revolutionsheer bei Kehl über den Rhein gedrungen, der Markgraf zog sich in die Gegend um Ansbach ins Fränkische zurück. Die Karlsruher begrüßten die einrückenden Franzosen unterschiedlich, teils mit Freuden, teils mit Angst und Ablehnung. Der Hofbedienstete Lanzer führte in der Zeit vom 6. Juli bis 14. September 1796 Tagebuch und schilderte die ersten französischen Truppen „als barfuß, in Kitteln, ohne Säbel, oft ohne Gewehr, mit Prügeln, in summa 119 Mann. Bei Mühlburg standen 900 Grenadiere und 400 Musketiere auch ohne Säbel, mit blutigen Prügeln, ohne Schuh . . . im ganzen 2000 Mann, eine wahre Räuberbande gegenüber 15 000 Kaiserlichen. Die Galle lief mir über“, sagt er, „als ich diese Lotterbuben sah.“¹⁰⁾ Gewiß, so sah diese Revolutionsarmee in den Augen eines höfischen Dieners aus, ein Volksheer, in dem der Leutnant sein Gepäck wie jeder andere Soldat auf dem Rücken trug und voranstürmte, ohne Sorgen haben zu müssen, daß ihm auch alle folgten, während auf der anderen Seite Offiziere mit sorgfältig gepuderten Zopfperücken sich in ihren Kaleschen an die Front fahren ließen, weil Herren von Adel nicht unnötig zu Fuß gingen; und hinter den Soldatenkadern achteten Sergeanten, daß keiner desertierte. Der Aufprall zweier Systeme, zweier Epochen

wird kaum sinnfälliger als in diesem ersten Koalitionskrieg.

Karl Friedrich hatte den 30jährigen Landvogt von Rötteln — heute etwa Landrat — Sigismund von Reitzenstein als badischen Unterhändler mit Paris verhandeln lassen. Dieser konzipierte 1796 einen Sonderfrieden zu Basel, eine politische Gradwanderung, die der zaudernde 67jährige Markgraf dann doch nachvollzog, wenn auch die pro- und antifranzösischen Lager an seinem Hof abwechselnd die Oberhand gewannen, so daß sich Reitzenstein über die „unendliche Langweiligkeit des Hofes“ in Karlsruhe mit den Worten beklagte: „Dort schläft man nur gut, wenn man auf morgen verschoben hat, was man heute hätte beenden sollen.“¹¹⁾

Wenn jemand die „Revolution von oben“ auslöste, oder anders ausgedrückt als Gründer des Großherzogtums Baden bezeichnet werden kann, dann jener fränkische Freiherr von Reitzenstein, der nach seinem Studium in Göttingen und Erlangen mit 22 Jahren als Hofrat in badische Dienste trat und hier eine steile Karriere erlebte. Reitzenstein gelang es einerseits, seinen Fürsten davon zu überzeugen, daß „unter den Kanonen Straßburgs“ die Markgrafschaft nur bei einem Votum für Frankreich überleben könne; andererseits konnte er in Paris klarmachen, daß Frankreich Interesse haben müsse, mit einem einzigen, freundlich gesonnenen Staat am Oberrhein kooperieren zu können. Die späteren Siege Napoleons bestätigten die Richtigkeit dieser Politik. Die Markgrafschaft wurde 1803 zum Kurfürstentum erhoben, nachdem ihr Territorium im Reichsdeputationshauptschluß um die östliche Kurpfalz im Norden und das Hochstift Konstanz im Süden sowie viele Teile der Bistümer Speyer, Straßburg und Basel erweitert worden war. Dazu kamen Abteien im Zuge der Säkularisierung der Kirchengüter und die Annexion ehemaliger Reichsfürstentümer und Herrschaften im Zuge der Mediatisierung. Es hätte wenig gefehlt, dann wäre Baden ein Königreich geworden, wie dies dem ständig skeptisch be-

ägten Nachbarland Württemberg gelang. Das Ganze war freilich ein nicht sehr edles Geschacher um Besitz: eine andere Außenpolitik hätte aus dem Land rechts des Oberrheins freilich auch französische Departements werden lassen können, wie das andernorts links des Rheins geschah.

Man weiß aber auch, welchen Preis das 1806 zum Großherzogtum erweiterte Baden zahlen mußte. Mit dem Rheinbund, in den Baden eintrat, eintreten mußte, schuf sich der französische Kaiser ein System von Satellitenstaaten, das ihm militärisch, wirtschaftlich und damit allgemein politisch helfen sollte, sein Empire française zu errichten. Und das kostete einen hohen Blutzoll, auch für Baden. Die badischen Hilfstruppen, in denen französisches Reglement eingeführt worden war, wurde nicht erst 1812 in Rußland zerrieben, wo von 6500 Soldaten ca. 400 heimkehrten. Schon bei der Ausweitung des Krieges auf die Iberische Halbinsel 1808 kämpfte eine badische Legion gegen die aufständischen Spanier. 2000 badische Soldaten mußten im Herbst 1808 den Weg über Metz, Orleans, Bordeaux bewältigen, 1500 km zu Fuß in 48 Tagen, um dann, eingereicht in eine „Deutsche Division“, 5 Jahre lang in einem grausamen Partisanenkrieg gegen Spanier und später Engländer zu kämpfen.

Neben den außenpolitischen Turbulenzen waren die inneren Reformen im neuen badischen Staat von tiefgreifender Bedeutung. Der Prozeß der inneren Konsolidierung schien schwieriger zu werden als der Erwerb von Territorien selbst, die zersplittert waren in drei Konfessionen, landsmannschaftlich eigenständig in Brauchtum und Dialekt, in Recht und Verwaltung. Der alternde Monarch hätte diese Reform allein nie bewältigt, wären ihm nicht hervorragende Minister zur Seite gestanden. Johann Friedrich Brauer, 1754–1813, ein immens fleißiger und effizient arbeitender Kärner seines Herrn, versuchte die Assimilierung der neu erworbenen Gebiete an die Markgrafschaft mit einer Vermischung von Altem und Neuem. Fast zy-

nisch modern klingt sein oft zitierter Leitsatz, „möglichst das Alte, und wo es verschieden ist, aus ihm das Beste beizubehalten, es aber in seinen Benennungen und Formen dem Zeitgeist anzupassen, der . . . gar leicht sich mit Worten statt Sachen sättigen läßt.“¹²⁾ Das war der Tenor jener 13 Organisationsedikte und Konstitutionsedikte von 1803. So wollte er die Rechte des Adels, der Kirchen, der Städte noch weitgehend respektieren. Doch dem neuen Staat drohte eine Organisationskrise wie ein finanzieller Zusammenbruch. Napoleon meinte nicht dulden zu können, daß das Glacis, was er sich als Stütze für seinen militärischen und finanziellen Machtbereich geschaffen hatte, ihm nicht das notwendige Potential böte, das er sich versprochen hatte. Seine „Fortschrittlichkeit“ fand da eine Grenze, wo sein Imperialismus tangiert wurde.

Da war es wieder der Freiherr von Reitzenstein, nun zum leitenden Staatsminister berufen, der mit dem Organisationsedikt von 1809 Baden nach französischem Vorbild straff organisierte. Der bisherige Geheime Rat, das Kabinett alter Prägung, war ein Kollegium ohne getrennte Ressortverteilung. In der Ausführung der Weisungen des Monarchen waren mehr oder weniger alle für alles verantwortlich, und kollegial gefaßte Beschlüsse wurden gemeinsam umgesetzt. Jetzt führte Reitzenstein das Prinzip des Fachministeriums ein — Auswärtiges, Inneres, Finanz, Justiz, Kriegswesen — das, jeweils hierarchisch gegliedert, von einem allein verantwortlichen Minister als Ressortchef geleitet wurde. Ein Ministerialdirektor, so hieß später der noch heute geläufige Titel, vertrat ihn, wobei Fachbeamte nach Vorbildung und Leistung und nicht allein nach Geburt und Stand rekrutiert wurden. Es war die Geburtsstunde des modernen Beamtentums in Baden, zunächst begrenzt auf ca. 1000 Personen, die nach Erwerb einer Hochschulreife ein akademisches Studium absolviert hatten. Erst gegen Mitte des 19. Jh. wurden die — schlecht bezahlten — Subalternen, also Kanzleischreiber,



*Markgraf Carl Friedrich von Baden am Waldrand von Baden-Baden
Porträt von Philipp Jakob Becker, um 1790*

Amtsboten, Hilfspersonal — schrittweise in das Beamtenverhältnis übernommen. Um 1800 meinte man, nur der höhere, selbständig arbeitende Beamte sei durch Karriere motivierbar, nur er könne die Organisationsziele des neuen Staates verinnerlichen, so daß es nicht nötig sei, ungehorsame Beamte, die es immer gegeben hatte, durch Strafandrohungen zu disziplinieren. Ein Handeln außerhalb der Kompetenzen erschien als ehrenrührig; es bildete sich das, was später als „Beamtenethos“ bezeichnet wurde.¹³⁾

Die enge Bindung der neuen Beamtenschaft an den Staat wurde mit dem Privileg des Entlassungsschutzes und des Anspruchs auf Ruhegehalt belohnt. Schließlich rundete eine neue Ziviluniform mit feiner Abstimmung der Rangabzeichen, Zivilverdienstorden nach dem Muster der französischen Ehrenlegion sowie in Einzelfällen die Verleihung des Personaladels wie im napoleonischen Frankreich das äußere Bild ab. Dieser neue Beamtentyp verstand sich aber nicht mehr als Fürstendiener, sondern als Staatsdiener. „In Finanz- und Eigentumsangelegenheiten wurde zwischen Dynastie und Staat unterschieden: man kann von einer Überordnung des Staats über den Fürsten sprechen; der Monarch wurde zum Funktionär der Monarchie“, so formuliert es Thomas Nipperdey und fährt fort: „Die gerade in dieser Zeit auffallende Verbürgerlichung des Lebensstils der Monarchen ist eine Parallelerscheinung zu dieser Verfassungsverschiebung.“¹⁴⁾

Reitzenstein teilte in dem Organisationsedikt von 1801 Baden in 10 Kreise ein, und zwar nicht nach historischen oder konfessionellen Gesichtspunkten, wie sie noch Brauer für richtig hielt, sondern nach geographischen, streng rationalen Kriterien, an ihrer Spitze je ein Kreisdirektor, der wie ein französischer Präfekt mit einem zwar gewählten, dann aber vom Staat eingesetzten Bürgermeister bis in die nun verstaatlichte Gemeinde durchgreifen konnte. Soweit ständische Strukturen noch existierten, wurden sie im Säurebad des von Karlsruhe aus dirigierte Anstaltsstaat aufge-

löst, was nicht immer nur Liebe zur Residenzstadt Karlsruhe in den neubadischen Gebieten auslöste. Die „administrative Integration“ drang in alle Lebensbereiche ein: Zuzug, Wegzug, Geburt, Heirat, Schule, Beruf, eine patriarchalische Obrigkeit, die in der Aufklärung wurzelte und doch zugleich das 19. Jh. vorbereitete, in Baden so stringent wie kaum in einem anderen deutschen Staat.

Einen besonderen Einschnitt stellt die Einführung des Code Napoleon dar, der von Minister Brauer 1803 in der von ihm transportierten Form des „Code civil“ für Baden übernommen wurde.

Der Code Napoleon, ein Gesetzbuch, das wesentliche Prinzipien der Französischen Revolution realisierte, nämlich staatliche Einheit und Gleichheit vor dem Gesetz für alle Bürger, ohne Klassenunterschiede.

Freiheit in den Individual- und Eigentumsrechten war schon von einer Kommission der Nationalversorgung unter dem Vorsitz von Cambacerès konzipiert, dann aber von Bonaparte nachhaltig beeinflusst worden, und das nicht immer in liberaler Weise. Man denke nur an die Artikel zur Familie, die dem Vater eine fast despotische Gewalt über die Familie zusprechen, einschließlich des Rechts, ein Kind für einen Monat einzusperren, einschließlich der völligen Unterwerfung der Ehefrau unter den Gatten. „Einer Braut“, so hatte Bonaparte als korsisches Oberhaupt einer Großfamilie vor dem Staatsrat erklärt, „einer Braut muß klar gemacht werden, daß sie von der Stunde an, da sie der elterlichen Vormundschaft entschlüpft, unter jene ihres Gatten fällt.“¹⁵⁾

Bei aller Unterschiedlichkeit in der Rechtsstellung der Geschlechter ist dennoch festzuhalten, daß die Einführung des Code Napoleon den Durchbruch der bürgerlichen Freiheiten in den Rheinbundstaaten bedeutete, und Brauer hat das unter den gegebenen Verhältnissen Mögliche durchgesetzt. „Das badische Gesetzbuch beseitigte alle Partikularrechte; es vereinfachte u. a. die Besitzrechte und regelte die Vertragsarten der Grundleihe und

Erbpacht, es verlangte die Eintragung der Grundrenten in die Lagerbücher, um die chaotische Vielfalt des Abgabewesens zu ordnen . . . Die kontrastierende Gegenüberstellung von Zusätzen, die überkommenes Recht bewahrten und Originalartikeln, die zukünftiges Recht vorwegnahmen, deutete an, daß es keineswegs in der Absicht des Gesetzgebers lag, den Status quo festzuschreiben, sondern im liberalen Sinn weiterzuentwickeln.¹⁶⁾ Liberal war die Forderung nach Pressefreiheit, Publizität der Gesetzgebung, Gleichstellung aller Bürger vor dem Gesetz und Unabhängigkeit der Justiz, liberal war die Ablehnung der Feudalrechte. Konservativ war die Einschränkung der politischen Rechte der Volksvertretung auf Steuerbewilligung und Gesetzesberatung.

In einem Vortrag im Sept. 1808 erklärte Brauer: „Der Code Napoleon will eigentlich nichts als die Erkennbarkeit und Anwendbarkeit der Vernunftgesetze in einer bedingten Lage eines Staates durch deren positive Auslegung sichern.“¹⁷⁾ Bedingte Lage, d. h. die alte Agrarverfassung blieb weitgehend bestehen, weil man bei einer Reform auch in diesem Bereich die finanziellen Folgen fürchtete. Dennoch wurde von vielen dieses Gesetzeswerk mit Emphase begrüßt, und der zeitgenössische Philosoph A. v. Feuerbach rief 1808 aus: „Wohin Napoleons Gesetzbuch kommt, entsteht eine neue Zeit, eine neue Welt, ein neuer Staat.“¹⁷⁾

Man müßte noch von anderen Auswirkungen der Französischen Revolution auf Baden berichten, z. B. über im Bereich der Wirtschaft oder über das sogenannte „Judenedik“, nach dem den Juden 1809 die Staatsbürgerschaft in Baden zuerkannt wurde.

Erwähnt sei noch die Reorganisation der Universität Heidelberg.

In der alten Markgrafschaft war lange Zeit die Gründung einer eigenen Hochschule geplant worden, doch hatte es immer am notwendigen Geld gefehlt. Jetzt hatte das Großherzogtum quasi über Nacht mit Freiburg zwei Universitäten, die unterhalten werden

mußten. Die Universität Heidelberg zählte 1803 keine 50 Studenten, aber eine Schuldenlast von 60 000 Gulden, da sie ihre Besitzungen links des Rheins verloren hatte, ja sie stand kurz vor der Auflösung. Sigismund von Reitzenstein war nicht nur Begründer des Großherzogtums; er wurde auch Neugründer der Universität Heidelberg. Als Curator führte er im Namen des Rektors, das war immer der Großherzog, die Reorganisation der Ruperto Carola im Geist einer liberalen Aufklärung durch. So wie die ehemals geistlichen Territorien politisch säkularisiert wurden, so vollzog sich nun in der ehemaligen Jesuitenhochschule eine geistige Säkularisation. In der alten Universität Heidelberg, die den Staub des Mittelalters noch nicht abgeschüttelt hatte, waren bisher Lehrstühle nach Gunst oder Verwandtschaft vergeben worden. Auf Erbprofessuren folgten dem Vater der Sohn, der Schwiegersohn, der Enkel, die nacheinander in derselben Fakultät ihre oft geerbten Manuskripte vorlasen. Es glich einer akademischen Revolution, nun Gelehrte nach wissenschaftlicher Leistung, unabhängig von ihrer Konfession, auch aus andern Staaten zu berufen. Reitzenstein hoffte, „daß von der reorganisierten Universität Heidelberg die bessere wissenschaftliche Kultur des südlichen Deutschlands ausgehen werde . . . Nächst einer weisen und wohlthätigen inneren Administration,“ so schrieb er, „wozu aber schon die Beförderung der Wissenschaft als ordentlicher Bestandteil gehört, können Regenten durch nichts mehr als durch letztere insonderheit ihren Ruhm verherrlichen, und dieser ist bleibender als jener des Eroberers.“¹⁸⁾ Der Humanist Reitzenstein berief Rationalisten wie maßvolle Romantiker auf die freien Lehrstühle und stärkte neben der juristischen Fakultät — die Staatswissenschaft für die künftigen Beamten — in erster Linie die philosophische Fakultät. Er versprach sich von einer Beschäftigung mit dem Altertum ein Heilmittel, das kommende Generationen davor bewahren sollte, „den freien lebendigen Geist zu töten, ohne den nichts Edles gedeiht“¹⁹⁾, eine

Gefahr, die er auch in einer zu ängstlichen Aufsicht und Bevormundung der Universität durch die Bürokratie sah. Er wollte vielmehr dem Staat demonstrieren, „wie die Universität seinen Interessen und sogar seinen Bedürfnissen entspricht“²⁰⁾ — Zeugnisse eines autonomen Politikers, Prinzipien, die auf jenem Satz gründen, wonach die Menschen frei und an Rechten gleich geboren werden und frei bleiben, so beginnt im Artikel 1 die Erklärung der Menschenrechte.

Könnte man sich vorstellen, daß all diese Reformen auch ohne den Einfluß der Französischen Revolution vollzogen worden wären? Wohl kaum.

Ohne diesen Zeitsprung von 1789 hätte die „deutsche Fürstenrevolution“ des 18. Jhs. in Gestalt von Monarchen wie Karl Friedrich wahrscheinlich nicht so früh zu einem Konstitutionalismus samt einschneidender Strukturveränderung geführt, wie dies die Badische Verfassung 1818 widerspiegelt. Revolution links und Reform rechts des Rheins sind letztlich keine so völlig verschiedenen Wege zur Moderne, und die badischen „Revolutionäre von oben“ wurden nicht minder als Machiavellisten, als Vaterlandsverräter gescholten wie später als Schrittmacher des „Geheimratsliberalismus“ gefeiert.²¹⁾ Baden war und blieb noch Jahrzehnte ein Hort revolutionärer Aufklärung, trotz Rückschläge in der Restaurationszeit Metternichscher Prägung. Im Rahmen der damaligen Möglichkeiten hat man um 1800 versucht, Verhältnisse für den einzelnen Menschen zu verbessern und sich am Mantel der vorüberauschenden Geschichte festzuhalten, auch wenn die badischen Reformer letztlich unter der *conditio humana* standen, das Bessere zu wollen und das Unvollkommene zu schaffen.

Anmerkungen

¹⁾ Gekürzte Fassung eines Vortrags im Rahmen der „Europäischen Kulturtage Karlsruhe 1989 — Französische Revolution —“ am 18. Mai 1989

²⁾ Th. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800—1866*, 1983, S. 11

³⁾ L. Gall, *Der Liberalismus als regierende Partei*, 1968, S. 3

⁴⁾ J. Voss (Hrsg.), *Deutschland und die Französische Revolution*, 1983, S. IX, 17. Deutsch-französisches Historikerkolloquium des Deutschen Historischen Instituts Paris 1981

⁵⁾ A. L. v. Schlözer, *Staatsanzeigen*, 5, 1783, S. 302 ff.

⁶⁾ F. v. Weech, *Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung*, 1895, Bd. 1, S. 100

⁷⁾ a. a. O. S. 102

⁸⁾ a. a. O. S. 117

⁹⁾ K. Hofmann, *Quellenbuch, zur badischen Geschichte*, 1913, S. 67

¹⁰⁾ K. G. Fecht, *Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe*, 1887, S. 156

¹¹⁾ K. Stiefel, *Baden 1648—1952*, 1977, S. 169

¹²⁾ W. Andreas, *Geschichte der badischen Verwaltungsorganisation*, 1913, S. 170

¹³⁾ vgl. B. Wunder, *Rolle und Struktur staatlicher Bürokratie in Frankreich und Deutschland*, in „Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution“, hrsg. H. Berding u. a. 1989, S. 139

¹⁴⁾ Th. Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800—1866*, 1983, S. 72 f.

¹⁵⁾ Chr. Herold, *Der korsische Degen*, 1966, S. 149

¹⁶⁾ E. Fehrenbach, *Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht, Die Einführung des Code Napoleon in den Rheinbundstaaten* 1974, S. 104

¹⁷⁾ E. Fehrenbach, *Der Kampf um die Einführung des Code Napoleon in den Rheinbundstaaten*, 1973, S. 42

¹⁸⁾ F. Schnabel, *Sigismund v. Reitzenstein*, 1927, S. 94

¹⁹⁾ a. a. O. S. 85

²⁰⁾ a. a. O. S. 95

²¹⁾ vgl. H. Berding, H. P. Ullman (Hrsg.), *Deutschland zwischen Revolution und Restauration*, 1981, S. 11 ff.

Jedes Land hat sein eigenes „1789“

Die Französische Revolution, Baden, die frühen Demokraten und die Forschungslage

Heinrich Hauß, Karlsruhe

1989 — Bicentenaire de la Révolution, das Jubiläum weckt das Bedürfnis, sich ein Bild zu machen von „Baden“ während der Französischen Revolution und von der Französischen Revolution und Baden. Die Schwierigkeit, sich ein Bild zu machen, zeigt die doppelte Thematisierung an. „Baden“ existierte zur Zeit der Französischen Revolution nur als obere und untere Markgrafschaft und dem Gebiet der Baden-Badener Linie. Alle anderen Gebiete, die zwischen 1803 und 1805/6 zum großherzoglichen Baden kamen — österreichische, kurpfälzische, bischöfliche, — klösterliche, reichsritterschaftliche und reichsstädtische Gebiete — empfinden wir aber vom Standpunkt 1806 aus zur badischen Geschichte gehörig. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, daß das „1789“ der badischen Geschichte eigentlich ein „1806“ ist und es nicht das Frankreich der Revolution ist, das den „Modernisierungsschub“ von 1806 in Gang setzt, sondern das Frankreich Napoleons. Andererseits aber nimmt die „Rezeption französischer revolutionärer Errungenschaften in den rheinbündischen Reformen“ „reformabsolutistische Traditionen“ (H. U. Thamer) der Zeit vor der Französischen Revolution wieder auf. Und schließlich schieben sich die Bestrebungen der frühen radikalen Demokraten oder „Jakobiner am Oberrhein“ zu einer Republikanisierung des Südwestens zwischen machtorientierte französische Politik und bewußte Annäherung Reitzensteins an Frankreich.

„Baden“ während der Zeit der Französischen Revolution und die Französische Revolution und Baden — das ist ein Themenkomplex der Überblendungen: Machtpolitik und Moder-

nisierungsschub, reformabsolutistische Traditionen und Rezeption französisch revolutionärer Errungenschaften, „utopische Anläufe“ (M. Kossok) früher Demokraten und „machiavellistische“ Politik (L. Gall) Reitzensteins. In der Tat, eine recht beunruhigende, doch auch faszinierende Mischung von Elementen und Überblendungen, doch kein „mythe mobilisateur“ des einen Begeisterung erheischenden historischen Ereignisses.

I. „Baden“ — 1796 zum Beispiel

„Je mehr wir uns der verwickelten Zusammenhänge zwischen dem alten, vorrevolutionären und dem bürgerlichen Europa bewußt werden, je mehr Bündel ganz ungleich verlaufender Entwicklungslinien wir dank der modernen historischen Forschung herauspräparieren können, desto mehr empfinden wir vielleicht das Bedürfnis nach der Symbolkraft eines großen historischen Ereignisses¹⁾“. In Frankreich hat der 14. Juli 1789 eine solche Symbolkraft. Die anderen europäischen Länder haben jeweils ihr eigenes „Jahr 1789“, wie M. Kossok treffend bemerkte, denn früher oder später, dazu auf unterschiedliche Weise und mit abweichenden Resultaten vollzogen die anderen Länder „ihr 1789“. Sucht man in der badischen oder süddeutschen Geschichte nach einem Datum, das Entwicklungen abschließt, neue Entwicklungen einleitet, ein Datum für das, was man den „Modernisierungsschub“ im Gefolge der Französischen Revolution genannt hat, wird einem un schwer das Datum des 12. Juli 1806 — Datum der Rheinbundakte — einfallen. Rheinbund und rheinbündische Reformen sind gewissermaßen das badische „1789“.

Entwurf
 einer
 republikanischen
 Verfassungs-Urkunde,
 wie sie
 in Deutschland
 taugen möchte.



Im Jahr der Statterpolitik.

F. v. J. 1799.

Entwurf einer republikanischen Verfassungsurkunde wie sie für Deutschland taugen möchte, anonyme Flugschrift von 1799

Bei einem Datum „Badens“ während der Französischen Revolution wird es sich nur darum handeln können, einen modellhaften Fixpunkt ausfindig zu machen, der die Positionen, Aktivitäten, Mentalitäten und Meinungen für einen Moment faßbar werden läßt. 1796 mag als ein solcher Fixpunkt gelten. 1796 wird in „Baden“ Atmosphärisches in Personen und Ereignissen faßbar: in Johann Peter Hebel, dem Hofdiakon und späteren Prälaten, in dem Pfarrer Philipp Jakob Herbst, in Theobald Bacher, dem Gesandtschaftssekretär in Basel, in den „Revolutionären“ Georg List und Ernst Jägerschmidt, in den Generälen Moreau, Laborde, Regnier und schließlich in dem Landvogt Sigismund von Reitzenstein.

Ein Hofdiakon macht eine Reise in das Oberland

1796 unternimmt der Karlsruher Hofdiakon Johann Peter Hebel, der später der „Innenarchitekt Badens“³⁾ werden sollte, eine Reise ins Oberland und wird Augenzeuge des Rückzuges der Franzosen über den Rhein. Am 6. November 1796 schreibt er einen Brief an den Karlsruher Hofbotanikus Gmelin „vom Zustande unsers lieben Oberlandes“. Im gleichen Jahre wird Napoleon général en chef d'Armée d'Italie, und Hebel wird in „Der Kaiser und die Obstfrau von Brienne“ 1809 — das Jahr des Organisationsediktes Reitzensteins — die Beschreibung der Karriere Napoleons mit den Worten abschließen: „Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her“. „Daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder so auf einmal auf das Jahr 1789“⁴⁾ zurückschnellen könnte, das konnte Hebel Erschrecken einjagen. In Hebel wird der patriarchalisch aufgeklärte Regierungsstil Karl Friedrichs über die Revolutionszeit hinweg in Form der aufgeklärt humanistischen Geschichten des Rheinländischen Hausfreundes in die Zeit nach 1806 hinübergerettet werden.

Ein Pfarrer in Steinen schreibt an seinem Tagebuch

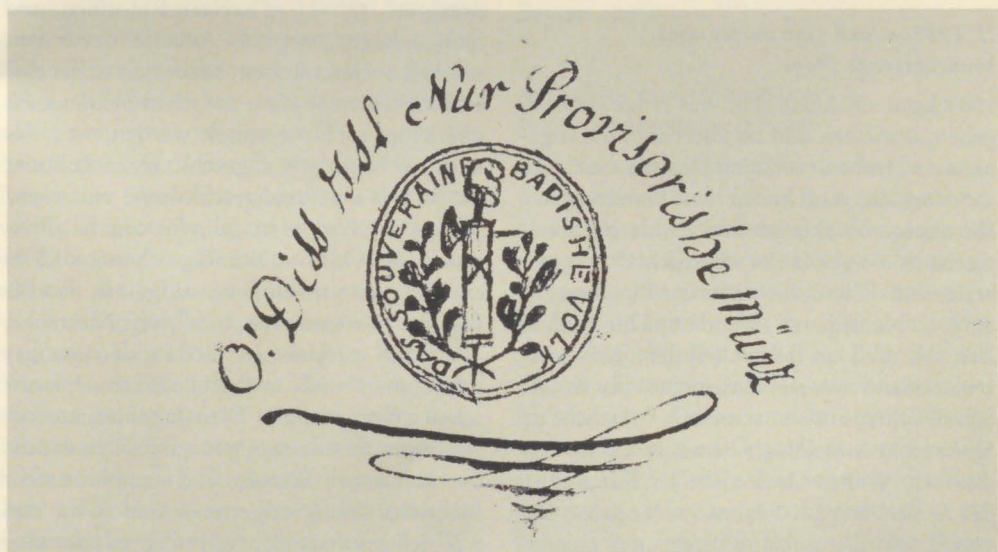
Am 5. Juli 1796 schreibt der Pfarrer in Steinen, Philipp Jakob Herbst, der die Wiesentaldörfer Steinen, Hägelberg, Höllstein und Hüfingen betreute, angesichts des Anmarsches der Franzosen über den Rhein in sein Tagebuch: „Die Armen, sonderlich die liederlichen Armen, zum Teil auch Reiche, freuen sich auf die Franzosen und äußern jetzt ihre Gedanken öffentlich. Sie erwarten eine gänzliche Umänderung der Welt, und meinen, die Armen bekämen jetzt große Bauernhöfe, die Reichen würden ihre Tagelöhner. Sonderlich wird den sogenannten Herren das Los übel gelegt. Sie sollen abgeschafft und das Land durch badische Sansculotten oder

vielleicht durch niemanden regieret werden⁶⁵). Ähnlich schreibt der badische Amtsbote Johann Philipp Zuflucht 1796: „Übrigens wird es auch wahr, daß viele im Land sich den Begriff von Frankreich so machten, daß nämlich die Herren dort abgeschafft wären, man könne nur so ganz ungehindert leben — man zahle nichts mehr — und wenn die Franzosen einmal kommen, so werden sie sagen: Jetzt liebe Nachbarn wollen wir euch freimachen, ihr zahlt nun keinem Menschen nichts mehr, die Beamten und Vorgesetzten sind abgeschafft und die Schulden bezahlt⁶⁶).

Ein General überschreitet den Rhein bei Kehl und durchkreuzt die Insurrektionspläne

In der Nacht vom 24. auf den 25. Juni überschritt die französische Armee unter General Jean Victor Moreau den Rhein bei Kehl, fernab von den badischen Oberlanden. Geplant war ein Rheinübergang bei Hüningen. Georg List und Ernst Jägerschmidt hatten sich zuvor um eine Koordination zwischen dem Einmarsch der Franzosen und einer In-

surrektion mit anschließender „Republikanisierung“ Süddeutschlands bemüht. Am 3. Mai 1796 war das Direktorium gewillt, „der Freiheit in Deutschland Eingang zu verschaffen“. Am 4. Juli 1796 warnte Theobald Bacher, Gesandtschaftssekretär und Experte des Nachrichtendienstes in Basel, die badischen Behörden: „Die Ober- und Unterbeamte und andere Vorgesetzte des Markgrafen von Baden sind hiermit eingeladen, sich nicht von ihren Wohnorten zu entfernen in dem Augenblicke, wo der Kriegsschauplatz auf das rechte Ufer des Oberrheins versetzt worden ist. Ihre Gegenwart und Mitwirkung werden sehr notwendig sein, um die gute Ordnung und die Ruhe (le bon ordre et la tranquillité) in den oberen und unteren markgräflichen Landen zu erhalten⁶⁷). Die Insurrektion findet nicht statt. Am 3. Juli schreibt List an den Außenminister Delacroix: „Nous sommes plongé dans un incertitude pénible“ — „Wir sind in eine peinliche Ungewißheit gestürzt ... durch die Operationen der Armee ... das durchkreuzt alle unsere Pläne, bringt die Freunde der Freiheit aus der Fassung⁶⁸).



Republikanisches badisches Siegel, Stempelabdruck von Johann Friedrich Huber, 1799, Badisches Generallandesarchiv. Der Stempel zeigt in der Mitte ein eichenlaubumkränztetes Liktorenbündel mit Jakobinermütze und der Inschrift: „Das souveraine badische Volk“. Die Umschrift lautet: „O! Diss ist nur eine provisorische Münz“.

Georg List wurde im Hauptquartier von Generalstabschef Regnier kurz und bündig be- deutet: „Als man eueren Projekten Gehör schenkte, rechnete man auf eine Erleichterung des Rheinübergangs . . . ; dieser fand ohne jedes Hilfsmittel statt, und im Rücken der Armee duldet man keine Revolutionen⁹⁾.“

Sigismund von Reitzenstein plant Baden

Der Architekt Badens, Sigismund von Reitzenstein, schließt am 20. Juli 1796 einen vorläufigen Waffenstillstand mit den Franzosen, und der badisch-französische Geheimvertrag vom 22. August 1796 zeichnet die zukünftige territoriale Erwerbspolitik Badens vor.

1796 — ein Hofdiakon macht eine Reise, ein Pfarrer schreibt an seinem Tagebuch, Leute haben sonderbare Begriffe von Frankreich, ein General überschreitet an nicht vorgesehener Stelle den Rhein und ein Landvogt leitet zukunftsweisende politische Schritte ein. Aber „List läuft zwischen Basel, Straßburg und Paris ständig hin und her, mit Jägerschmidt an einer Insurrektion in der oberen Markgrafschaft zu arbeiten“¹⁰⁾.

II. 1989 — und eine immer noch beunruhigende Frage

1989 kann ein Anlaß sein, der Frage nachzugehen, inwieweit und ob überhaupt die sogenannten „frühen radikalen Demokraten“ und ihr Versuch, Ergebnisse der Französischen Revolution unmittelbar und politisch zu rezipieren in die „badische Geschichte“ eingearbeitet sind. Bekanntlich wies der Bundespräsident G. Heinemann 1970 darauf hin, daß es Zeit sei, „daß ein freiheitlich demokratisches Deutschland unsere Geschichte bis in die Schulbücher anders schreibt“, nämlich im Sinne einer Archäologie demokratischer Traditionen. Walter Grab zieht im Katalog zu der Ausstellung „200 Jahre Französische Revolution in Deutschland“ folgendes polemische Fazit: „Kaum ein bundesrepublikanischer Lehrstuhlinhaber hat sich die Untersuchung der demokratischen Bewegungen in

den Teilstaaten des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ zur Hauptaufgabe gemacht. In den Schulbüchern ist von den konsequenten Parteigängern der Französischen Revolution, die die politischen Errungenschaften des Nachbarlandes auf Deutschland zu übertragen versuchten, wenig die Rede; ein großer Teil der Historikerzunft . . . huldigt noch der Auffassung, die deutsche Jakobinerbewegung sei lediglich eine folgenlose und marginale Erscheinung der Revolutionsepoche“¹¹⁾. In der „badischen Geschichte“ sind die „Süddeutschen Jakobiner“ oder „Jakobiner am Oberrhein“ praktisch nicht präsent. In der „Geschichte Baden-Württembergs“ von Rinker und Setzler werden sie nicht mit einem Wort erwähnt. Dominierend ist in der heutigen Forschung wieder das Interesse am Rheinbund, und zwar in einer Verbindung der Gleichberechtigung rheinbündischer und preußischer Reformen. Dieses Interesse dokumentierte auch die Ausstellung des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart „Baden-Württemberg im Zeitalter Napoleons“ (1987). Im allgemeinen stehen Realität machtpolitisch begründeter, „gedrängter“ (H. U. Thamer) Reformen und ohnmächtige, „utopische Anläufe“ der frühen radikalen Demokraten bezugslos nebeneinander. Vielleicht kann zwischen beiden auch überhaupt nicht vermittelt werden, weil das eine ein historisch abgeschlossenes Faktum, das andere eine unabgeschlossene und unabschließbare Utopie ist. „Ein historisches Phänomen rein und vollständig erkannt und in ein Erkenntnisphänomen aufgelöst, ist für den, der es erkannt hat, tot“, sagt Nietzsche, — und das spräche eigentlich für den unabgeschlossenen und unabschließbaren historischen Gegenstand. Die Jakobinismusforschung ist unter einem pädagogischen Aspekt der politischen Bildung und demokratischer Identitätsbildung angetreten und kann und will sich insofern nicht abfinden mit der bloßen Faktizität. „Was utopischer Anlauf blieb, verdient bewahrt zu werden.“¹²⁾ Und so geht es uns 1989 doch noch so ähnlich wie Georg

List, wir laufen immer noch hin und her, freilich nicht mehr zwischen Basel, Straßburg und Paris, sondern zwischen Faktum und kontrafaktischer Utopie.

IV. Stimmungen, Erfolge, Niederlagen

Das Bedürfnis nach der Symbolkraft eines großen historischen Ereignisses kann in der Zeit der Französischen Revolution für „Baden“ nicht befriedigt werden. Daran ändern auch die „Insurrektionsvorhaben“ der „frühen Demokraten“ 1796 und 1798/99 nichts. Aber auch 1806 kann die Symbolkraft nicht haben, weil es trotz des tatsächlichen „Modernisierungsschubes“ eine Folge außenpolitischer Ereignisse war und „eng mit der Machtpolitik bzw. Machtsicherung Napoleons¹³⁾“ zusammenhing.

Hellmut G. Haasis hat in seinem neuen Buch „Gebt der Freiheit Flügel — Die Zeit der deutschen Jakobiner 1789—1815“ geschrieben: „Was mich interessiert, sind Lebensläufe, Gedanken, Schriften, Kämpfe, Stimmungen, Erfolge oder Niederlagen der deutschsprachigen revolutionären Demokraten in Europa¹⁴⁾. „Bemerkenswert bunt“ sei denn auch das vom Autor zusammengestellte Mosaik, meinte ein Rezensent der beiden Bände, „denn die Vielfalt fügt sich kaum einem genaueren bestimmaren Ganzen¹⁵⁾. In der Tat haben die beiden Bände als Materialsammlung einen Workshop-Charakter, aber dort, wo die Reaktionen und Aktivitäten zur Zeit der Französischen Revolution in Deutschland nicht in die politische Eindeutigkeit revolutionärer Ereignisse münden, bleiben am Ende wohl nur „Lebensläufe, Gedanken, Schriften, Stimmungen“. Geschichte läßt uns im allgemeinen im ungewissen über die Individuen. Nur ihre Verbindung mit den Ereignissen bleibt bestehen. Die Ereignisse liegen aber zur Zeit der Französischen Revolution ganz auf französischer Seite. Die frühen radikalen Demokraten oder „Jakobiner am Oberrhein“ — Johann Georg Friedrich List (geb. 1753 in Lörrach), Ernst Jägerschmidt, Franz Josef

Karl Fahrländer (geb. 1758 in Ettenheim) zum Beispiel — sind ganz und gar in ihrem Handeln abhängig von den wechselnden Beschlüssen Frankreichs über die Stellung zu Angelegenheiten ausländischer Staaten in den Jahren 1792—1795. Am 19. 11. 1792 wurde der Beschluß gefaßt von französischer Seite allen Völkern zu Hilfe zu kommen, die sich von ihren Tyrannen befreien wollten. Am 13. 4. 1793 beschloß der Konvent, sich nicht mehr in die Angelegenheiten anderer Völker einzumischen. Am 6. 1. 1795 wurde dann dieser Beschluß wieder aufgehoben. Doch hätten ab 1795 selbst die revolutionären Verhältnisse, hätten sie in breiter Formation bestanden, nicht den Ausschlag geben können, sondern „die jeweilige militärische Situation und die wechselnden Regimes in Frankreich¹⁶⁾. Außerdem optierte schon 1796 „ein Memorandum des französischen Außenministeriums gegen die Revolutionierung Süddeutschlands mit dem Argument, die Bevölkerung lehne den Umsturz ab.“¹⁷⁾ „Die französische Regierung zog es jedenfalls vor, ihre Bündnispolitik auf die damals relativ populären Dynastien in Baden und Württemberg wie in Bayern zu stützen.“¹⁸⁾

Anläufe zu Insurrektions- und Republikanisierungsvorhaben

Anläufe zur „insurrection des habitants de Margraviat de Baden et du Brisgau¹⁹⁾“ mit geplanter Republikanisierung Süddeutschlands gibt es zwei: Das Insurrektionsvorhaben im Zusammenhang mit dem Rheinübergang der Rheinmoselarmee unter den Generälen Moreau und Laborde am 25. Juni 1796 und der Plan der Sprengung des Rastatter Kongresses (er wird am 9. Dezember eröffnet) in Zusammenarbeit mit dem General Augerau in Offenburg 1798. Beide Male scheitert die Vorarbeit der „Jakobiner am Oberrhein“ — Johann Georg Friedrich List und Ernst Jägerschmidt — an der Haltung der Franzosen. General Moreau überschreitet nicht wie geplant den Rhein bei Hüningen, sondern bei

Kehl, das fernab von den badischen Oberlanden lag, von dem die „Insurrection“ zusammen mit dem Einmarsch ihren Anfang nehmen sollte. Die Franzosen hatten sich anders entschieden, beim Rheinübergang bedurfte man zur Erleichterung keine Hilfsmittel revolutionärer Vorhaben in den Oberlanden, und zudem, „im Rücken der Armee duldet man keine Revolutionen“. „Le bon ordre et la tranquillité dans le haut et bas Margraviat de Baden“²⁰⁾ war wichtiger als die „Unterstützung der kühnen Erhebung“²¹⁾. Am 20. Juli schloß Reitzenstein einen vorläufigen Waffenstillstand. Die Franzosen dafür zu schelten, daß sie 1796 „die revolutionären Demokraten in Süddeutschland schmachlich im Stich gelassen haben“²²⁾, wie Heinrich Scheel die Neigung hat, liegt uns 1989 wohl fern. Denn unter der Perspektive einer Archäologie demokratischer Traditionen sind die „Anläufe“ selbst als „Illusionen“ und „der zum Scheitern verurteilte Ausgriff“²³⁾ auf die Zukunft wichtiger als handgreifliche Ergebnisse. Ein machtvoller revolutionärer Beginn mit französischer Unterstützung am Oberrhein“ war im Jahre 1796 keine mögliche Chance, „der Freiheit unter den Fittichen Frankreichs Eingang“²⁴⁾ zu verschaffen. Dies zeigen auch die späteren Entwicklungen, die im gleichen Jahre 1796 von dem Landvogt und späteren badischen Gesandten in Paris, Sigismund von Reitzenstein, eingeleitet werden.

Das zweite Insurrektions- und Republikanisierungsvorhaben stand im Zusammenhang mit dem Rastatter Kongreß, der zwischen 1797 und 1799 tagte. Er hatte die Aufgabe, die Entschädigungen für die Verluste der deutschen Reichsstände auf der linken Rheinseite zu regeln. Von der Bevölkerung wurde dieses Verfahren als „Länderschacher“ empfunden. In der Sprengung des Rastatter Kongresses sahen List und Jägerschmidt einen neuen Ansatzpunkt zu einer Offensive für eine Revolutionierung Süddeutschlands. Der General der Deutschland-Armee, Augereau, der für das Projekt gewonnen werden konn-

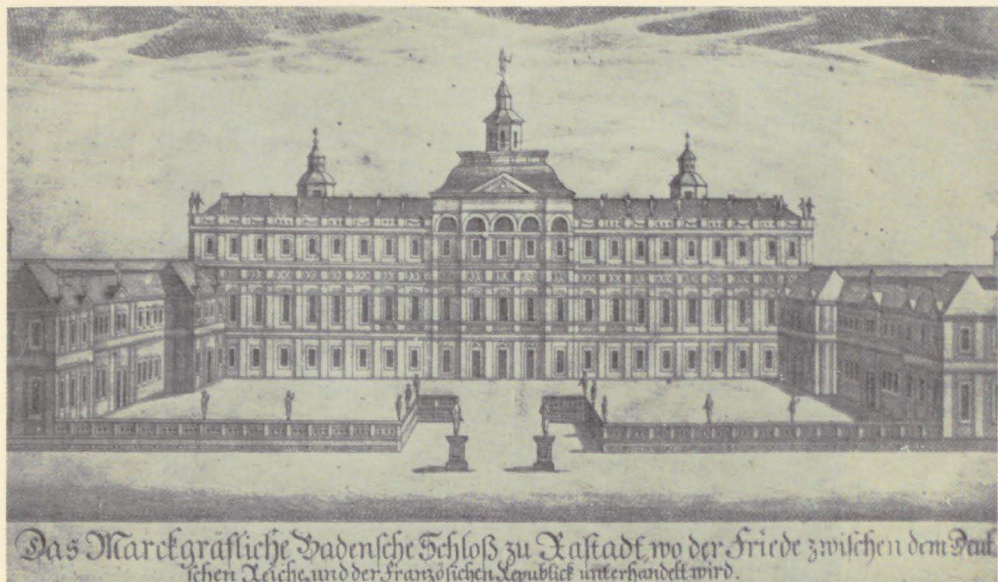
te, wurde aber von der französischen Regierung „entmachtet“ und zum Divisionsgeneral in Perpignan degradiert.

V. „Fruchtbare Illusionen“ und ein Dokument

Nur an einem Punkt scheinen sich „fermentation et mécontentment“ (Gärung und Unzufriedenheit), was man die „atmosphärische Stimmung“ genannt hat, und die „fruchtbaren Illusionen“²⁵⁾ der Arbeit für eine „insurrection dans le haut Margraviat“ früher Demokraten am Oberrhein zu einem Dokument zu verdichten, das Zukunft hätte haben können. Anfang März 1799 wird in Basel von dem Buchhändler Samuel Flick der „Entwurf einer republikanischen Verfassungsurkunde, wie sie in Deutschland taugen möchte“ gedruckt und über den Rhein gebracht. Der Entwurf wurde als „eines des wichtigsten Dokumente deutscher Revolutionsanhänger“ eingeschätzt. „Der im ganzen süddeutschen Raum verbreitete Verfassungsentwurf beweist den hohen Reifegrad des politischen Bewußtseins“ „des deutschen Jakobinismus in der Endphase der französischen Republik“²⁶⁾. Ebenfalls Anfang März 1799 geben süddeutsche Revolutionsanhänger in Basel bei dem Graveur Huber einen Prägestempel mit der Aufschrift „Das souveraine badische Volk“ in Auftrag. „Die Umschrift des Siegels läßt erkennen, daß Baden das erste deutsche Territorium war, in dem die republikanische Verfassung Geltung erhalten sollte“²⁷⁾.

VI. Umwege

Das kleine unscheinbare Heftchen des „Entwurfs einer republikanischen Verfassungsurkunde“ ist die Nr. 229 der Ausstellung „Die Deutschen und die Revolution“ im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Benedikt Erenz veranlaßte es anlässlich einer Rezension der Ausstellung in der Wochenzeitung „Die Zeit“, dem Gedenken der Umwege deutscher Geschichte kontrafaktisch nachzugehen. „1849. Fünfzig Jahre nach dem Ent-



Das Schloß zu Rastatt zur Zeit des Kongresses (9. Dez. 1797—1799)

(Heimatmuseum Rastatt)

wurf einer republikanischen Verfassungsurkunde, wie sie wohl für das ganze Deutschland taugen möchte“, fängt man noch einmal an. Und genau siebenzig Jahre später, in Weimar, noch einmal. Und genau hundert Jahre später, in Bonn . . . Umwege, was für Umwege.“²⁸⁾

Allerdings, die „erstrangige Bedeutung“²⁹⁾ des „ausführlichsten Dokuments des Jakobinismus in Baden“³⁰⁾ ist nicht ganz unproblematisch. „Wer diesen Entwurf studiert, kann sich eines zwispältigen Eindrucks nicht erwehren. Das Pathos der Menschen- und Bürgerrechte und des Republikanismus geht Hand in Hand mit dem für Robespierre und anderer Jakobiner so zentralen Feindbegriff von Politik, die hohen Ziele mit dem diktatorischen Weg zu ihrer Verwirklichung. Zwar soll, wohl belehrt durch terreur und Diktatur, eine Gewaltenteilung eingefügt werden, auch soll die Legislative den Primat erhalten. Für die Zeit des Übergangs zur Republik tritt diese Bestimmung jedoch außer Kraft. Zwar sind

nun alle gleich und frei. Nur gelten als frei und gleich nicht jene, denen es an republikanischer Gesinnung mangelt. Art. 22,3 bestimmt: Deutscher Bürger ist, wer einen Nahrungszeit hat und republikanisch denkt.“ Die Verfassung wird mit Stimmenmehrheit angenommen. „Die Personen, welche sie nicht wollen, gehören nicht zum deutschen Volk“ (Art. 16). Im Vorbericht heißt es bezeichnend: „Ein Volk muß Mißtrauen in sich selber setzen, es hat den Feind in seinem Schoße . . .“ Und so zeigt dieser Entwurf eine eigentümliche Mischung fortschrittlicher Überwindung der feudalen Ordnung und der Ankündigung neuer Schrecken zugleich³¹⁾.

1799 — zu spät, zu früh. Wie hatte der Verfasser des „Entwurfs“ im Vorbericht geschrieben? „Er bedauerte, daß wir noch ein halbes Jahrhundert durchleben müßten, ehe eine vollkommene Staatsverfassung als ausüblich kann vorgelegt werden, worin von dem alten Wüste Adel und dergleichen nichts mehr gemeldet werden darf.“



Reliefmedallion mit Bildnis des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden, von Philipp Jakob Scheffauer (1756–1808), 1804

1799 — zu spät, zu früh. Zu spät, weil im Gegensatz zur Mainzer Republik (23. Oktober 1792 — März 1793) die Französische Revolution „ihren Höhepunkt überschritten hatte“³²), zu früh, für deutsche Verhältnisse allemal, 1799 — mit Buonapartes Staatsstreich am 9. November hatte die Französische Revolution bereits das „allgemeine weltbürgerliche Interesse“ verloren, das von dem enthusiastischen Glauben auszugehen meinte, Frankreich sei ausersehen, auf dem Niveau einer „neuen Ära der Weltgeschichte“, die Revolution zu einer Sache der Völker zu machen. Schon unter dem Direktorium war eine „partage bien concerté d’Allemagne“ ein realpoli-

tisches Ziel. Der Sieg des Erzherzogs Karl über Jourdan bei Stockach am 25. 3. 1799, der die Franzosen über den Rhein zurückdrängte, machte sowieso eine revolutionäre Erhebung unmöglich. Schließlich hatte der badisch-französische Geheimvertrag vom 22. August 1796 die Erwerbspolitik Badens für die nächsten zehn Jahre bereits vorgezeichnet und eine andere Revolution, die man die „territoriale“ genannt hat, eingeleitet.

1799 — ein Verfassungsentwurf und ein Siegel, aber kein Datum für eine revolutionäre Veränderung.

Schon 1797 hat der Schriftsteller und Publizist G. F. Rebmann, der sich seit Ende 1796 in



*General Jan Victor Moreau (1763—1813).
Nach einer 1847 veröffentlichten Zeichnung (Badische Zeitung)*

Paris aufhielt, die revolutionspolitische Lage in Deutschland mit unbestechlicher Genauigkeit in der „Lanterne bei Tag für die mittleren Volksklassen“ analysiert. Zwar plädierte er für eine Revolution in Süddeutschland, weil dort die Kämpfe zwischen französischen und österreichischen Truppen weitergingen und die politischen Gegensätze aufeinandertrafen, aber er warnte vor der Hoffnung der badischen und schwäbischen Revolutionäre auf Hilfe von Frankreich. „Die Franken werden euch nicht revolutionieren“... „Glaubt nicht, daß ich einer von jenen Aposteln sei, die Staatsumwälzungen predigen, um dabei zu gewinnen, oder die dem Wahn nachhängen,

man könne Völker durch Missionarien zur Freiheit bekehren! Ein Volk frei machen zu wollen, ist Wahnsinn. Eine Verfassung, welche für die Franken paßt, den Deutschen aufzudringen zu wollen, ist Narrheit. Das Freiwerden eines Volkes mit Carriereräden und Exekutionen in Masse verwechseln oder zu glauben, daß rote Mützen und Jakobinerklubs das Wesen einer Revolution ausmachen, ist eine Albernheit.“... „Was ich euch zu empfehlen habe, ist eine Umwandlung anderer Art. Bei dieser Umwandlung rechne ich auf keine Propaganda, auf keine fränkischen Freiheitsprediger, überhaupt nicht im geringsten auf den Beistand der Franken.“³³⁾

Walter Grab hat nicht umsonst das Wort Rebmanns „Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern“ zum Titel seiner Geschichte der norddeutschen Jakobiner gemacht. Wenn die historische Bedeutung der „Süddeutschen Revolutionäre „tatsächlich weiter reichte als ihre unmittelbaren Erfolge“, dann ist es eigentlich diese fundamentale Erkenntnis Rebmanns.

VII. Von der Jakobinismusforschung zur Erforschung der sozialen Unruhen

Die diskursive Formation in der Auseinandersetzung mit der Rezeption der Französischen Revolution war seit Heinrich Scheels „Süddeutsche Jakobiner“ von 1962, Werner Grabs „Norddeutsche Jakobiner“ von 1967 und Erwin Dittlers Arbeiten zu den „Jakobinern am Oberrhein“ zwischen 1970 und 1981 auf Jakobinismus im Sinne einer Erforschung der Archäologie der demokratischen Traditionen ausgerichtet. Naturgemäß mußte dieses Vorhaben „einer einseitigen, ideologisch verengten Gesamtbetrachtung der politischen „Strömungen“ im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert“³⁴⁾ führen. Mußte man im Laufe der Zeit feststellen, „daß die demokratischen Bestrebungen in der deutschen Staatenwelt Angelegenheit einer sehr kleinen Minderheit blieben“ und daß die Jakobiner „trotz aller Anstrengungen, die sich hauptsächlich auf publizistischer Ebene bewegten“³⁵⁾, Jakobiner ohne Volk und ohne Klasse³⁶⁾ blieben, so hat man sich neuerdings der Erforschung der sozialen Unruhen während der Französischen Revolution zugewandt, um „eine genauere Beurteilung der Bedeutung der Jakobiner in Mitteleuropa“³⁷⁾ zu erreichen.

Beispielhaft mag dafür das Sonderheft 12 von „Geschichte und Gesellschaft“ mit Studien zu „Sozialen Unruhen in Deutschland während der Französischen Revolution“ (Hg. Helmut Berding) gelten.

Aber auch auf diesem Felde scheint sich abzuzeichnen, daß „die Ereignisse in Frankreich

zur Zeit der Französischen Revolution den Aktionswillen und die Protestbereitschaft der Unterschichten in Deutschland zwar verstärkten“, oftmals aber nur — rückwärtsgerichtet — „zur Verteidigung überkommener politischer und sozialer Normen“, aber „nicht zur Rezeption einer politischen Programmatik“³⁸⁾ führten. „Das gemeine Volk erweist sich als äußerst konservativ.“³⁹⁾ Das bildungsbürgerliche Emanzipationsbestreben war zudem im allgemeinen „nicht antietatistisch“⁴⁰⁾. „Der Staat erschien in dieser Optik nicht als ferner, unzugänglicher Apparat feudaler Machtpolitik, sondern als eine zunehmend bürgerlich beeinflusste Institution, die das Allgemeinwohl gegen auseinanderstrebende Einzelinteressen vertrat und sicherte.“⁴¹⁾ Dies scheint in besonderem Maße auf die Markgrafschaft Baden während der ersten Jahre der Französischen Revolution zuzutreffen. So kann Jürgen Voss auch in einem neueren Aufsatz schreiben: „Nur die Hochschätzung ihres aufgeklärten Landesherrn und die Einsicht in die Notwendigkeit staatlicher Ordnung hielt sie — die Bevölkerung der Oberlande — 1789 von revolutionären Aktionen fern.“⁴²⁾

VIII. Ein zukunftsträchtiges Prinzip und ein neuer Mittelstaat

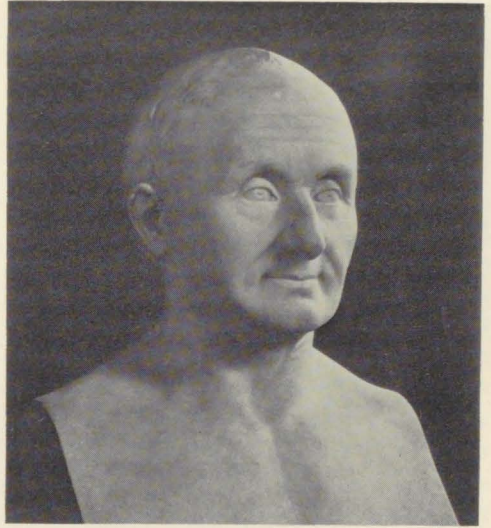
Die Schwierigkeit beim Thema „Baden und die Französische Revolution“ besteht wohl zunächst darin, daß man gleichzeitig von zwei sich ausschließenden Dingen zu reden hat. Von einem zukunftsträchtigen Prinzip und machtpolitischen Realitäten. Einmal wäre zu reden von dem „Prinzip der Selbstermächtigung“, das sich in der Französischen Revolution zu realisieren beginnt und dem die weitere Zukunft bis auf den heutigen Tag gehört. Dann aber ist zu reden von einem im Gefolge der Französischen Revolution sieben Jahre später sich konstituierenden Mittelstaat Baden. Dieser Staat konstituiert sich aber gerade nicht aus dem Prinzip der „Selbstermächtigung“ heraus, sondern ver-

dank machtpolitischem Kalkül seine Existenz, wiewohl diesem Staat die unmittelbare Zukunft der nächsten vierzig Jahre gehört. Kurz: Wir erwarten erfolgreiche „Süddeutsche Revolutionäre“ und — finden 1806 einen neuen Staat vor! Wir erwarten Revolutionäre und sehen im Gefolge des Rheinbundes die Fürsten selbst zu „Revolutionären“⁴³⁾ werden, allerdings nicht im ursprünglichen Sinne der Französischen Revolution. Anders gesagt, der Name für die Rezeption der Französischen Revolution in Baden wie anderswo in Süddeutschland ist Napoleon, und „die Zäsur von 1789 war viel weniger einschneidend als der Modernisierungsschub der napoleonischen Ära“⁴⁴⁾. „Am Anfang war Napoleon“, so beginnt mit Recht Nipperdeys „Deutsche Geschichte“. Und „für die Deutschen ist der Umsturz der alten Ordnung reale Erfahrung erst unter Napoleon“⁴⁵⁾.

„Die ängstlich erhartete, von Millionen erweinte Stunde war da: Frankreich war frei“, schrieb im Mai 1793 August von Hennings⁴⁶⁾. Aber es war in Deutschland eben nicht das Frankreich der Revolution von 1789—1794, sondern das Frankreich Napoleons, das den Umbruch herbeiführte.

IX. „Baden“ während der Französischen Revolution — Baden und die Französische Revolution

Das Thema läßt sich nach zwei Seiten hin aufschlüsseln: Das spätere Baden während der Französischen Revolution und „Baden und die Französische Revolution“. Im ersten Falle werden wir als Antwort auf unsere Fragen Momentaufnahmen erhalten, Unruhen, Beschwerden, Anschlagzettel, Flugblätter, Stimmungen, kurz eine Vielstimmigkeit der Reaktionen, die den verschiedenen Gebieten mit verschiedenen Herrschaften und Verwaltungen am Oberrhein entspricht. Fragen wir nach Baden und der Französischen Revolution, so ist in der bloßen Existenz des Mittelstaates und des Großherzogtums Baden der Einfluß der Französischen Revolution schon



*Sigismund von Reitzenstein
Marmorbüste von Othemar Balbach*

vorausgesetzt. Die politische Realität dieses „Kunstproduktes“, das den Wiener Kongreß überlebte und immerhin für sich in Anspruch nehmen konnte, mit der Geschichte des revolutionären und napoleonischen Frankreich aufs engste verknüpft zu sein, muß notwendigerweise die „Insurrektionspläne“ der Zeit von 1794—1799 als politisch nicht gangbare Wege relativieren. So kann auch die Jakobinerforschung die Aktivitäten während der Französischen Revolution am Oberrhein nur an „Reifegraden politischen Denkens“⁴⁷⁾ messen, nicht an politisch relevanten Resultaten, die Erforschung der sozialen Unruhen während der Französischen Revolution findet einen Maßstab nur in vorhandenem „Protestpotential“, das aber oft genug nicht von einer überzeugenden revolutionären Programmatik gekennzeichnet war. „Mecontentement regne sourdement“ (die Unzufriedenheit herrscht dumpf), schrieb Bacher am 1. Juli 1794 nach Paris, und der Pfarrer von Steinen schreibt am 26. Juli 1796: „Viele meinten, jetzt werde

alles revolutioniert und das Unterste zuoberst gekehrt“.

X. Die Schwierigkeit, sich ein Bild zu machen

Wenn man versucht, sich ein Bild vom späteren Baden zur Zeit der Französischen Revolution zu machen, wird man bald erkennen, daß es ein solches Bild im Sinne einer gewissen Einheitlichkeit nicht gibt. Dazu sind die Gebiete und Herrschaften viel zu unterschiedlich: Die Markgrafschaft, die vorderösterreichischen Lande, die Kurpfalz, Geistliche Territorien, Reichsstädte, Klöster. Suchte man dennoch, das Ganze ins Bild zu setzen, so müßte man zum Mittel der Collage greifen. Eine Collage kann gleichzeitig Heterogenes ins Bild zwingen. Dazu wurde sie erfunden. Stellten wir uns Einzelheiten zu einer solchen Collage zusammen, dann könnten folgende Versatzstücke in Betracht gezogen werden: Ein Bildnis Karl Friedrichs, vielleicht das von Jakob Becker (um 1790) müßte allemal dabei sein. Auch ein Bildnis Johann Peter Hebels, der 1792 als Hofdiakon nach Karlsruhe kam und dessen rheinischer Hausfreund nie eine Kokarde am Hute getragen hat. Weiter ein Anschlagzettel von Endigen (23. 8. 1789), der „Letzte Ruf der freigewordenen Franken an die unterdrückten Deutschen“ von 1791. Fehlen dürfte auch nicht eine Karikatur der französischen Emigranten und des Prinzen Conde. Etwas von Straßburg

und Basel als Zentren der französischen Revolutionspropaganda und Zentren der Agenten müßte unbedingt unter den ausgewählten Stücken sein. Dann Bildnisse der „Jakobiner am Oberrhein“ — List, Jägerschmidt, Fahrländer — und unbedingt das Deckblatt des Verfassungsentwurfes von 1799. Wenigstens ein Bildnis der französischen Generale Auge-
rau, Laborde, Moreau. Besonders hervorzuheben sind Sigismund von Reitzenstein und Napoleon. Unsere Collage ist damit schon am Ende ihrer Aufnahmefähigkeit. Dabei fehlt noch manches. Ein jakobinisches Plakat (Colmar 1792), ein Freiheitsbaum — am 26. Juli 1796 wurde einer in Lörrach gesetzt —, der Fürstbischof August von Stirum in Bruchsal und der Kardinal Prince Rohan Guémené in Ettenheim, beide grollend „im Schatten der Revolution“. Man sieht, selbst mit dem Mittel der Collage hätten wir es nicht leicht, alles, was da nebeneinander herläuft, symbolisch zu fassen. Aber ist das verwunderlich? Das Leben erzählt eben nun einmal viele Geschichten nebeneinander, die untereinander nicht verrechenbar sind. So hat Haasis eigentlich recht, wenn er am Ende seiner Materialsammlung schreibt: „Es schiene mir auch zu seltsam, wenn wir zwei Jahrhunderte nach den Ereignissen das unheimliche, von heftigsten Gegensätzen durchzogene Revolutionszeitalter in ein abgerundetes, bis ins Letzte ausgefeilte Werk einzwängen würden“⁴⁸).



Quodlibet mit Straßburger Zeitung. Federzeichnung von unbekannter Hand,

Karlsruhe, Pfingstbaumuseum

Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

Der große Kaiser Napoleon brachte seine Jugend, als Jüngling, in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege die er führte, und seine Thaten. Da er gerne Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin dajelbst manchen schönen Fagen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat anzukommen, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und, als sie das letztemal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben brachte, „Fraulein, sagte er, jetzt muß ich fort, und kann euch nicht bezahlen. Aber ihr sollt nicht vergessen seyn.“ Aber die Obstfrau sagte: „O reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler, junger Herr. Gott erhalte Sie gesund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer solchen Kaufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Jtalien. Napoleon geht nach Egypten, wo einst die Kinder Israel das Ziegler, Handwerk trieben, und liefert ein Treffen bey Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erster Consul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts, als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen seyn!“ Aber ein Wort noch immer so gut, als bares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Ertike schon dort, und mag wohl sehr gerührt gewesen seyn, wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit, und durch so viele Gefahren unverfehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an

die Stirne, wie einer der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so ziemlich banfällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamf in Knie, und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?“ So fragte der Kaiser. — „Ja!“ erwiderte die Frau, die Melonen sind reif, und holte eine. Während die zwei Fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Kelder an das Feuer legte, „Kennt ihr denn den Kaiser auch, der heute hier seyn soll?“ fragte der eine. Er ist noch nicht da, antwortete die Frau, er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Röhrchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war. — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ — „Ja freylich, er hat alles ordentlich bezahlt. Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben. Fürs erste, so kennt ihr den Kaiser nicht. Denn ich bins. Fürs andere hab ich euch nicht so ordentlich bezahlt, als ihr sagt, sondern ich bin euch zwey Thaler schuldig oder etwas;“ und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tisch ein tausend und zweyhundert Franken, Kapital und Zinsk. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte, und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, wie man ihr auf nebenstehender Abbildung wohl ansehen kann; und die Kinder schauten auch einander an, und wissen nicht was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befaß nachher das Haus niederzureißen, und der Frau ein anderes an den nemlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause, sagte er, will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen.“ Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf kaiserliche Kosten in der nemlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held selber ausgegangen ist.

Der Rheinländische Hausfreund, 1809, Faksimiledruck hg. von Ludwig Rohrer

XI. 1789 ist immer noch mit dem Namen Karl Friedrich verbunden

1789 war die Markgrafschaft Baden vorwiegend agrarisch strukturiert, ein zwergenhaf-

ter Anrainerstaat mit einem hymnisch gefeierten aufgeklärt patriarchalisch regierenden Fürsten im 34. Regierungsjahr. Die Gebiete und Herrschaften, die damals am Oberrhein

lagen, sind im Militär-Almanach 1860 recht schön beschrieben: „Am Oberrhein lagen damals folgende, jetzt zum Großherzogthum Baden gehörige Gebiete: Am Bodensee begannen die vorder-österreichischen Lande, in welchen die Fürstlich Fürstenbergischen Besitzungen zerstreut lagen. Der österreichische Breisgau umschloß die Ostseite der baden-durlachischen Herrschaften Rötteln und Badenweiler und der Grafschaften Sausenberg und Hochberg. Nördlich der Bleich begannen die baden-badischen Gebietstheile und zwar zunächst die Herrschaften Mahlberg und Stauffenberg und das Amt Kehl, welche Theile unter sich und von der eigentlichen Markgrafschaft Baden-Baden (mit Eberstein) wieder durch andere Gebiete getrennt waren, und zwar durch die nassauische Herrschaft Lahr, durch die gräflich Lehen'sche Herrschaft Geroldseck, die Fürstenbergische Herrschaft Kinzigthal (von Steinach aufwärts bis Schenkenzell und das Schapbacherthal von Wolfach bis Rippoldsau), die österreichische Landvogtei Ortenau, die hessen-darmstädtische Grafschaft Hanau-Lichtenberg (mit den Städten Kork und Lichtenau), die fürstbischöflich strasburgischen Herrschaften Ettenheim und Oberkirch, die Abteien Schwarzach und Frauenalb ic.

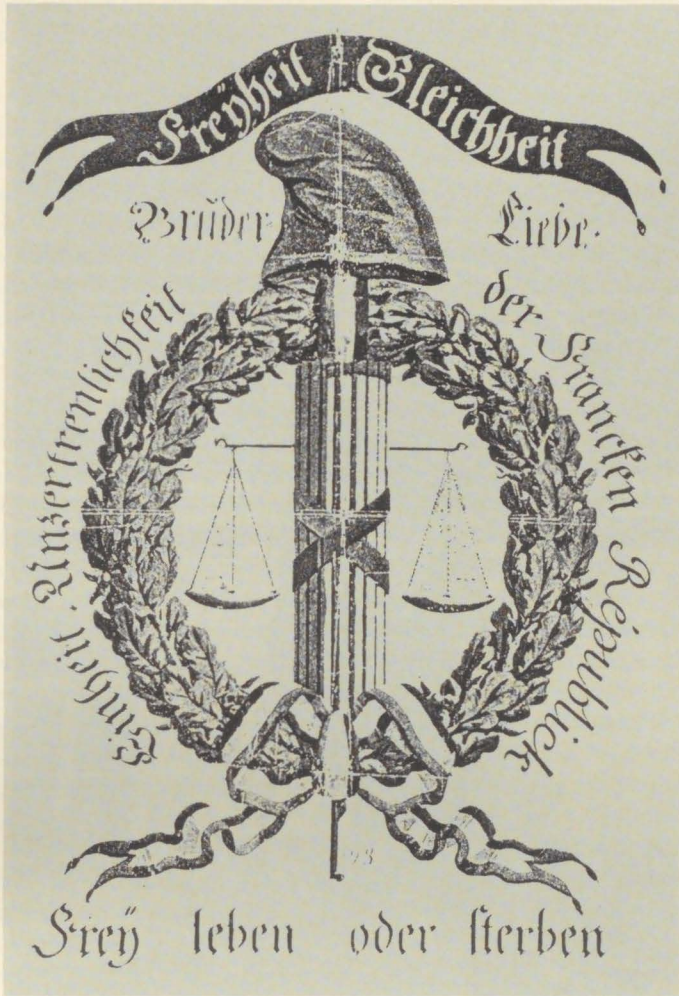
Nördlich von der Alb (jedoch diese Grenze nicht genau einhaltend) lag die alte Markgrafschaft Baden-Durlach, nur wenig über die Pfinz hinüberreichend, aber durch das Oberamt Pforzheim sich in das württembergische Gebiet hineinerstreckend.

Jenseits der Pfinz bis nahe an Lußheim und Wiesloch lag das Bisthum Bruchsal, zum Bisthum Speyer gehörig, woran sich noch weiter nördlich das Kurfürstlich Pfalz-Baierische Gebiet anschloß. Odenwald und Bauland endlich gehörten zu den Fürstenthümern und Grafschaften Leiningen, Löwenstein, Salm ic. In diesen größeren Gebieten lagen eine Unzahl reichsritterschaftlicher, reichsstädtischer und geistlicher Güter.“

„Bis 1789 hob sich der Markgraf mit seiner Innenpolitik von den anderen süddeutschen

Fürsten ab,“ schreibt Jürgen Voss, und „durch die unter Karl Friedrich erfolgte Rationalisierung und Modernisierung des Staates gelang Baden bis 1789 zu einer materiellen Aufwärtsentwicklung“⁵⁰). Das Jahr 1789, in dem auch der später für die territoriale Entwicklung Badens wichtige Mann, Sigismund von Reitzenstein, in markgräfliche Dienste trat, bedeutete zunächst noch mehr nachwirkende Hochachtung für Karl Friedrich als Begeisterung für die Revolution im Nachbarlande. Karl Friedrich scheint jenem Ideal nahegekommen zu sein, von dem Humboldt 1792 schrieb: „Wenn es nun schon ein schöner, seelenerhebender Anblick ist, sein Volk zu sehen, das im vollen Gefühl seiner Menschen- und Bürgerrechte seine Fesseln zerbricht, so muß der Anblick eines Fürsten ungleich schöner und erhebender sein, welcher selbst die Fesseln löst und Freiheit gewährt, und daß er dieses Geschäft nicht als Frucht seiner wohlthätigen Güte, sondern als Erfüllung seiner ersten unerläßlichen Pflicht betrachtet“⁵¹). Hatte doch Karl Friedrich in seiner „Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft“ selbst geschrieben: „Ich kann also, wenn ich etwas zum Besten des Landes tun kann, dafür keinen Dank erwarten noch abnehmen. Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freies, opulentes, gesittetes christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken“. Eigenartig: Wenn man von „Baden zu Beginn der Französischen Revolution spricht, drängt sich doch auch immer wieder die Erinnerung an die Leistung Karl Friedrichs vor der Revolution auf. So kommen wir wohl nicht umhin, mit Jürgen Voss einzusehen, daß Karl Friedrich „mit seiner umsichtigen, reformfreundlichen Politik“ die Voraussetzungen dafür schuf, „daß Baden die Spannungen der Revolutionsära innenpolitisch überstand“⁵²).

Zu bedenken ist auch, daß der „Modernisierungszwang“ von außen ab 1806, das freizetzte, „was es im Innern an Modernisie-



Plakat mit republikanischen Emblemen, Elsaß, 1793

rungswillen gab⁵³). Erst der Druck von außen setzte das Reformpotential, das im aufgeklärten Verwaltungsstaat angelegt war, vollends frei⁵⁴). So ist 1789 in der Markgrafschaft immer noch mit dem Namen Karl Friedrichs verbunden, der patriarchalisch re-

formabsolutistische Regierungsstil ist kein Ende, sondern ein Zwischenglied, das von den Beamten der Reformära verwaltungspolitisch auf der Höhe der Zeit weitergeführt wird.



Statue des Kadetten Napoleon vor dem Rathaus in Bienne
Foto: H. Hauß

*XII. Schwierige Verwandtschaftsverhältnisse:
Ein Vater in Frankreich und ein in der Mark-
grafschaft akklimatisierter Ziehvater*

Das Thema „Die Französische Revolution und Baden“ zeigt komplizierte Verwandtschaftsverhältnisse an. „Mehr noch als andere Staaten“ war Baden „in seiner ganzen inneren und äußeren Gestalt ein Kind der Revolution⁵⁵⁾. Das Kind ist aber genau besehen eine

Spätgeburt, Wirkung der Französischen Revolution zwar, aber „phasenverschoben in napoleonischer Zeit“. Wer von Baden während der Französischen Revolution zu sprechen vorhat, möchte zunächst von den unmittelbaren Wirkungen der Französischen Revolution sprechen, sieht sich doch aber am Ende mehr genötigt, von der „Französischen Revolution und Baden“ in der rheinbündischen Zeit zu sprechen, von der „territorialen Revolution“

der Gebietserweiterungen, der „Revolution von oben“, die zunächst im „Anschluß der Dynastie an das revolutionäre Frankreich“ bestand, und von der verwaltungspolitischen Integrationsarbeit, die zu leisten war, um die neuerworbenen Landesteile zu einem neuen Staat zu verschmelzen. Das „Kind“, das da gezeugt wurde, entstammt politischem Denken, das sich auf badischer Seite dynastisch und territorial verstand und auf napoleonischer Seite machtpolitisch. Mit revolutionärer politischer Umgestaltung von unten her hatte das nichts zu tun. Dieses Kind eines politisch kalkulierten Denkens hatte einen Ziehvater, Sigismund von Reitzenstein, den „Begründer des Badischen Staates“, wie Franz Schnabel ihn mit Recht genannt hat. Er hat „den markgräflichen Staat aus dem Territorialismus des alten Reiches gelöst und ihm durch einen voraussetzungslosen und unbedenklichen Anschluß an Frankreich die Stellung eines Mittelstaates und eine bedeutsame Funktion am Oberrhein gesichert“⁵⁶).

Aber was da geschah, war nicht weniger revolutionär als die Vorhaben früher radikaler Demokraten, nur eben revolutionär auf anderer Ebene. Denn „die Entscheidung für Frankreich . . . hieß nicht nur Bruch mit Kaiser und Reich“, sondern auch „Bruch mit allen bisherigen Grundsätzen der inneren Politik, Auflösung von Bindungen, auf denen das politische System und die Formen politischer Herrschaft bisher beruht hatten“⁵⁷).

Ein neuer Staat also entsteht, keine unmittelbaren Ergebnisse der Französischen Revolution also sind zu erwarten, nur abgeleitete, phasenverschobene, machtpolitisch vermittelte. Die eigentliche Wirkung der Französischen Revolution liegt „weniger in den lokalen Erhebungen, Jakobinerzirkeln und Traktaten der Zeit von 1789–1799, vielmehr in den Reformen, die in der napoleonischen Zeit durchgeführt wurden“⁵⁸).

Der Zwillingbruder dieser Spätgeburt, das „republikanische Kind“ erblickte nicht das Licht der Welt, weil die Geburtshelfer fehlten. Es hätte seine Abstammung direkt auf die

Französische Revolution zurückführen können.

Baden — ein Kind der Französischen Revolution, aber aus der napoleonischen Linie mit einem in der Markgrafschaft akklimatisierten Ziehvater (S. v. Reitzenstein wurde 1766 in Nemmersdorf bei Bayreuth geboren und entstammt einer fränkischen Soldatenfamilie). Wirksam war schließlich auch noch das Erbe Karl Friedrichs und seiner aufgeklärt liberalen Beamten.

Schwierige Verwandtschaftsverhältnisse also. Kein Wunder, daß man wenig geneigt ist, auch noch die lange vergessene Seitenlinie der süddeutschen Jakobiner in die Genealogie miteinzubeziehen. Der realpolitisch denkende Ziehvater — Schnabel hat Reitzenstein einen „überlegenen politischen Künstler“ genannt — überdeckt alles.

Das Erbe der Französischen Revolution in Baden ist so ohne Zweifel in der Entstehung des Mittelstaates Baden und den rheinbündischen Reformen zu suchen. Das ist das eine, das andere aber, die Archäologie demokratischer Traditionen, läßt sich historisch gar nicht „verrechnen“, sondern bleibt utopischer „Wechsel“ auf die Zukunft.

Anmerkungen

²) Manfred Kossok, Frankreich und seine Revolution — 1789 in: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — 200 Jahre Französische Revolution in Deutschland, Katalog zur Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums, 1989, S. 24.

³) Karl Foldenauer, Johann Peter Hebel als Badischer Innenarchitekt, Badische Heimat Heft 4/1988, S. 565

⁴) Johann Peter Hebel, Kalenderbeiträge aus dem Jahre 1815, Die Reise nach Paris, 3. Teil

⁵) Adolf Schmitthener, Das Tagebuch meines Großvaters, S. 106

⁶) Zitat bei Heinrich Scheel, Süddeutsche Jakobiner, Klassenkämpfe und republikanische Bestrebungen im deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts, 1962, S. 200

- 7) Zitat bei H. Scheel, S. 219
- 8) Zitat bei H. Scheel, S. 218
- 9) Zitat bei Heinrich Scheel, *Süddeutsche Jakobiner*, S. 229
- 10) Zitat bei H. Scheel, S. 226
- 11) Walter Grab, *Französische Revolution und deutsche Geschichtswissenschaft* in: *Katalog zur Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums*, S. 51
- 12) Manfred Kossok, a. a. O., S. 29
- 13) Hans-Ulrich Thamer, *Aufbruch in die Moderne*, *Katalog der Ausstellung „200 Jahre Französische Revolution in Deutschland“*, S. 61
- 14) Hellmut G. Haasis, *Gebt der Freiheit die Flügel*, *Die Zeit der deutschen Jakobiner 1789–1805*, 1988, Bd. I, S. 12
- 15) Hans Helmut Scheffel, *Le jour de gloire est arrivé*, *Lesereisen durch die französische Revolution*, *FAZ* Nr. 284, 6. 12. 1988, S. L 13
- 16) Elisabeth Fehrenbach, *Vom Ancien Régime zum Wiener Kongreß*, *Grundriß der Geschichte* Bd. 12, 1986, S. 162
- 17) Elisabeth Fehrenbach, *Die territoriale Neuordnung des Südwestens* in: R. Rincker u. W. Setzler, *Die Geschichte Baden-Württembergs*, 1986, S. 215
- 18) a. a. O., S. 215
- 19) Zitat bei H. Scheel, *Süddeutsche Jakobiner*, S. 22
- 20) *Gedruckte Anzeige des Gesandtschaftssekretärs Theobald Bacher in Basel an die „Ober- und Unterbeamte der Markgrafschaft“*
- 21) Zitat bei H. Scheel, *Süddeutsche Jakobiner*, S. 219
- 22) Zitat bei H. Scheel, *Süddeutsche Jakobiner*, S. 179, H. Scheel, *Süddeutsche Jakobiner*, S. 215
- 23) M. Kossok, a. a. O., S. 29
- 24) Zitat bei H. Scheel, *Süddeutsche Jakobiner*, S. 197
- 25) *Die Französische Revolution, Politik und Unterricht*, *Zeitschrift zur Gestaltung des politischen Unterrichts*, 3/89, S. 4
- 26) Heinrich Scheel
- 27) Heinrich Scheel, *Jakobinische Flugschriften*, S. 22.
- 28) Benedikt Erenz, *Freiheit, Tod und Teufel*, *Die Zeit* Nr. 28. 7. Juli 1989, S. 41
- 29) Walter Grab, *Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern*, in: *Die Französische Revolution und der deutsche Südwesten*, *Katholische Akademie Freiburg* 1989, S. 198
- 30) Henning Ottmann, *Politisches Denken in Baden während und nach der Französischen Revolution*, *Katholische Akademie Freiburg* 1989, S. 16
- 31) Henning Ottmann, a. a. O., S. 17
- 32) Heinrich Scheel, *Jakobinische Flugschriften*, S. 3
- 33) Walter Grab, *Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern*, S. 223
- 34) Helmut Reinalter, *Die Französische Revolution und Mitteleuropa*, *suhkamp taschenbuch wissenschaft* 748, 1988, S. 70
- 35) Helmut Berding, *Vorbemerkung* in: H. Berding (Hg.), *Soziale Unruhen in Deutschland während der Französischen Revolution*, 1988, S. 7
- 36) Helmut Reinalter, a. a. O., S. 52
- 37) Helmut Reinalter, a. a. O., S. 89
- 38) Arno Herzig, in: H. Berding, *Soziale Unruhen*, S. 217
- 39) Arno Herzig, a. a. O., S. 215
- 40) Ute Frevert, *„Tatenarm und gedankenvoll“? In: Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution*, H. Berding, Etienne François, H.-P. Ullmann (Hg.), 1989, S. 284
- 41) Ute Frevert, a. a. O., S. 286
- 42) Jürgen Voss, *Baden und die Französische Revolution*, In: *Deutschland und die Französische Revolution*, Jürgen Voss (Hg.), 1983, S. 102
- 43) Elisabeth Fehrenbach, *Vom Ancien Régime zum Wiener Kongreß*, 1986, S. 82
- 44) Elisabeth Fehrenbach, a. a. O., S. 169
- 45) Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte*, 1983, S. 11
- 46) Walter Grab, *Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern*, o. J., S. 15
- 47) Walter Grab, a. a. O., S. 62
- 48) H. G. Haasis, a. a. O., Bd. 2, S. 881
- 49) *Badischer Militär Almanach*, 1860, S. 98
- 50) Jürgen Voss, a. a. O., S. 110
- 51) W. v. Humboldt, *Schriften zur Anthropologie und Geschichte*, S. 80
- 52) Jürgen Voss, a. a. O., S. 99
- 53) Hans-Ulrich Thamer, a. a. O., S. 63
- 54) Hans-Ulrich Thamer, a. a. O., S. 62
- 55) Lothar Gall, *Gründung und politische Entwicklung des Großherzogtums bis 1848* in: *Badische Geschichte*, Hg. Landeszentrale für politische Bildung in Baden-Württemberg, 1979, S. 12
- 56) Franz Schnabel, *Sigismund von Reitzenstein*, 1927, S. 166
- 57) Lothar Gall, a. a. O., S. 13
- 58) E. Weis in J. Voss, Hrsg., *Deutschland und die Französische Revolution* 1983, S. 130

Entwurf einer republikanischen Verfassungs-Urkunde (1799)

wie sie in Deutschland taugen möchte (Auszüge).

*Aus: Deutschland und die Französische Revolution
1789-1809 hg. von Theo Stammen und Friedrich Eberle*

Vorbericht

Der Verfaßer dieser Urkunde hatte bey der Verfertigung derselben ein Volk vor Augen, das mit einer vollkommenen Neigung zum Frieden mit seinen Nachbarn, eine unbegranzte Einsicht der Vortheile des inn- und ausländischen Kaufhandels, des Gewerbflusses, der Kenntnisse und der gesellschaftlichen Freyheit verbindet. Er setzte voraus, daß dieses Volk eine Strecke Landes besäße, welche eine hinreichende Bevölkerung gestattete, um sich gegen jedes andere Volk zu vertheidigen, welches vergeßen könnte, daß Staaten gegen Staaten dieselbe Unabhängigkeit genießen sollen, wie einzelne Bürger gegen einzelne eines und des nämlichen Staates. Er bedauerte, daß wir noch ein halbes Jahrhundert durchleben müssen, ehe eine vollkommene Staatsverfassung als ausüblich kann vorgelegt werden, worinn von dem alten Wuste Adel und dergleichen nichts mehr gemeldet werden darf, selbst um die letzte Idee davon zu vertilgen. Nicht minder verdroß es ihn, gewisse Sätze als Grundlinien aufstellen zu müssen, welche schon im Herzen jedes Menschen tief eingegraben sind, deren Gefühl man aber durch alle möglichen Vorurtheile zu vernichten gesucht hat: Und leider ist es nur zu oft gelungen.

Nachdem man aber die Menschheit so weit herabgewürdigt hatte, daß sie sich gefallen ließ zu glauben, es würden wirklich zweyerley Menschen zur Welt geboren; nachdem man ferner die Menschenrechte zum Abentheuer und den Gedanken an dieselben zum Verbrechen gemacht hatte: wunderte sich der Verfaßer nicht mehr, daß die Menschheit mit einer Menge verderblicher, schiefer und ungerechter Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche überschwemmet wurde, wodurch im Osten zur Tugend ward, was man im Westen als Laster bestrafte.

Das Elend, worein Aberglaube und Tyranney die Menschheit stürzten, weckte das Gefühl der Gekränkten; und das Studium des Menschen und der Staaten lehrete, daß dieses Gefühl mit der Wahrheit übereinstimmte. Das Emporstreben zur menschlichen Gleichheit blieb nicht fruchtlos, und die Vernunft bewies, daß nur in dieser Gleichheit die gesellschaftliche Freyheit bestehe.

Wer die Geschichte der letzten 2 Jahrzehente kennet, weiß, wie manchen Kampf die Vernunft zu bestehen hatte, bis sie es dahin brachte, daß das Volk den hohen Muth faßte, nicht mehr wie ein demüthiger Knecht mit den oben stehenden aber schon wankenden Vorurtheilen zu kapituliren, sondern sich seines ganzen Eigenthumes, der völligen Freyheit, zu bemächtigen.

Der Kampf war heftig, die Ungerechtigkeit hatte alle ihre Partheygänger um sich her versammelt, nur Einigkeit konnte die Leidenden und ihre Freunde retten. Das Volk fühlte dies und nahm daher die Einheit als Grundsatz seiner künftigen Gesellschaftsverbinding an.

Nun war zwar das Gebäude gestürzt, das der Tyranney und dem Aberglaube zum Wonesitze gedient hatte. Die Hauptsteine Menschenrechte, Freyheit, Gleichheit, Einheit waren gelegt. Aber es kam nun darauf, ein festes, brauchbares und bequemes Gebäude aufzuführen. Jeder fühlte besser den Sinn jener Wörter, als daß er deutlich Erklärung davon zu geben wußte; Mancher fühlte sogar darüber hinaus, und vergaß über dem Freyheitsstaumel, daß er in einer Gesellschaft wohne; Mancher bildete die Göttin Gleichheit zur Meuchelmörderin der Industrie um,

da er dem Trägen das Recht gab, den Schweiß des Emsigen zu theilen; und mit dem Worte Menschenrechte schien Mancher wieder in den Stand der rohen unwissenden Natur zurückzutreten. Was Einheit sey, wollte man, nachdem nun der gemeinschaftliche Feind unten war, nur gar nicht verstehen, da itzt der Egoismus einer vortheilhaft liegenden Landschaft die Nachtheile der geringsten Trennung von ihrer minder glücklichen Schwester nicht mehr fühlte.

Es war wichtig, die unstäte Menschheit fest zu halten; es war wichtig sie vor dem Abgrunde zu bewahren, aus welchem sie sich so eben geholfen hatte. Menschenfreunde, Menschenkenner, vorsichtige Männer, welche eien fernen Blick in die Zukunft warfen, sahen den Tempel der Freyheit zusammenstürzen, wenn nicht alle Theile desselben sehr natürlich in einander zu paßen kämen. Sie riefen daher laut, daß es in Aller Ohren ertönte: Menschenrechte sind nicht Ungeselligkeit, Freyheit ist nicht Zügellosigkeit, Gleichheit nicht Räuberey, Einheit nicht Geflicke. Die Völker fühlten, daß in diesen Erinnerungen der Grund zu ihrer Ruhe, Wohlfahrt und Festigkeit liege, und dachte den Männern, die die Quellen seines Glückes kennen, die Aufführung des Gebäudes aufzutragen. Das Gewühl der Leidenschaften ließ ihn fürchten, seine Freyheit dürfte am Ende das Schlachtopfer derselben werden.

Freylich, diese Leidenschaften waren die Urheberinnen der Unterjochung: wie kam dies? Das Volk wußte seine Freyheit damals entweder noch nicht zu schätzen, es kannte den Werth derselben nicht, weil es das drückende Ungemach der Knechtschaft noch nicht gefühlt hatte; es war im nicht daran gelegen ein Gut zu vertheidigen, welches es nicht fürchtete zu verlieren. Oder es wußte seine Freyheit nicht zu handhaben, und List und Gewalt und Bosheit vereinigten sich zu seinem Verderben. Nun schätzt und liebt es seine Freyheit, es ist mächtig genug sie gegen die Gewalt zu schützen; aber hat es auch Mittel gegen Arglist und Bosheit? weiß es diese Mittel zu brauchen? wird es sie dereinst zu brauchen wissen.

Wenn ein Volk einst aufgeklärt und gesellschaftlich-sittlich genug seyn wird, so wird es keine Gesetze mehr brauchen; keiner wird mehr dem Andern Hindernisse in den Weg legen, welche das Gesetz auf die Seite räumen muß. Wenn dereinst der Staat alle Vortheile, deren er empfänglich ist, auf die Stufe wird gebracht haben, daß jede in ihm lebende Seele ihre sitliche Wonne dabey fühlen wird, dann wird er der unzähligen Wächter nicht mehr bedürfen, die er nun auf allen Seiten mit Gesetzen und Piken bewaffnet, gegen Unruhige und Unzufriedene ausstellen muß. Allein so weit sind wir wahrlich noch nicht gekommen, und da der Schattierungen der menschlichen Charaktere und Temperamente, zu unserm Vergnügen und Leide, so viele sind, so wird es immer doch sehr möglich seyn, daß diese Schattierungen in Neigung zum boshafteu ausarten, sobald die Furcht des Gesetzes sie nicht immer den Schranken des Gesellschaftlichen erhalten.

Nun leben und weben diese Leidenschaften in den Menschen, welche einen Staat ausmachen; sie leben auch in jenen, welche die nahe oder ferne gelegenen Völker bilden. Demnach haben die Ruhe, Wohlfahrt und Festigkeit eines Volkes immer ihre Feinde von innen und von außen und wohl gar beyde zusammen. Ein Volk muß demnach Mißtrauen in sich selbst setzen: es hat den Feind in seinem Schooße: es wäre zu schwankend, wenn es die Auswahl seiner Vertheidigungsmittel sich selbst unbedingt überließe. Die feindseligern Atome müssen von der Auswahl ausgeschlossen werden; die nützlichern Charaktere allein, die Menschen allein, deren Leidenschaft nur auf den Endzweck der freyen Gesellschaft hin arbeiten, müssen ausgesucht werden, sie allein werden die Mittel, welche der Staat hat, gehörig anwenden.

Aber selbst in dieser Auswahl tappt das seiner neuen Atmosphäre noch ungewöhnte Volk im Finstern. Die Bosheit ist in einem Staate, der aus dem Laster erwachte, oft so künstlich verhüllt, daß nur ein erfahrenes, reines Auge die Schwärze durch das weiße Gewand erblickt. Mancher heimliche Freund des knechtischen Systemes heuchelt dem Freyheitshelden die schönste Hul-

digung, während er den Augenblick erlauert, die Waffe der Gewalt, die ihm auf seine verstellte Redlichkeit hin anvertraut wird, gegen seine Mitbürger mit Vortheil zu kehren. Nur die Erfahrung mit Nachdenken verbunden macht das Volk witziger und lehret es seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden und nur diejenigen wählen, welche anstatt seine Freyheit zu untergraben, vielmehr mit rastloser Thätigkeit und ohne alle Rücksicht auf die Vorurtheile roherer Zeiten das Gebäude des Staatsglückes fortführen werden. Und dann hat es den wichtigsten Schritt zu seinem Heile gethan.

Alles, was ihm diesen Schritt erleichtern kann, muß ihm in diesem kritischen Augenblicke, wo das grelle Licht seine Augen blendet, Gutthat und willkommen seyn. Nichts ist bey dem Übergange von der Sklaverey zur Freyheit gefährlicher als Langsamkeit. Das Entzücken über das neue Daseyn geht durch die Ermüdung des Ungeduldigen verloren, der mitten in seinem fröhlichsten Zuge aufgehalten wird; und die Wirkungen, welche der in schnellen Umlauf gesetzte Geist zum Besten der Aufklärung, der Sitten, und der Industrie verspricht, ersticken alle unter der träge sich dahin schleppenden Last der Revolution. Man betrügt sich daher nicht, wenn man voraus setzt, daß das Volk etwas Andres für den Anfang, und etwas Andres für die ruhigeren Zeiten, von seinen Auserwählten erwarte.

Was wird es aber für die ruhigeren Zeiten erwarten? ganz gewiß alles dasjenige, was zur Vollkommenung, Befestigung und Handhabung des errungenen Gutes beyträgt. Wer wird die Mittel ausfindig machen? wer wird dafür sorgen, daß nicht schiefe, nicht falsche, nicht halbe Mittel nur ausfindig gemacht werden? wer wird diese Mittel in Ausübung bringen? wer wird über Irrthum und Bosheit der Bürger absprechen? und wie wird dafür gesorgt werden, da diejenigen, welchen dies alles überlaßen wird, keinen Mißbrauch davon machen?

Alles dies waren Gegenstände, die den Verfaßer veranlaßeten, dieses Werkchen so wie es ist, und noch nicht so wie er es gewünscht hätte, zu schreiben. Man wird ihm vorwerfen, er habe sich vom Strome dahin reißen lassen. Allein er wird doch den Leser aufmerksam machen, daß er in seiner Urkunde nebst mehrern Punkten, von deren Nothwendigkeit ihn die Erfahrung überzeugte, auch den großen Unterschied finden werde, welche zwischen den Rechten der menschlichen Gesellschaft samt den Grundartikeln der Verfassung, und der Form der Verfassung gemacht worden. Es ist offenbar ein Fehler in den neuen Verfassungsurkunden, daß die heiligen, unwandelbaren, unveräußerlichen Menschen- und Gesellschaftsrechte nicht von den Formen selbst getrennt worden, nach welchen sie in Ausübung sollen gesetzt werden. Der Verfaßer der Urkunde für Deutschland hat keine innere Abänderung jener Rechte und Grundartikel zugelassen, weil sie auf die ewige Natur des Menschen und seine Freyheit gegründet sind. Dafür hat er gefühlt, daß Zeit und Umstände leicht eine Änderung der Form gestatten oder fordern können; und diese hat er zugegeben. Nach diesem Plane ist er versichert, daß das Volk, dem diese Urkunde wird, immer ein freyes Volk bleiben werde, wenn andere Nationen mit ihrer Form auch die nicht besonders hervorgehobenen Menschenrechte werden umgeschmolzen, und — verhunzet haben. Freylich sah er voraus, daß auch dieses Volk durch die große Leichtigkeit seine Form zu ändern, oft durch unzufriedene nicht allemal zu einsichtsvolle Köpfe würde beunruhiget werden. Was die Intrigue bey einem geängstigten Volk könne, hat man 1797 in Venedig gesehen, als die Stimmen für oder gegen die republikanische Verfassung aufgenommen wurden. Daher fand man für gut, der Kabale ein für allemal dadurch ein Ende zu machen, daß eine ungemein große Stimmenmehrheit zur Abänderung der Form gefordert wurde; und es läßt sich denken, daß unter fünfmal 20 Stimmgebern immer ihrer sechs Muth genug behalten werde sich der unnöthigen Abänderung zu widersetzen.

[. . .]

I. Rechte der menschlichen Gesellschaft

1. Jedem hat das Naturgesetz das Recht gegeben, das zu besitzen und zu genießen, was keinem andern gehört. Daher genießt jeder die Freyheit, welche dem gleichen Genuß-Rechte des andern nicht zuwider ist¹⁾.
2. Jeder trägt aus allen seinen Kräften dazu bey, jeden bey diesem Recht zu erhalten²⁾.
3. Die Gesellschaft wählt die tauglichsten, in ihr und der menschlichen Gesellschaft liegenden Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Jeder beobachtet sie unter dem Namen der Verfassung und Gesetze.
4. Die menschliche Natur hat demnach der Gesellschaft die Oberherrschaft ertheilt, von welcher sie weder einen Theil abtreten, noch sich von jemanden abnehmen lassen darf, ohne einen Hochverrath an der menschlichen Natur und an den Rechten jedes einzelnen Mitgliebes der Gesellschaft zu begehen, und den Grund der Menschenrechte zu zernichten³⁾.
5. Jedes Mitglied ist verpflichtet, seinen möglichen Antheil zu demjenigen beyzutragen, was die Gesellschaft zu ihrem Besten thun zu müssen, erachtet⁴⁾.
6. Nur das Gesetz befiehlt, verbietet, belohnt, und richtet⁵⁾. Es ist für alle Mitglieder der Gesellschaft gleich.
7. Es benützt in gehörigen Verhältnissen die Fähigkeiten und Mittel eines jeden und aller, um seine Zwecke zu erreichen.
8. Es schützt jeden bey dem verfassungsmäßigen und gesetzlichen Gebrauche seiner Fähigkeiten und den daraus entspringenden Genußmitteln.

II. Grundartikel der Verfassung des deutschen Freystaates

1. Die deutsche Völkerschaft ist ihr einziger Oberherr. Sie verfasset und vollziehet ihre Gesetze und strafet die Übertreter derselben.
2. Sie bildet einen einzigen unzertheilbaren Körper unter einem und demselben Gesetze; keine Abtheilung derselben hat eine abgesonderte Gewalt. Sie ist der eine und unzertheilbare deutsche Freystaat.
3. Keine Macht und kein Ausspruch kann je einen Theil von ihr trennen. Sie handhabet ihre Oberherrschaft und die Unzertheilbarkeit ihrer Besitzungen durch Aufbietung aller ihrer Kräfte, und macht mit niemanden Friede, der sich einen Theil ihrer Oberherrschaft oder ihrer Besitzungen anmaßet, bis dieser genöthigt ist, von seinen Anmaßungen abzustehen.
4. Sie trägt unter den ihrer Oberrschaft angemessenen Einschränkungen die Handhabung dieser Oberherrschaft und Unzertheilbarkeit, so wie jene der menschlichen Gesellschaftsrechte, und ihrer darauf gegründeten Verfassung und Gesetze den tauglichsten Männern auf, und unterstützt sie dabey aus allen ihren Kräften.
5. Sie überträgt daher den Einen dieser Männer das Amt Gesetze zu entwerfen, welche der Verfassungsurkunde gemäß sind, den Andern diese zu prüfen, und gutzuheißen. Diese heißen GesetZRäthe.
6. Sie überträgt Andern die Vollziehung dieser von den GesetZRäthen ausgefertigten Gesetze. Diese bilden den Staatsrath.
7. Sie überträgt Andern die Pflicht, jedem nach der Verfassung und den Gesetzen Recht zu sprechen. Diese heißen Richter.
8. Die Anzahl der Männer, welche die Gesetze entwerfen sollen, wird der Bevölkerung angemessen seyn. Sie kann nicht über fünfhundert, nicht unter hundert seyn. Sie heißen Erstrath.

9. Die Anzahl der Männer, welche die Gesetze prüfen, annehmen oder verwerfen, wird ebenfalls der Bevölkerung angemessen seyn. Sie kann nicht über zweyhundert und funfzig, nicht unter sechzig seyn.
Sie heißen Zweytrath.
10. Unter diesen beyden §§. 8. u. 9. sind die Gesetz-Stellvertreter nicht begriffen, welche allemal die gleich Anzahl der Andern ausmachen.
11. Die Anzahl der Männer, welche den Staatsrath ausmachen, kann niemals unter, noch über fünf seyn.
12. Die Anzahl der Richter hängt von der Menge der vorliegenden Geschäfte, und von der Möglichkeit, der Ungerechtigkeit vorzubeugen, ab⁶⁾.
13. Keiner kann zugleich in Zweyen von diesen Behörden seyn, oder ein Amt haben, das von einer andern Behörde abhängt, als von derjenigen, bey der er wirklich in Amtsverrichtungen steht⁷⁾.
14. Im deutschen Freystaate können keine andere öffentliche Stellen seyn, als welche den erwähnten untergeordnet sind⁸⁾.
15. Die öffentlichen Ämter stammen alle vom Volke ab, es mag sie nun mittelbar oder unmittelbar ertheilen. In jedem Falle werden sie nur nach den vom Volke angenommenen Regeln ertheilt.
16. Die Mehrheit der Stimmen drückt die Annahme und den Willen des deutschen Volkes aus. Dieses will allemal, was der Erhaltung der menschlichen Gesellschafts-Rechte und der Grundartikel seiner Verfassung gedeihlich ist. Die Personen, welche diese nicht wollen, gehören nicht zum deutschen Volke⁹⁾.
17. Der Staatsrath wird von den GesetZRäthen gewählt.
18. Die GesetZRäthe und Richter werden von den Wahlmännern gewählt.
19. Die Wahlmänner werden von den Urversammlungen gewählt.
20. Die Urversammlungen bestehen aus den stimmfähigen Bürgern.
21. Die Ortschaften bilden die Urversammlungen nach Verhältniß ihrer Bevölkerung.
22. Die Anzahl der Wahlmänner, welche von jeder Urversammlung gewählt werden, richtet sich nach der Anzahl der Bürger, welche die Urversammlung ausmachen.
23. Die Anzahl der Gesetzgeber, welche von einer Wahlversammlung gewählt werden, richtet sich nach der Anzahl der Wahlmänner.
24. Keiner kann sich ein Recht auf irgend ein Amt anmaßen¹⁰⁾.
25. Keiner kann ein Amt bekleiden, als in so weit er die erforderlichen Kenntniße und Anhänglichkeit an die menschlichen Gesellschaftsrechte, und an die Grundartikel der deutschen Verfassung besitzt¹¹⁾.
26. Keiner kann ein Amt annehmen, als von demjenigen, der nach den Gesetzen dazu zu ernennen hat.
27. Keiner darf sein Amt eine längere Zeit versehen, als es ihm nach der Verfassungsform und den Gesetzen aufgetragen ist.
28. Keiner darf sein Amt ohne Erlaubniß desjenigen aufgeben, der es ihm aufgetragen hat. Die GesetZRäthe können ihm aus wichtigen Gründen, welche bey der ersten Gelegenheit denjenigen Behörden zur Genehmigung müßen vorgelegt werden, welche ihn gewählt hatten, abzutreten erlauben.
29. Keiner kann eines Amtes entsetzt werden, als von demjenigen, der ihm dasselbe übertragen hat, und nach den in der Verfassung vorgeschriebenen Formen. Jede vorläufige Absetzung muß bey der ersten Gelegenheit bey jenen Behörden gerechtfertigt werden, welche den Abgesetzten gewählt hatten. Mangel an Kenntnissen, an Aufklärung, an Fleiß, an Treue, oder an re-

publikanischer Gesinnung oder Aufführung, sind die einzigen Gründe welche eine Absetzung rechtfertigen können.

30. Keiner kann die Gewalt oder die Verrichtungen überschreiten, die mit seinen oder mit seinen Aufträgen deutlich verbunden sind. Dergleichen Überschreitungen sind nichtig und ungiltig. Die Beamten sind schuldig, in jedem Fall dem Bürger, der es verlangt, das Gesetz vorzuweisen, das ihre Verfügungen rechtfertigt.

31. Keiner kann jemanden Andern sein Amt oder einen Theil seines Amtes übertragen oder überlassen, als nach den Vorschriften der Verfassung.

32. Keiner ist ordentlicher Weise als Beamter anzusehen, wenn er nicht die seinem Amte zugegebenen Zeichen trägt, woferne er im Fall ist, bey der Hand haben zu können.

33. Jeder verliert seine Stelle durch ein erwiesenes größeres oder entehrendes Verbrechen. Er wird dadurch zu jeder öffentlichen Stelle unfähig.

34. Ämter sind Lasten, und geben außer den Amtsverrichtungen keine Würde.

35. Ämter sind nicht als Erwerbszweige anzusehen, und Besoldungen sind Entschädigungen für angewendete Zeit, Kenntnisse und Mühe.

36. Die Besoldungen werden nicht nach der Stufe der Gewalten und Ämter, sondern nach den Kenntnissen, Fähigkeiten, schweren oder häufigen oder anhaltenden Arbeiten, auszulegenden Kosten, und nach den Gefahren der Bestechung oder Vernachlässigung bestimmt. Sie dürfen nie kärglich seyn, und allemal müssen sie genügen, das Schädliche der Verachtung von dem Besoldeten abzuwenden.

37. Außer dem Falle, wo die Verfassungsform es anders bestimmt, gelten die Gesetze über den Rechtsgang auch für die öffentlichen Beamten. Nur so oft die GesetZRäthe aus wichtigen Gründen erklären, daß keiner sich von seinem Posten entfernen soll, ist gegen die Beamten Rechtsstillstand, den aber die GesetZRäthe nach genauer Prüfung für jeden besondern Fall heben können. Die Ursache des Rechtsstillstandes, muß den nächsten Wahlversammlungen angezeigt werden.

38. Wer sich bey einer Wahl, oder bey den Verrichtungen seines Amtes bestechen, oder durch andere Privatsachen vom Wege des Gesetzes abführen läßt, ist ein Staatsverbrecher.

39. Wer jemanden bey Gelegenheit einer Wahl oder in den Verrichtungen seines Amtes besticht, oder durch Drohungen etwas auf ihn zu vermögen sucht, ist ein Staatsverbrecher.

40. Jeder Beamte, welcher wissentlich bey Vollziehung der Gesetze nicht eine völlige Gleichheit gegen seine Mitbürger beobachtet, ist ein Staatsverbrecher.

41. Jeder Beamte, der sich seines Amtes zu Erreichung von Nebenabsichten bedient, ist ein Staatsverbrecher.

42. Kein Beamter darf seinen Mitbürgern mit grobem oder verachtendem Stolze begegnen oder vergessen daß alle Menschen gleich sind.

43. Die Beamten müssen den Empfang aller Schriften, oder sonstigen Einhändigungen, die ihnen zukommen, demjenigen bescheinigen, von welchem sie kommen.

44. Jedes Gesuch und jede Anfrage, müssen zu rechter Zeit und gehörig beantwortet werden.

45. Jeder Bürger wird das Gesetz in dem Beamten achten und lieben.

46. Wer sich wissentlich am Beamten vergreift, ist ein Staatsverbrecher.

47. Wer die Beamten wissentlich belügt, begeht nach Verhältniß ein größeres oder ein geringeres Staatsverbrechen.

48. Die Gesetze, Urtheile und Verfügungen, die nicht zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaftsrechte und der Grundartikel der deutschen Verfassung beytragen, oder derselben entgegen stehen, sind ungiltig.

49. Die Gesetze haben zum Gegenstande, die innere Polizeyordnung, die äußere Sicherheit, die Gesundheit, die Beförderung des Erwerbfließes, den Unterricht in allen mit Künsten, Gewerben, Handthierungen und der menschlichen Gesellschaft nützlichen Vergnügungen einigermassen zusammenhängenden Gegenständen, die nöthigen Einkünfte und Ausgaben des Staats, und die vollkommenste Gerechtigkeitspflege.

50. Die Belohnungen werden so ausgespendet werden, daß sie zur republikanischen Freyheit, Tugend, Seelengröße und Emsigkeit aufmuntern.

51. Die Strafen werden so eingerichtet seyn, daß sie theils zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit, theils zur Besserung des Verurtheilten, theils zur hinreichenden Warnung der Bösen und Schwachen dienen.

52. Die Verhaftsorte und Gefängnisse werden immer menschlich eingerichtet seyn. Besserung und öffentliche Sicherheit sind der Zweck der Gefängnißstrafe.

53. Die Todesstrafe können die GesetZRäthe nur in jenen Zeiten erlauben, wo die gewöhnlichen Strafen die Mörder, Räuber, Mordbrenner und Feinde der Verfassung nicht mehr schrecken.

[. . .]

75. Der Staat ist befugt, gegen die gehörige Entschädigung ein Partikulargut von einem Bürger sich abtreten zu lassen, um es zu einer offenbar nützlichen und öffentlichen Anstalt anzuwenden.

76. Die Brennmaterialien bleiben das Eigenthum ihrer rechtmäßigen Besitzer unter der Aufsicht des Staates, welcher in den Gesetzen darüber auf das Wohl der Besitzer und das allgemeine Beste Rücksicht nehmen wird.

77. Jeder hat das ganze Jahr das Jagdrecht auf seinem Grund und Boden, und in allen nicht eingehägten, oder als solche angesagten Wäldern und Almenden, die im Bezirke seines Aufenthalts liegen.

78. Jeder hat das ganze Fischrecht längst den Ufern des Flusses, so weit sie unmittelbar an seinem Gute hinlaufen, bis in die Mitte der Flüsse in gleicher Richtung, jedoch den nöthigen Anstalten unbeschadet, die der Staat mit, in und an den Flüssen vorzunehmen und zu erlauben berechtigt ist. Die Flüsse und Ufer bleiben immer ein Eigenthum des ganzen Freystaats.

79. Die Bergwerke sind ein Staatseigenthum.

80. Die Seen und größere Gewässer, so wie Schiffarth und Fischerey auf denselben, sind Staatseigenthum.

81. Die Freyheit der Meynungen ist unantastbar, so weit sie sich mit der Ruhe, Ordnung, dem Wohl des Staats, den Menschen- und Gesellschaftsrechten und Grundartikeln der Verfassung vertragen.

82. Jeder kann im Staate jedes nützliche Gewerbe treiben. Der Staat sorgt dafür, daß diese Gewerbefreyheit weder gegen seine Sicherheit, noch gegen die Gesundheit mißbraucht werde.

83. Die Gemeinden stehen für jede Verletzung der Personen und des Eigenthums, deren Urheber nicht bekannt oder entwischt ist.

84. Jeder deutsche Bürger kann Antheil an den Gemeindegütern jener Gemeinde nehmen, wo er sich häuslich niedergelassen hat, oder wo er zu Hause ist.

85. Jeder zahlt zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben einen verhältnißmäßigen Theil von seinem Vermögen.

86. Mehr oder weniger Vermögen, größere oder geringere Nützlichkeit des Gewerbes, mehr oder weniger Genuß, werden den Maasstab der Abgaben eines jeden seyn.

87. Das Volk sorgt dafür, daß die Abgaben in die Staatskassen fließen.

88. Das Volk untersucht durch seine Gesetzeräthe, ob die Abgaben in die Staatskassen fließen und zum Vortheile des Staats verwendet werden.
89. Das Volk bestimmt durch seine Gesetzeräthe die Abgaben für die öffentlichen Bedürfnisse, ihre verschiedene Zweige, und die Art sie zu erheben.
90. Der Staatsrath legt den Gesetzeräthen die Bedürfnisse des Staates, die Hilfsquellen, den Ertrag der ihm zugestandenen Hilfsquellen, und die Rechnung für die ihm zugestandenen Summen pünktlich, mit den überzeugendsten und ausführlichsten Belegen vor. Er thut dies, so oft er, oder die Gesetzeräthe es für dienlich erachten. Er ist gehalten, die vorgelegten Zweifel zu beantworten, und die gefundenen Unrichtigkeiten zu widerlegen oder zu verbessern.
91. Der Staatsrath ist schuldig, den Gesetzeräthen sogleich von jeder Veränderung der Lage des Vaterlandes und seiner Zu- und Abnahme in allen Stücken, sowohl von aussen als von innen die gehörige Nachricht zu geben.
92. Der ganze Staatsrath ist den Gesetzeräthen dafür verantwortlich, wenn er ohne vorläufige Verordnung der Gesetzeräthe einen Krieg gegen irgend ein Volk beginnt.
93. Wenn der Staatsrath ohne vorläufige Genehmigung der Gesetzeräthe einen Trutzkrieg begonnen haben sollte, so werden die Gesetzeräthe die Mehrheit des Staatsraths, die für diesen verfassungswidrigen Schritt gestimmt hat, und allenfalls auch den ganzen Staatsrath absetzen, als Staatsverbrecher dem Obergerichte übergeben, und zur Wahl eines neuen Staatsrathes schreiten. Dieses hindert die Fortsetzung des begonnenen Kriegs nicht, wenn die Gesetzeräthe finden, daß die Lage der Umstände dieselbe erheische, und solange sie dieselbe nicht verbieten. Der Staatsrath kann ohne Genehmigung der Gesetzeräthe keine fremde Truppen in Sold oder Dienst nehmen, oder sey es ausser oder inner Landes, zu Hilfe rufen.
94. Die stehenden sowohl als die in Bewegung gesetzten Truppen dürfen nie insgesamt oder theilweise marschieren oder handeln, wenn es eine ausdrückliche Verordnung der Gesetzeräthe verbietet. Der Staatsrath kann niemals Truppen in fremde Dienste oder Sold, oder ohne Genehmigung der Gesetzeräthe einem andern Staate Hülfsruppen geben.
95. Die genannten Truppen dürfen sich nie insgesamt oder theilweise ohne eine ausdrückliche für jeden besondern Fall zu gebende Verordnung der Gesetzeräthe dem Sitze der obersten Gewalt und des Obergerichts auf sieben Meilen nähern.
96. Die genannten Truppen, die diesen beyden §§ zuwiderhandeln würden, sind dadurch Vaterlandsverräther geworden; und das ganze Vaterland muß bereit seyn, auf die erste Verordnung der Gesetzeräthe die Widerspänstigen zum Gehorsame zu bringen.
97. Die Nationalfarben sind roth im Umfange, gelb in der Mitte, und die Einlage blau. Jeder Bürger ist schuldig, sie im Vaterlande zu tragen, unter der Strafe als widerspänstiger angesehen zu werden.
98. Die beyden ersten Theile dieser Verfassung sind zu allen Zeiten unabänderlich. Doch können mit Einwilligung der Gesetzeräthe und des Staatsrathes solche Zusätze zu denselben gemacht werden, welche keinen Artikel derselben vernichten, einschränken oder erweitern. Die Annahme solcher Zusätze muß durch vier Fünftel in jedem vollzähligen Rathe geschehen. Vier Fünftel der Wahlmänner in dem ganzen Freystaate müssen bey der ersten Wahlversammlung durch ein einfaches Ja oder Nein die Giltigkeit derselben anerkennen oder verwerfen. Der Staatsrath kann sie niemalen vorschlagen.
99. In der Verfassungsform kann ohne Einwilligung der fünf Sechstel der vollständig versammelten Räthe, und der neun Zehntel des Staatsrathes weder etwas weggethan, noch beygefügt, noch geändert werden. Dazu muß noch die Genehmigung von neunzehn Zwanzigsteln der sämtlichen Wahlmänner des Freystaates in der nächsten Wahlversammlung kommen.
- Der 1. Abschnitt des Theils III umfaßt die räumliche Gliederung des „deutschen Freystaates“.

2. *Bürgerlicher Zustand der Staatsglieder*

1. Jeder ist des ganzen Freystaates und nicht besonderer Kreise, Bezirke oder Gemeinden Bürger.
2. Jeder deutsche Bürger, der die nöthigen Eigenschaften hat, ist im ganzen Umfang des Freystaates zu allen Ämtern stimm- und wahlfähig.
3. Deutscher Bürger ist, wer einen Nahrungszeit hat, republikanisch denkt, und
 - a. in einem deutschen Kreise oder von einem Vater oder von einer Mutter geboren ist, die wirklich noch deutsche Bürger sind; oder
 - b. ein Jahr lang in Deutschland ein erlaubtes Gewerbe getrieben, oder der Wissenschaften oder Künste gepflogen hat, und gültige Beweise von seiner guten Aufführung aufweisen kann. Dieses Jahr ist von dem Augenblicke an zu zählen, da man sich für die Zahlung der zu bestimmenden jährlichen Abgabe und für den Militärdienst bey der Kreisverwaltung und einer Gemeinde einschreiben ließ; oder
 - c. eine nützliche Erfindung oder Entdeckung in den Freystaat gebracht, oder dem Staate andere nützliche Dienste geleistet und seine Ergebenheit an denselben thätig bewiesen hat; oder
 - d. sich durch eine schöne That auszeichnet; oder
 - e. vom Staate zu irgend einer Stelle ernannt wird, welche der Ernennete annimmt; oder
 - f. vom Staate wegen besondern Nutzens in Dingen, die Handel und Wandel betreffen, aufgenommen wird; oder
 - g. sich um die Menschheit, um die Sache der Freyheit und Gleichheit verdient gemacht, und sich niemals als Feind des deutschen Freystaates bewiesen hat.
4. Deutscher Bürger kann nicht seyn:
 - a. Wer wegen seines Hasses gegen Freyheit und Gleichheit und Menschenrechte seinen Geburts- oder Aufenthaltsort verließ oder verlassen mußte;
 - b. wer von einem Staate, der nicht eine stellvertretliche Regierungsform hat, oder der mit dem deutschen Freystaate im Kriege begriffen ist, besoldet oder bedientet oder sonst begünstigt ist;
 - c. wer Gesinnungen heget, die nicht mit den Grundsätzen von Freyheit und Gleichheit übereinstimmen;
 - d. wer aus den Diensten des deutschen Freystaates ausgerissen ist;
 - e. wer sich zu einer Gesellschaft bekennt, die das Ansehen eines Staates im Staate oder eines besondern Volkes hat;
 - f. wer sich in eine fremde Gesellschaft, ohne Erlaubniß der obersten Gewalten aufnehmen läßt;
 - g. wer in einem andern Staate Bürger ist, und auf dieses Bürgerrecht nicht Verzicht gethan hat;
 - h. wer nicht bereit ist, alle Bürgerpflichten persönlich zu erfüllen;
 - i. wer dem Staate nicht die gesetzliche Abgabe bezahlt;
 - k. wer den gesetzlichen Bürgereid nicht leistet, so bald er das gesetzliche Alter zum Kriegsdienste hat;
 - l. wer sich, sobald er das gesetzliche Alter hat, nicht für den Militärdienst einschreiben läßt.
5. Die Ausübung der Bürgerrechte, nicht aber der Menschenrechte unterbleibt einstweilen für denjenigen,
 - a. der sich im Zustande der Verhaftung befindet;
 - b. der sich im Zustande einer vom Richter angenommenen Anklage befindet, welche nach dem Gesetze, Verhaftung nach sich ziehet;

- c. der sich im Zustande der Strafe befindet, der er noch nicht Genüge gethan hat, oder die ihm nicht erlassen worden;
- d. Der zweymal nacheinander ohne vorherige und mit guten Gründen belegte, bey dem Bezirksaufseher gemachte Anzeige die Urversammlung nicht besucht; in diesem Falle auf 10 Jahre lang. Der Bezirksaufseher wird diese gegebene Erlaubniß dem Kreis aufseher und der Kreisverwaltung anzeigen.
- e. Der einmal die Wahlversammlungen, zu denen er gewählt worden, ohne vorherige Erlaubniß der Kreisverwaltung und des Kreis aufsehers versäumt; auf 10 Jahre lang.
- f. Der sich bey Gemeinde- Ur- oder Wahlversammlungen ungesetzliche Thätigkeit, oder Schimpfworte erlaubt; auf unbestimmte Zeit, und dem Rechtsgange unbeschadet.
- g. Der Beamtete, der sich Nachlässigkeit in seinen Amtsverrichtungen zu Schulden kommen läßt; auf unbestimmte Zeit, und dem Rechtsgange unbeschadet. Die Kreisverwaltungen werden die gegebenen Erlaubnisse den Wahlversammlungen zu Händen der GesetZRäthe, und die Kreis aufseher den Ministern zu Händen des Staatsraths, namentlich und mit den Gründen anzeigen.
- h. Der von den Richtern für wüthend, oder wahnsinnig erklärt worden, so lange er in diesem Zustande bleibt;
- i. der unter der Bevogtung stehet;
- k. der nicht die gesetzlichen Kriegsdienste erlernt hat, oder wirklich erlernt.
6. Das Bürgerrecht verliert derjenige,
- a. der sich in einem andern Staate als Bürger aufnehmen läßt;
- b. der drey Jahre freywillig und ohne Meldung von sich zu thun außer dem Staate bleibt;
- c. der sich der Einführung oder Erhaltung der menschlichen Gesellschaftsrechte oder der Grundartikel der Verfassung des deutschen Freystaates widersetzt;
- d. der eine Veränderung in der Verfassungsform mit Gewalt zu erzwingen sucht.
- Dieser § trifft nicht Weib und Kind, wenn sie sich nicht persönlich im Falle des §. befinden.
7. Stimmfähig ist der deutsche Bürger, der schreiben und lesen kann, seine Bürgerrechte und die Ausübung derselben hat, geheirathet ist, oder ein und zwanzig Jahr und eigenes Vermögen hat, und nie ein größeres und entehrendes Verbrechen begangen hat.
8. Jeder ist nur da stimmfähig, wo er sich als ansäßig eingeschrieben ließ. Keiner kann sich auf solche Weise in mehr als einer Gemeinde einschreiben lassen, und dieß bey gänzlichem Verlust seines Bürgerrechtes.
9. Wahlfähig ist jeder stimmfähige deutsche Bürger, welcher rechnen kann, und die für das Amt, zu welchem er gewählt werden soll, geforderten Eigenschaften besitzt. Jede Wahl, die nicht gesetzlich gemacht ist, ist ohne weiters ungiltig.
10. Der Bürgereid ist folgender:
 Ich verspreche, die Gesellschaftsrechte und Grundartikel der deutschen Verfassung, die sich auf Freyheit, Gleichheit, und eine stellvertretliche Regierungsform gründet, aus allen Kräften zu vertheidigen, die itzige Verfassungsform, in soferne sie nicht nach gesetzlicher Vorschrift abgeändert wird, zu handhaben, und die Gesetze nach Vermögen zu vollziehen.
11. Der Eid der Nichtbürger ist:
 Ich verspreche die Gesetze des deutschen Freystaates, so weit sie die Nichtbürger angehen können, und so lange ich in demselben seyn werde, pünktlich zu beobachten, und nichts gegen den deutschen Freystaat, oder gegen seine Verfassung zu unternehmen.
12. Die Eide werden allemal mit aufgehobener Hand geleistet.

3. *Von den Wahlen überhaupt*

1. Alle Wahlen müssen frey seyn.
2. Niemand darf anders als unbewaffnet dabey erscheinen, daher ist es verboten, Stöcke und jedes Werkzeug, womit man verletzen kann, mit sich zu nehmen.
3. Kein Militär darf im Umfange des Wahlorts als Militär erscheinen, oder zu Vollziehungsmaßregeln die Hand bieten.
4. Die im Solde stehenden oder beweglich gemachten Truppen, sind nicht stimmfähig, als wenn sie mit einem, von den GesetZRäthen genehmigten Urlaube in der Gemeinde sind, wo sie ansäßig sind.
5. Die Stimmen werden nicht anders, als in verschlossenen Zetteln gegeben.
6. Der Bezirksaufseher des Wahlorts sorget unter seiner Verantwortlichkeit für die gehörige Stille und Ruhe in dem Saale, für die Sicherheit der Stimmenden, für die Freyheit des Stimmrechtes, und der gesetzlichen Verrichtungen eines jeden stimmfähigen Bürgers.
7. Die Stimmfähigen sind von den Zuhörern abgesondert.
8. Die Zuschauer dürfen im Saale weder ihren Beyfall, noch ihr Mißfallen bezeugen, bis die Wahl beendigt ist.
9. Derjenige, welcher zu einer über sechs Monate vor der gewöhnlichen Wahlzeit erledigten Stelle gewählt wird, bleibt nur so lange an derselben, als sein Vorgänger selber noch zu bleiben gehabt hätte.
10. Weder der Staatsrath noch die von der vollziehenden Gewalt ernannten Beamten, können ohne besondere Erlaubniß der GesetZRäthe ihre Blutsverwandten bis in den vierten Grad einschließlic, oder ihre Seitenverwandten bis in den dritten Grad einschließlic, zu einer ihrer untergeordneten Stelle ernennen.

4. *Von den Ur- und Wablsammlungen*

1. Die stimmfähigen Bürger eines jeden Bezirkes bilden so viel Urversammlungen, als dieser dreytausend Seelen und darüber hat.
2. Die GesetZRäthe werden den Wahlort mit Rücksicht auf die größere Bequemlichkeit der Stimmenden bestimmen, und nach Bedürfniß der Umstände auch abändern.
3. In dem Versammlungssaale hängt eine Liste der stimmfähigen und wahlfähigen Bürger jedes Bezirkes, so wie derjenigen, deren Bürgerrechtsausübung eingestellt ist; sie wird jedes Jahr einen Monat vor der Urversammlung berichtet.
4. Der älteste stimmfähige Bürger nimmt den Vorsitz. Der jüngste ist Schreiber. Die vier Beysitzer werden durch das Loos gezogen.
5. Der Schreiber liest die Vorschriften in Betreff der Wahlen und Urversammlungen vor.
6. Die Vorsteher der Gemeinden schwören folgenden Eid: Ich versichere, daß ich keinen stimm- oder wahlfähigen Bürger verschwiegen, oder einen eingeschrieben habe, der es nicht ist; auch daß ich sonst keine falsche Angabe gemacht habe.
7. Der einstweilige Vorsitz, so wie der Bezirksaufseher, schwören folgenden Eid: Wir versprechen, daß wir unsre Pflichten bey dieser Wahl nach den Vorschriften unserer Verfassung und der Gesetze pünktlichst erfüllen werden.
8. Man schreitet zur Wahl eines Vorsitzers. Jeder stimmfähige Bürger giebt einen Zettel ein. Derjenige, welcher eine Stimme über die Hälfte hat, ist Vorsitz; die 4 Bürger, welche nach ihm die meisten Stimmen haben, sind seine Beysitzer.
9. Sodann werden drey Schreiber durch Stimmzettel nach zufälliger Stimmenmehrheit gewählt, die dann ihren Platz zwischen den Beysitzern einnehmen.

10. Nach der Einnahme ihrer Plätze, schwören sie im Namen der anwesenden Bürger, folgenden Eid: Wir versprechen, bey dieser Urversammlung nichts zuzugeben, oder zu thun, was gegen die menschlichen Gesellschaftsrechte, die Grundartikel und die Vorschriften der Verfassungsform des deutschen Freystaates seyn könnte, unsere Pflichten genau zu erfüllen, und unsere Stimmen nur solchen zu geben, die wir als aufrichtige Freunde unserer Gesellschaftsrechte, Grundartikel und Verfassung und als zu ihrem Amte taugliche Männer erkennen.

11. Sodann liest der jüngste Schreiber die Namen der stimmfähigen Bürger jeder Gemeinde ab, jeder aufgerufene antwortet: Ich verspreche es. Die Abwesenden werden aufgezeichnet, und so, wie die später kommenden, auf der Liste als nachlässige Bürger bezeichnet, wofern sie sich nicht durch wichtige Ausbleibungsgründe rechtfertigen.

12. Jeder giebt sodenn, so wie er aufgerufen wird, die Namen derjenigen auf seinem Zettel ein, die er zu Wahlmännern bestimmt. Die Vorsitzer, Beysitzer und Schreiber lesen die Zettel, und die Letztern schreiben die fallenden Stimmen auf.

13. Um Wahlmann zu seyn, muß man eine Stimme über die Hälfte der Stimmenden haben. Wer es wird, wird im Saale als solcher verkündet.

14. Auf jede hundert Stimmfähige und darüber, sie mögen gegenwärtig seyn oder nicht, wird ein Wahlmann gemacht. Es können ihrer nie weniger als drey und nie mehr als sechs seyn.

15. Ein Drittel der Wahlmänner wird aus den mindestbegüterten, ein Drittel aus den mittelmäßig begüterten, und ein Drittel aus den begütertsten Bürgern genommen. Die Steuerliste dient hier zur Richtschnur. Dieser § schließt jedoch den § 9. Abschnitt 2 nicht aus.

16. Keiner, der die Kräfte dazu hat, kann sich weigern, Wahlmann zu seyn.

17. Die Urversammlungen beginnen den 1. Okt. Sie müssen ihre Wahlen in einer Woche beendet haben, und dieß bey Strafe der Bezahlung der dreyfachen Staatssteuer eines jeden gegenwärtigen und nicht rechtmäßig abwesenden Stimmfähigen. Zu Anfang und am Ende jedes Tags, so lange die Sitzung dauert, wird die Bürgerliste abgelesen.

18. Die Urversammlungen fertigen den Wahlmännern eine unterschriebene und gesiegelte Vollmacht überhaupt und besonders aus.

19. Die gewählten Wahlmänner versammeln sich auf Kosten des öffentlichen Schatzes den zehnten Oktober wechselweise in einem andern Bezirkshauptorte, welchen der Staatsrath jedes Jahr bestimmen wird.

20. Die Gemeinden, welche ihre Urversammlungen ausmachen, geben ihnen das Verzeichniß ihres Vermögens-Zustandes, die Rechnungen von ihren Staatsabgaben, und die hierüber erhaltenen Quittungen, sammt ihrer Bevölkerungsliste mit.

21. Die Sitzung der Wahlmänner kann nur eine Woche für die Wahlen, und nur zwei Wochen zur Übersicht der Rechnungen dauern, und zwar unter Strafe des fünften Theiles des Vermögens eines jeden Wahlmannes. Die Rechnungen werden in geheimer Sitzung behandelt, für deren Verschweigung die Wahlmänner verantwortlich sind.

22. Polizey und Eide sind dieselben, wie bey den Urversammlungen, nur mit dem Unterschiede, daß nach geprüften Vollmachten eine alphabetische Wahlmännerliste verfertigt wird, nach welcher die Wahlmänner aufgerufen werden.

23. Die Wahlmänner wählen soviel Mitglieder der Gesetzräthe, als aus ihrem jeweiligen Kreise zu erneuern sind, in welchem Kreise immer die Bürger seßhaft seyn mögen, an welchen man die gehörigen Eigenschaften kennet. Sie wählen eben so die Gesetzstellverseher.

24. Sie wählen oder bestätigen sodann den Kreiseinnehmer, die Kreisverwalter, die Kreisrichter, die Oberrichter und gleich viel Stellverseher aller dieser Behörden.

Es folgen spezielle Bestimmungen zu einzelnen Wahlen.

5. Von den GesetZRäthen überhaupt

1. Um Gesetzgeber werden zu können, muß der wahlfähige Bürger so viel möglich, die neue Gesetzgebung und vaterländische Kenntnisse besitzen, fünf Jahre ununterbrochen und unmittelbar vor der Wahl in der Republik ansäßig, oder ohne seine Schuld und aus wichtigen Gründen abwesend gewesen seyn.
2. Kein Gesetzgeber ist der Stellvertreter irgend eines besonderen Kreises, sondern des ganzen Freystaates.
3. Die Gesetzgeber können von ihren Kreisen keinen besonderen Auftrag mitnehmen.
4. Beyde GesetZRäthe können sich niemalen in den nämlichen Saale versammeln, außer in den von der Verfassungsform bestimmten Fällen und Formen.
5. Keiner der GesetZRäthe kann sich je mit dem Staatsrathe in dem nämlichen Saale versammeln.
6. Die GesetZRäthe wohnen niemals weder insgesamt, noch durch Abgeordnete einer öffentlichen Feyerlichkeit bey.
7. Die GesetZRäthe besorgen die Ordnung im Umfange ihres Gebäudes.
8. Niemand darf mit Waffen, oder Stöcken in dem Umfange des Gebäudes erscheinen.
9. Die Sitzungen der GesetZRäthe sind öffentlich.
10. Es können allemal soviel Zuhörer zugegen seyn, als der für sie bestimmte Ort faßt, wofern nicht Unruhen oder Einfluß auf die Berathschlagung entweder eine Einschränkung der Anzahl der Zuhörer, oder die Vorweisung der Eingangs-Zettel auf bestimmte Zeit fordern.
11. Die Zuhörer dürfen niemals ihr Gefallen, oder Mißfallen durch irgend ein Geräusche im Umfange des Gebäudes bezeugen.
12. Die Sitze der Zuhörer sind von jenen der Mitglieder der GesetZRäthe gänzlich abgesondert.
13. Wenn ein Zuhörer eine Ausschweifung begehet, so wird ein Saalaufseher ihn, durch den Weibel, der Wache überantworten lassen, um ihn vor die Richter zu führen. Wenn er strafbar befunden wird, so bleibt er, der übrigen Strafe unbeschadet, ein Jahr lang von dem Umfange des Sitzungssaales ausgeschlossen.
14. Die GesetZRäthe werden darüber wachen, daß die Gesetze und Verordnungen aufs schleunigste und unentgeltlich den Gemeinden zugestellt werden.
15. Wenn es zehen Mitglieder begehren, so müssen die Sitzungen bey verschlossenen Thüren gehalten werden. Sie können bey Berathschlagungen über Rechnungssachen, über Festsetzung der jährlichen öffentlichen Einkünfte, über innere Unruhen, über Angelegenheiten mit dem Auslande, über die Anklagen der Mitglieder der GesetZRäthe oder des Staatsrathes, und allemal, wenn es der Staatsrath in Betreff eines Gegenstandes fordert, statt haben. Nachdem der Gegenstand derselben vorgelegt worden, berathschlagt die Versammlung, ob er eine geheime Sitzung fordere oder nicht. Die gänzliche Stimmenmehrheit entscheidet.
16. Wenn ein Gegenstand in geheimer Sitzung behandelt worden, so entscheidet die Versammlung ob auch der Beschluß bey geschlossenen Thüren gefaßt werden soll. Wenn die Mehrheit dies bejahend entscheidet, so bestimmt sie, ob derselbe erst im Augenblicke der Vollziehung kund zu machen sey.
17. Jedes Mitglied ist für den Schaden verantwortlich, der aus der ganzen oder theilweisen Entdeckung einer geheimen Sitzung entstehen kann.
18. Die Zuhörer sind von der geheimen Sitzung, so lange sie dauert, ausgeschlossen.
19. Jeder der GesetZRäthe wählt durch geheimes gänzlichliches Stimmenmehr einen Vorsitzter, welcher zwo Wochen an der Stelle bleibt.

20. Durch gänzlichliches geheimes Stimmenmehr werden vier Geheimschreiber gewählt, wovon zween nach zwoen Wochen abtreten, um zween anderen Platz zu machen, die dann erst, wie die übrigen zween abtreten, nachdem sie vier Wochen an ihrer Stelle waren, so daß jede zwo Wochen zween Geheimschreiber zu den zween bleibenden gewählt werden.
21. Durch gänzlichliches geheimes Stimmenmehr werden vier Stimmezähler gewählt, deren zween jede vierzehn Tage, wie § 20, erneuert werden.
22. Jeder Rath ernennt vier Saalaufseher, welche für die Erhaltung der Gebäude, für die Sicherheit und Stille im Umfange derselben, für die Ruhe und Stille unter den Zuhörern, für ihre Überantwortung in die Hände der Richter im Falle einer Ausschweifung, für die Vollziehung der Gesetze gegen die angeklagten Gesetzgeber und Mitglieder des Staatrathes sorgen. Sie werden gewählt, wie § 20.
23. Außer seinem Schooße wählt jeder Gesetzrath durch gänzlichliches Stimmenmehr einen Staatsboten, welcher bey seinen Verrichtungen wenigst von Weibeln begleitet werden muß. Ihre Verrichtungen sind, die Botschaften den obersten Behörden einzuhändigen, alle diejenigen, welche vor die Schranken kommen, anzumelden oder einzuführen, und die Aufträge des Vorsitzers, so weit sie auf Amtsgeschäfte Bezug haben, zu erfüllen.
24. Außer seinem Schooße wählt sich jeder Rath durch geheimes Stimmenmehr eigene Weibel, denen alle jene Geschäfte obliegen, welche die Staatsboten nicht persönlich zu verrichten haben.
25. Die Mitglieder stimmen in den gewöhnlichen Fällen durch Aufstehen und Sitzen.
26. Von der zufälligen Stimmenmehrheit unterscheidet sich die gänzliche dadurch, daß sie eine Stimme über die Hälfte erfordert.
27. Bey zweifelhafter Stimmenmehrheit wird das Gegentheil abgemehrt. Ist sie auch dann noch zweifelhaft, so wird der Namensaufruf laut gemacht. Wenn dann die Stimmen inne stehen, so entscheidet die Stimme des Vorsitzers, der sie sonst niemals giebt.

Anmerkungen

- 1) Freyheit; Gleichheit; Eigenthum.
- 2) Sicherheit; Ruhe; Gesellschaft.
- 3) Ewiger Freystaat.
- 4) Beysteuern zur Handhabung und Vervollkommung des Freystaates durch Gut und Blut.
- 5) Nichts willkührliches.
- 6) Daher kann die Anzahl der in Thätigkeit gesetzten Richter jedes Jahr und für jeden Kreis durch die Gesetzräthe sehr zerschieden bestimmt werden.
- 7) Daher können die Gesetz-Stellvertreter, die nicht wirklich in Thätigkeit sind, indeß andere Stellen versehen.
- 8) Daher gehören die Lehrer nicht unter die öffentlichen Beamteten.
- 9) Daher können die Stimmen solcher Personen, so lange sie ihre Denkungsart nicht ändern, nicht gleichgültig seyn.
- 10) Die Ämter können daher weder ein Lehen, noch ein Erbtheil, noch eine Belohnung, noch der Gegenstand einer Eroberung, noch eines Zwanges seyn.
- 11) Die Ämter können nicht als Gunstbezeugungen angesehen werden.

Literatur:

Heinrich Scheel, Süddeutscher Jakobiner, 1966 Erwin Dittler, Jakobiner am Oberrhein, 1976,
S. 496 ff. S. 49 ff.

Die Reichsstädte Offenburg und Gengenbach und die ortenauischen Augustaufstände 1789

Franz X. Vollmer, Freiburg

Vorüberlegung: Welche der drei Strömungen der Französischen Revolution konnte eventuell auf die Ortenau übergreifen?

Im Komplex der Französischen Revolution von 1789 werden von der jüngeren Forschung „drei teleskopartig ineinander geschobene, gleichzeitige und selbständige Revolutionen“ unterschieden¹): die Revolution des Dritten Standes in den Generalständen von Versailles, die mit den Augusterrungenschaften ihre von der Aufklärung intendierten Ziele praktisch schon erreicht hat, die Revolution der klein- und unterbürgerlichen Schichten in den Städten (u. a. 14. Juli in Paris, 22. Juli in Straßburg) und schließlich die Revolution der Bauern auf dem Lande.

Wenn wir eingedenk des schmerzlichen Ausrufs Klopstocks: „Sie, und nicht wir“ — die Franzosen, und nicht wir Deutschen, haben diesen großen Schritt gewagt — unsere eigene Geschichte nach Verwirklichungsmöglichkeiten der Ideen der Aufklärung untersuchen und vor allem die Frage der Möglichkeit eines Übergreifens der Französischen Revolution von 1789 auf das Gebiet rechts des Oberrheins überprüfen, so werden wir uns konkret mit der Übertragbarkeit der genannten Hauptströmungen der Französischen Revolution zu befassen haben.

Eine Revolution des Dritten Standes, wie sie die Versailler Versammlung realisiert hat, kann billigerweise von den Rechtsrheinischen nicht erwartet werden: Sie konnten weder gemeinsam zu wie immer gearteten „Generalständen“ auf nationaler Ebene zusammenkommen, da sie Untertanen von hunderten

verschiedenen Landesherrschaften waren, noch verfügten sie über den fortgeschrittenen Bewußtseinsstand der Franzosen, da die Aufklärung in Deutschland erst eine Minderheit der „Intellektuellen“ erfaßt hatte.

Eher möglich war es, daß auch rechts des Rheines eine Revolution der klein- und unterbürgerlichen Städter stattfinden konnte: zwar fehlte hier auf nationaler Ebene eine Entsprechung für das Macht-, Bildungs- und Nervenzentrum Paris und rechts des Oberrheins ein ähnliches Zentrum, wie es im Elsaß die 50 000 Einwohner von Straßburg mit ihren 27 Druckern darstellten, aber Städte mit einem gewissen Bürgertum gab es auch hier, und gerade in den ortenauischen Städtchen hatte es am Vorabend von 1789 an Spannungen zwischen Stadtherren oder städtischer Oligarchie einerseits und der eigentlichen Bürgerschaft nicht gefehlt. In Lahr war ein Prozeß mit der nassauischen Landesherrschaft 1789 noch nicht entschieden, auch in den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach waren in den Jahrzehnten zuvor Prozesse zwischen Magistrat und Bürgerschaft beim Wetzlarer Reichskammergericht anhängig gewesen, so daß die Frage, ob 1789 es hier zu einem neuen, verstärkten Ausbruch kommen könnte, nicht ohne Berechtigung war.

Und um schließlich zur dritten Revolutionsströmung zu kommen: Gerade die Ortenau ist dafür bekannt, daß es hier 1789 zu Bewegungen der Bauern gekommen ist.²)

So stellt sich die Frage, wie sich 1789 das Bürgertum der Städte zu den bäuerlichen Bewe-

gungen verhalten hat und ob sich nicht ein Zusammenfließen des konkret vorhandenen ländlichen mit einem zu vermutenden städtischen Aufbegehren abzeichnete. Ihr soll anhand der Nachrichten über das Verhalten der beiden ortenauschischen Reichsstädte Offenburg und Gengenbach in den ländlichen Aufstandsbewegungen ihres Umlandes im August 1789 hier nachgegangen werden.

Die Lage in der Reichsstadt Offenburg nach dem Sturm auf die Pariser Bastille und auf die Straßburger Alte Pfalz

Nachdem eine Woche nach dem Pariser Bastillesturm am 22. Juli auch Angehörige der Mittel- und Unterschichten der 50 000 Seelen-Stadt Straßburg die dortige Pfalz gestürmt hatten, war die stadtbürgerliche Revolution von Westen bis an den Rhein vorgezogen. Wie verhielten sich die ortenauschischen Städte angesichts dieser Bewegung?

Das Land rechts des Oberrheins war Ende Juli 1789 von den Ausläufern der „Grande Peur“ mit ihren wilden Gerüchten und massenpsychologischen Ängsten berührt. Was würde Unheimliches von Westen hereinbrechen? Am 29. Juli wollte der Offenburger Stadtrat „die nöthige Fürkehr trefen“, um „etliche hundert Jauner und gefährliche Leute“, die „in hiesige Gegenden“ gedrängt würden, abzuwehren³⁾: Wie der Markgraf von Baden und die vorderösterreichische Regierung wollte auch die Reichsstadt Offenburg die unruhig gewordenen Randständigen fernhalten, die sich zum Teil in Richtung des Elsaßes bewegten, zum Teil aber auch von Straßburg her befürchtet wurden, wo am 22. Juli auch die Gefängnisse geöffnet worden waren. Sicherung des Eigentums und Abschließung gegen jede Bedrohung waren also die ersten stadtbürgerlichen Reaktionen auf die Ausläufer der „Grande Peur“, deren Hiobsbotschaften in die rechtshheinischen Gebiete überschwappten. Die Bürger wurden zu vermehrten Wachen aufgerufen, noch am

11. August offiziell ausschließlich „in Betreff der öffentlichen Sicherheit wegen dem herumvagirenden Jauner und anderen Gesindel“⁴⁾: jedes Offenburger Stadttor war mit 5 Mann Bürgerwache und einem Contingentsoldaten zu besetzen, „sowohl zu Tag als auch besonders zu Nachts“ solle „niemand nicht eingelassen werden, der sich nicht mit einem guten Paß rechtfertigen würde.“

Die wirkliche Gefahr aber drohte von einer ganz anderen Seite: Am 16. August — am „Tag vor der zu Renchen ausgebrochenen Empörung“ — hat „der abgesetzte Oberförster Anton Bährle von Renchen“ „in dem Engelwirthshauß zu Offenburg zu Mittag gegessen und in Gegenwarth des Engelwirths . . . und noch einigen anwesenden Gästen“ sich „ganz prallend gerühmt“, „daß er ettwas angezettelt habe und diese Nacht in Renchen etwas vorgehen werde, worüber sich jedermann verwundern würde.“⁵⁾ Mit Behrle war einer der „Anfänger“ des Aufstandes in der bischöflich straßburgischen Herrschaft Oberkirch-Renchen nach Offenburg gekommen — wohl um hier für ein herrschaftsübergreifendes, gemeinsames Losschlagen nach dem Vorbild der Elsässer zu werben. Würde die Hoffnungen von Leuten wie Behrle sich erfüllen und auch die mit ihrem Magistrat unzufriedenen Mittel- und Unterschichten der Offenburger Bürgerschaft sich mit dem geplanten Aufstand solidarisieren? Würde es — wie in Paris und Straßburg — zu einem „Aufstand der städtischen Massen“ kommen?

19./20. August 1789:

Der erste Zug der aufständischen Ortenauer gegen Offenburg

Akut wurde die Revolution für Offenburg am 19. August. Die „inzwischen in der Ortenau besonders in dem Gericht Achern ausgebrochne Unruh und Aufstand“ veranlaßte den Offenburger Stadtrat zu einer „außerordentlichen Sizung“⁶⁾. „Weil die aufrührische Bauren getrohet haben sollen, in dahiesige R. Stadt einzufallen und über das hier befindli-

che K. K. O. Amt Ortenau herzugehen“, wollte man „zu Beseitigung dieser Überfallungsgefahr“ „die schleunigste Mittel und Wege“ einschlagen, da „zu besorgen seye, daß diese Rebellen nicht bey dem angeblichen Vorhaben stille stehen bleiben, sondern anderweite Unfugen treiben dörfen.“ Man beschloß, „die Wache am Neuen und Schwabenthor auf 40 Mann zu verstärken und mit scharfen Patronen zu versehen, auch auf dem Kirchthurm zur geschwindern Benachrichtigung bei einen anscheinenden Anlauf . . . ein Wächter zu beorderen, daß bei einem wahrnehmenden Andringen deren Aufrührer sogleich die Glocke angezogen und gestürmt werden solle, auf welches Zeichen sohin jeder Bürger oder wehrhafte Mann mit seinem Gewöhr zu erscheinen . . . hätte . . . Sofern die Aufrührer nicht abstehen würden, auf selbe gefeuert werden solle; übrigens seyen die Thor zu schließen . . .“⁷⁾

Während der Beschluß hinausging und die Stadt in Verteidigungszustand gebracht wurde, tagte der Stadtrat „den ganzen Nachmittag bis abends 8 Uhr.“ „Von Zeit zu Zeit“ trafen „betrübtte Nachrichten“ von der Lage außerhalb der Stadt ein: zwar war die „ortenaussische Rebellen Roth“, die von Norden her auf die Reichsstadt im Anmarsch war, im Augenblick bei Appenweier zum Halten gekommen, so daß in den nächsten Stunden kein unmittelbarer Angriff auf die Stadtmauer zu befürchten war, jedoch liefen von anderen Orten Nachrichten über „weitere Zusammenrottierung und Überfalls Drohungen“ ein. Die Oberamtsräte Gaza und von Wellenburg vom K. K. landvogteilichen Oberamt, das seinen Sitz im Amtshof innerhalb der Stadtmauer hatte — der Landvogt von Axter selbst scheint bereits nach Straßburg geflohen zu sein — erschienen „in voller Bestürzung“ vor dem Stadtrat und baten dringend „um Sicherheit ihrer Personen und Sachen, auch möglichste Abwendung der betrohten Demolirung des Amtshofes.“⁸⁾ In dem Offenburger Stadtrat mochte in dieser Stunde, da die Beamten des K. K. Oberamtes so hilfesusuchend vor ihm

standen, so etwas wie Genugtuung aufkommen: wo war das Überheblichkeitsgefühl der Landvogteibeamten geblieben, die doch stets auf dem Anspruch beharrt hatten, die Reichsstadt Offenburg sei letztlich von der Landvogtei abhängig? Jetzt war Offenburg auf einmal als Schutzherrin des bedrohten Oberamtes recht. Doch wegen den Beamten und ihren Akten wollten die Offenburger Sicherheit und Eigentum ihrer eigenen Bürger nicht gefährden. Der Stadtrat verfügte, daß die „aus dem Amtshof und der ortenaussischen Kanzlei in die bürgerlichen Häuser getragenen Efekten und Schriften wider in Amtshof gebracht und so die bürgerlichen Häuser geschont werden“⁹⁾, falls die Aufständischen in die Stadt einbrechen und nach ihren „alten Schriften“ suchen sollten. Abends um 7 Uhr wurde der „Antrag der Rebellen“ übermittelt, „daß sie heut Nacht anhero kommen und insofern ruhig bleiben würden, als man sie oder eine starke Abordnung ohnangefochten einlassen und den Amtshof besezen lassen werde.“ „Um wenigstens diese Nacht das bevorstehende Unheil zu verhindern“, wurden die Stättmeister Witsch und Meyer den Aufständischen in Richtung Appenweier entgegengeschickt mit der Eröffnung, daß Offenburg wohl „eine Abordnung und zwar ohnbewöhrt und bei Tag“, aber „den ganzen Haufen nie“ und natürlich nicht in der kommenden Nacht einlassen wolle. Tatsächlich verging die Nacht vom 19. auf den 20. August ohne Angriffsversuch, die Wachen hatten „genau und ohne Unterlaß patroulirt“; aber als der Stadtrat am Morgen des 20. August wieder zusammentrat, mußte der Reichsschultheiß berichten, daß „sich mehrere Bürger hätten verlauten lassen, daß sofern der tumultuarische Haufen hier eindringen würde, man sich nicht dagegen sezen oder wöhren wolle.“¹⁰⁾ Rückzug der Offenburger auf eine neutrale Position oder gar gemeinsame Sache mit den landvogteilichen Aufständischen? Der Stadtrat war aber nicht gewillt, jemanden in die Stadt zu lassen: „Es wäre jedoch allemahl auf dahiesige Sicherheit zu denken und wohl zu

überlegen, daß die Tumultuanten bei der Ordnung nicht bleiben sondern Ausschweifungen sich erlauben würden.“¹¹⁾

Als dann „der gesamte tumultuarische Schwarm in vollem Anmarsch gegen dem Schwaben Thor“ gemeldet wurde — dieser kam von Süden, war also bereits in Ortenberg gewesen, wo er das ortenausische Landesgefängnis gestürmt hatte —, wollten die Offenburger „mehrer nicht als etwa 30 oder 50 Mann aus der Versammlung zu dem Thor“ einlassen, doch es drängten sich „die mereste“ in die Stadt; diese „sind aber ohne Unfugs-Verübung meistens nur durch die Stadt nach Haus gegangen“:¹²⁾ ein regelrechter Sturm auf das Oberamt hat also am 20. August nicht stattgefunden.

26./27. August 1789:

Der zweite Anlauf auf die Reichsstadt Offenburg

Eine zweite Krisensituation spitzte sich um Offenburg nach dem 24. August 1789 zu. Die Bewohner von Önsbach aus dem landvogteilich ortenausischen Gericht Achern verlangten vom Offenburger St. Andreas-Hospital als dem zuständigen Zehntherrn die „ohnge-säumte Herstellung des Kirchen- und Pfarrhauses“ und sperrten bis zur Erfüllung dieses Anliegens den dortigen Zehnt. Wenn bis Freitag, den 28. August Offenburg keine „will-fähige Erklärung“ abgab, „so wollten sie es mit Gewalt durchsetzen, mit der weiteren Betrohung, daß man alsden sehen würde, wie man es mit Offenburg mache.“¹³⁾ Aber Offenburg war nicht bereit, sich diesen ultimativen Forderungen zu unterwerfen, sondern gedachte „der betroffenen Gewalt mit gleich-mäßigem Gewalt abzutreiben“,¹⁴⁾ obwohl just am 27. August neue Meldungen über einen erneuten Anzug der Bauern aus den unteren Gerichten in Offenburg einliefen. Und wenn nun die Reichsstadt wiederum die Tore verschließen und die Stadtmauern von den Bürgern besetzen ließ, so war dies diesmal nicht nur, um das österreichische Oberamt im

Amtshof zu schützen, sondern auch in ureigenster Sache, denn wenn jetzt die Aufständischen aus den unteren Gerichten androhten, sie wollten den alten Spitalwein austrinken, so war damit sicherlich auch gemeint, daß sie im Verein mit den zu ihnen gehörenden Önsbachern nun in Offenburg noch „ein Hühnchen zu rupfen“ hatten. Dieses zweite Mal hatte man in der Reichsstadt aber weniger Angst als am 19. August: Inzwischen waren nämlich unter Hauptmann von Spenst 105 Grenadiere vom Freiburger Regiment von Bender in die Stadt eingerückt, und dieser K. K. Hauptmann hatte nun das Kommando über alle Bewaffneten innerhalb der Ring-mauer übertragen bekommen. Zudem war diesmal das Offenburger Oberamt gar nicht das eigentliche Ziel der Landvogteilichen: Durch einen Brief aus dem Bregenzer Wald waren sie aufgefordert, sich zu einer über-greifenden Aktion aufzuraffen und nach Freiburg, dem Sitz der vorderösterreichischen Landesstelle, zu ziehen — ein Unternehmen, das aber nicht in die Tat umgesetzt wurde, da einmal markgräflich badische Truppen bei Friesenheim die Freiburger Landstraße blockierten und da überdies „die Schwärmerel“, also die Aufstandsbegeisterung der Landvogteilichen merklich abgeflaut war. So blieb die Reichsstadt im Grunde auch dieses Mal ungeschoren.

Angesichts dieser Machtverhältnisse hatten auch die „Unruhigen“ innerhalb der Stadt-mauer keine Chance, tätig zu werden. Auf-forderungen, die von Landvogteilichen an Offenburger herangetragen wurden, wie: „Ihr müßt auch an eure Herren gehen, jetzt thäts am Besten mit eurem Gottswald und Allmendgütern, ihr habt doch noch nie etwas davon gesehen“¹⁵⁾ und auch innerhalb der Ringmauer von Handwerkern geäußelter Unmut über die Amtsverfälschung der Magistratsoligarchie und die Übervorteilung der einfachen Bürger durch diese eigenen „Herren“ wurden rasch denunziert und bestraft. Es gab keine Gelegenheit der Solidarisierung zwischen den aufständischen ortenausischen

Bauern außerhalb und den unzufriedenen, weil von ihren Stadtherren bevormundet und übervorteilten Reichsstädtern innerhalb der Ringmauer. Keine städtische Revolution also im Reichsstädtchen Offenburg — im Gegensatz zum großen Nachbarn Straßburg.

Gengenbacher „Geschichts-Erzählung“: Wie die Verantwortlichen der zweiten ortenaubischen Reichsstadt die Ereignisse interpretierten

„Die Begebenheiten dieser Tage sind merkwürdiger, als alles, was man je bey den Völkern der Welt vorfindet.

Es ist schon durch öffentliche Blätter bekannt, die uns von dem traurigen Schicksaal Frankreichs die verbürgte Nachrichten getreu mittheilten.

Die anhaltende Unruhen und Empörungen in Frankreich überhaupt, besonders aber in unserem benachbarten Elsaß waren so fürchterlich, daß wir billig als Angrenzer selbst dabey zittern mußten, und in täglicher Besorgnisse leben, daß üble Beyspiel des unsinnigen Pariser und endlich auch des Straßburger Pöbels dürfte einen gefährlichen Eindruck auf die diesseits des Rheins gelegene Gegenden machen. Kaum waren die leidigen Empörungen und Ausschweifungen in der benachbarten Hauptstadt Elsasses Straßburg in etwas gedämmt; so sind schon die . . . Nachrichten an uns eingelangten, daß diesseits des Rheins in der angrenzenden Ortenau wirkliche Empörungen und Meuthereyen sich entsponnen. Es sind noch nicht 4 Wochen darüber, und es kam in der Ortenau alles in solche Gährung, daß ein Bürgr dem andern den Untergang und Tod geschworen, der ein Meuthling seines Vaterlandes zu seyn, sich weigerte. Der gesittete und treue Unterthan ward von der Horde der Übelgesinnten mit Gewalt aus seiner Wohnung gezogen, um ebenfalls mit ihnen gewafent einherzuziehen, ihren Vorgesetzten Beamten drangen sie mit allen nur möglichen Werkzeugen in die Wohnungen, zogen selbe heraus und setzten selbe durch ihre Behandlungsart weit unter den Pöbel

herunter. Diese Östreichische Beamte, welche Vögte genannt sind, mußten unter Begleitung mehrerer hundert Unterthanen von einem Orte zum anderen wandeln, um da mit stürmender Hand wieder eine Horde anzuwerben, die . . . ihre böße Absichten auszuführen, verhülflich seyn mußten. Die untere Vogteyen der Ortenau rückten in gröster Anzahl biß vor die Reichsstadt Offenburg, worinn das Ortenauische Oberamt seßhaft ist, wurden aber weil sie alle gewafnet einhergingen, durch Verschliesung der Thore von ihrem Beginnen abgehalten. Von da setzten diese östreichische Bürger, welche aber ehemals einer zusammengeschworenen Räuberbande gleicheten, biß nach Ortenberg, ebenfalls eine ortenaubische Vogtey, die an unser hiesiges reichsstädtisches Territorium anstößt, all wo sie alles in Bewegung und Gährung zu bringen suchten. Dieser unsinnige Pöbel verlangte nun seine alte Rechte und Gerechtsame, forderten zu dem Ende das ganze Oberamt auf, welches, um größere Übel zu verhüten, sich ebenfalls alles gefallen ließ. Ein Oberamts Rath fuhr daher von Offenburg auf gedachte Vogtey Ortenberg, nahm verschiedene Urkunden mit sich, um selbe dem rasenden Pöbel theils vorzulesen, theils abschriftlich nach dem Anverlangten mittheilen zu können.

Während deme man sich allda allersinnlichen Fleiß gab, diesen Unsinn durch due freundschaftlichste Begegnungen einigermaßen zu dämmen, schosen sie mit ihren geladenen Stozern in die Bewohnung des Vorgesetzten, der mittlerweile ihre vermeintliche Beschwerden zum Protokolle genommen. Kurz diese Tage schienen wirklich der leidige Zeitpunkt zu seyn, wo eine erhizte Einbildungskraft den Grundstein zum gänzlichen Untergang legen werde.

Diese schwarz gallichte Seuche, so nur in der Entfernung eine Stunde von uns herrschte, steckte auch wirklich unsere Luft dahier an, und der schon höchster Orten bekannte Staab Reichenbach samt seinen Nebenzinken athmete ebenfalls diese Geisterlufte ein, welches

um so leichter geschehen konnte, da einige gedachten Staabs selbst denen Empörungen in Ortenberg als Zuschauer beygewohnt.“¹⁵⁾

25./26. August 1789: Die Rebellion der Reichenbacher gegen die Herrschaft der Reichsstadt Gengenbach

Am 25. August hielten die Reichenbacher, anstatt wie von Gengenbach angefordert, Männer zum Fronen zu schicken „unerlaubte Zusammenkunft“ ab.¹⁶⁾ Unerlaubt deshalb, weil man nicht zuvor beim Gengenbacher Magistrat um gnädigste Genehmigung einer Gemeindeversammlung eingekommen war, die man in dieser aufgeregten Zeit, wo überall Versammlungen verboten wurden, sicherlich nicht erhalten hätte. Auf dieser Dorfversammlung in der Reichenbacher Schule wurde ein Schriftstück mit 13 Beschwerdepunkten verfaßt,¹⁷⁾ das man am nächsten Tag gemeinsam im Gengenbacher Rathaus dem reichsstädtischen Magistrat vorlegen wollte. Darin verlangten sie u. a. eine Bannwaldung, „so wie sih von unßern seeligen Urältern . . . als ir aygenthumliches Wesen“ innegehabt worden war, weiter die Wiederherstellung eines alten Weiderechtes und die Abschaffung von Frondiensten im Heuet, „da oft die viele Arbeit und das günstige Wetter keinen Verschub leydet,“ vor allem und in allem die Wiederherstellung ihrer alten, jetzt leider in Abgang gekommenen Rechte und Gerechtigkeiten. Waren die Inhalte der Reichenbacher Beschwerden im Grunde konservativ, so schien dem angegriffenen Gengenbacher Magistrat zum mindesten die Form der Vorbringung revolutionär zu sein: „durch bedrohende Gewalt“ würden die Reichenbacher ihre Beschwerden durchsetzen wollen, klagte er in einem Hilfeersuchen dem Wetzlarer Reichskammergericht. Was geschah in Wirklichkeit an diesem 26. August in Gengenbach?

Aus Reichenbach „rückten 60 Mann, jedoch ohne Waffen außen unserer Stadt zu; diese wählten sich ein Ausschuß von 12 Mann, die

sich . . . zu H. Reichsschultheiß verfügten“, während der Rest der Reichenbacher vor dem Stadttor im Wirtshaus zum Salmen abwartete. Der Reichenbacher Ausschuß übergab seine Beschwerdenliste und verlangte überdies „Schriften und alte Rechte“ einsehen zu dürfen. Als die Gengenbacher Behörde sie auf den Rechtsweg verwies, entgegneten die Reichenbacher, daß sie den Prozeßweg „verabscheuen“, habe ihnen doch ihre Klage vor dem Reichskammergericht 1777 nichts eingebracht. Sie wollten jetzt und hier ihr Recht haben, vorher würden sie keine Fronen mehr leisten. Sie verlangten wiederholt ihre „uhralten Schriften und Urkunden“, und als man solche im widerstrebend geöffneten Stadtarchiv nicht fand, beharrten sie trotziger, „sie müßten ihre Schriften doch noch bekommen, wenn solche auch 10 Klafter¹⁸⁾ unter der Erde verborgen seyn sollten“ — bei aller Aufmüpfigkeit, die zweifellos durch das elsässische Vorbild ermutigt worden war, doch zugleich ein rührendes Zeugnis für die Anhänglichkeit an das Alte Recht, dessen Wiederherstellung eine der Hauptforderungen der aufständischen Ortenauer 1789 war.

Erfaßt die Reichenbacher Rebellion auch die anderen Untertanendörfer der Reichsstadt Gengenbach?

Wie groß indessen die Angst der „Privilegierten“ vor der weiteren Entwicklung im Gengenbacher Raum war, zeigt der Brief des Pfarrers von Nordrach an seinen Freund Dr. Strobel, den Syndicus der Reichsstadt Gengenbach, vom 27. August 1789: Der „Baurenkrieg“ hat „schon würllich bis in den Reichenbach ad annexis sich erhoben, kein Augenblick sind sie versichert, wen nicht der Einbruch geschehe . . .“ Da „das Zutrauen dieser wilden Leuthen allein zu der Gewalt zu groß“ sei, „wird der Auflauff nur desto größer und komt es auf den Anfang eines excessus an, so stimmt alles darzu, das man mit keinem . . . dise wilde Bestien mehr dāmen kann“ . . .¹⁹⁾ Starke, unversöhnliche Worte eines Vertreters des „Ancien Régime“ — Wor-

te, die indessen durch keinerlei Gewalt auf Seiten der Reichenbacher gerechtfertigt waren. Die Reichenbacher hatten bei ihrem Auftritt vor dem Gengenbacher Magistrat durchaus stille gehalten, hatten durch ihre Ausschußleute weiter Verhandlungskontakt mit Gengenbach. Sie hatten sogar „von dem im Sommerwald aufgemachten Holz 80 Klafter auf die Ziegelscheuer verabfolgen lassen“, also die Sperre über das im Reichenbacher Wald beschlagnahmte Holz teilweise zu Gunsten der Gengenbacher Ziegelscheuer aufgehoben, im übrigen aber noch am 11. September Gengenbach wissen lassen, daß sie „das übrige aber biß zu Beendigung ihren Klagen an Ort und Ende belasend werden.“ Auch „seyen sie nicht gesonnen, mittlerweile ihre Frondienst zu leisten.“²⁰⁾ So verharren also die Reichenbacher weiter auf ihrem Rechtsstandpunkt, ohne daß es bis Mitte September darüber zu Gewalttätigkeiten zwischen Reichenbach und Gengenbach gekommen wäre. Doch den Gengenbacher Verantwortlichen schien der jetzige Zustand unerträglich zu sein, da die Reichenbacher fortführen, „sich nach Willkühr und ohne Obrigkeitliche Erlaubniß zu versammeln“. Auch bewogen die Reichenbacher nach Gengenbacher Meinung „den Staab Haigerach mit ihnen caussam comunem zu machen, welcher dem Magistrat durch 4 Deputirten erklären ließ: Sie möchten überhaupt aller den Reichenbachern zukommenden Vortheile theilhaftig werden. — Wie dene hierauf von den 15 ordinirten Frohnen des Haigeracher Staabs nur zween Mann erschienen sind.

Ja es haben die Heimburger der Stäåbe Strohbach, Fusspach, Schweibach und Bermersbach am 13. huj.²¹⁾ bey dem Herrn Reichschultheiß zu Gengenbach nachgesucht, daß sie ihre Gemeinen versameln dürften, um über verschiedene Beschwerden sich zu besprechen, so wie es die Reichenbacher machten“ . . .

„Nach dem Beyspiehle der Reichenbacher“ wurde „die Aufkündigung des Gehorsams“ aller Gengenbacher Untertanengemeinden

befürchtet, da „diese Reichenbacher die andern Stäåbe oft besuchten und sie aufhezten.“

Gengenbach ruft das Reichskammergericht gegen Reichenbach an.

Der Gengenbacher Magistrat war nicht gewillt, irgendwie dem „Geist der Schwärmerey des Reichenbacher Staabs“ nachzugeben, zumal dieser auf die „übrige untergeordnete Bauernschaft den gefährlichsten Eindruck“ machte.²²⁾ So appellierte Gengenbach Mitte September 1789 an das Reichskammergericht in Wetzlar, um ein Mandat gegen die Reichenbacher „Meuthlinge“ zu erreichen, und sandte zu diesem Zwecke vor allem die „Geschichte-Erzählung“ ein. Darin beschwor der Gengenbacher Magistrat die Wetzlarer Juristen, daß „das üble Beispiel . . . unsere ganze Herrschaft in Gährung bringen“ würde, „wenn nicht höchster Orten solche Maasregeln getroffen werden, die uns jezt sowohl als ins künftige der solch traurigen Lage und Umstände befreien“. Die „heilige Gerechtigkeit“ sei durch die Reichenbacher bedroht, „und unsere Gerichtsstube dahier ist wirklich ein Scheusaal vom abentheuerlichen Unsinn der Reichenbacher Auführer geworden; jeder, der vortritt, verlangt, was ihm nur einfällt, und man muß von Seiten der Obrigkeit nachgeben, um das noch immer unter der Asche glimmende Übel nicht in völlige Flammen auflodern sehen zu müsen“ . . . Und in ihrem Selbstverständnis durch die aufmüpfige Widerrede der Reichenbacher zutiefst erschüttert, riefen die Gengenbacher Verantwortlichen aus: „Wem soll nun das Herze nicht bluten, wenn obrigkeitliche Persohnen . . . die Nahmens des Kayzers und des allgemeinen Reiches auf ihren Richtersthühlen sitzen und die heilige Gerechtigkeit verwalten sollen, sich von den unbändigen und wirklich ganz ziegellosen Bauern auf jeden Vorfall die bitterste Vorwürfe gemacht werden?“ Und schließlich verstieg sich die Gengenbacher Schrift zu der Behauptung: „Der Unsinn der Reichenbacher wird allmählich immer gefährlicher; sie leisten keine Frohndienste,

LITTERAE
PATENTES CAESAREAE

gegen

die der Reichs-Stadt Gengenbach angehörige
Unterthanen der Stääbe,

in Specie

gegen den aufrührischen Staab Reichenbach,
und Staab Haigerach.

Wir JOSEPH der Andere, von Gottes
Gnaden erwählter Römischer Kaiser,
zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien
und zu Jerusalem, Ungarn, Böhmeim, Dalmatien, Croa-
tien, Sclavonien, Gallizien und Podomerien, Erzherzog
zu Oesterreich, Herzog zu Burgund und zu Lothringen,
Großherzog zu Toscana, Großfürst zu Siebenbürgen,
Herzog zu Mayland, Mantua, Parma, gefürsteter Graf
zu Habsburg, zu Flandern, zu Tyrol &c. &c.

Fügen Euch, der Stadt Gengenbach angehörigen Untertha-
nen der Stääbe, in Specie dem aufrührischen Staab Reichenbach,
und Staab Haigerach hiemit zu wissen, daß an Unserm Kaiserlichen
Kammergericht in Sachen des Reichs Schultheiß, Städtmeister und
Rath der Kaiserlichen freyen Reichs Stadt Gengenbach, wider die
der Stadt angehörige Unterthanen der Stääbe, in Specie den aufrüh-
rischen Staab Reichenbach, Inhalts nachstehenden, unter heut
Endsgeletzten Dato ertheilten Decrets, nebst dem auf des Schwäbisch-
schen Kraises ausschreibende Fürsten zugleich miterkannten Mandato
auxiliatorio et protectorio, cum Clausula: Samt oder Sonders, diese
Unsere Kaiserliche Litterae Patentes wider Euch erkannt worden.

TENOR

TENOR DECRETI:

Sind die gebetene Litterae Patentes Caesareae gegen die der Stadt Gengenbach angehörige Unterthanen der Stäabe, in Specie gegen den aufrührischen Staab Reichenbach, und Staab Haigerach, dahin: daß dieselbe ihrer vorgesehnen Obrigkeit allen schuldigen Respect und Gehorsam, und alle hergebrachte Dienste und Frohnden unweigerlich leisten, sich alles Zusammenlaufs und Auflaufs, auch aller Conventiculn ohne Erlaubniß ihrer Obrigkeit enthalten, besonders aber der Staab Reichenbach von dergleichen sich bereits zu Schulden gebrachter sträflicher Vergehungen künftig gänzlich, so wie von allem, Trotz, Widerspenstigkeit und Concussion gegen ihre Obrigkeit völlig absehen, mehr nicht, als durch zwey oder drey Abgeordnete vor Rath erscheinen, ihre zu haben vermeinende Beschwerden oder Prätension in aller Bescheidenheit und rechtlicher Ordnung geziemend vorbringen, und darauf rechtlichen Bescheids gewärtigen, alles gefällte und zurückhaltende Holz sogleich verabfolgen, den ihrer Obrigkeit abgedrungenen Revers, welcher andurch cassirt wird, zurückgeben, den durch eigenmächtige Verweigerung der gebetenen und schuldigen Frohnden verursachten Schaden Angesichts dieses ersetzen, und sich dergleichen Ungebühr nicht ferner zu Schulden kommen lassen sollen, so lieb ihnen seyn mag, schwerere Leibes- und nach Befund Lebens-Strafe zu vermeiden. Dann ist ferner das mitnachgesuchte Mandatum auxiliatorium et protectorium an des Schwäbischen Kraises ausschreibende Herren Fürsten, cum Clausula: Samt oder Sonders dahin: daß dieselbe Schultheissen, Meister und Rath der Stadt Gengenbach, auf deren jedesmaliges Anrufen, bey ihrem Obrigkeitlichen Amte und Ansehen mit starker Hand, auf Kosten der Reunitenten, in Specie des Staabes Reichenbach, manutentiren — die aufrührerischen und widerspenstigen Unterthanen zum gebührenden Respect und Gehorsam gegen ihre Obrigkeit, so wie

zu Leistung aller schuldigen Frohnden und Diensten nachdrücklich anhalten — die Renitenten oder deren Rädelshühner handfest machen — das erfolgende Erkenntniß vollstrecken, und auch sonst nach der verschlossen hier anliegenden Instruction, verfahren sollen, sine Clausula erkannt. Und ist bey vorliegenden dringenden, keinen Verzug leidenden Umständen dem Herrn Herzogen von Würtemberg, als nächstgelegenen Kraißauschreibenden Herrn Fürsten Inhalts dieses Decrets und Instruction vor der Hand allein das Nöthige schleunigst zu verfügen, hiermit aufgetragen. In Consilio 24ta Septembris, 1789.

In Gemäßheit obinsirirten Decrets befehlen Wir demnach aus Römisch-Kaiserlicher Macht, auch Gericht- und Rechtswegen Euch Eingangs erwähnten Untertanen der Stääbe, in Specie dem aufrührerischen Staab Reichenbach und Staab Haigerach, und einem Jedem insonderheit hiemit ernstlich, daß Ihr eurer vorgesetzten Obrigkeit allen schuldigen Respect und Gehorsam, und alle hergebrachte Dienste und Frohnden unweigerlich leistet, Euch alles Zusammenlaufs und Aufstauß, auch aller Conventiculi ohne Erlaubniß eurer Obrigkeit enthalten, besonders aber der Staab Reichenbach von dergleichen sich bereits zu Schulden gebrachten sträflichen Vergehungen künftig gänzlich, so wie von allem Trotz, Widerspenstigkeit und Concussion gegen seine Obrigkeit völlig abstehe, mehr nicht, als durch zwey oder drey Abgeordnete vor Rath erscheinen, seine zu haben vermeinende Beschwerde, oder Präension in aller Bescheidenheit und rechtlicher Ordnung geziemend vorbringen, und darauf rechtlichen Bescheids gewärtigen, alles gefällte und zurückhaltende Holz sogleich verabfolgen, den seiner Obrigkeit abgedrungenen Revers, welcher andurch cassirt wird, zurückgeben, den durch eigenmächtige Verweigerung der gebetenen und schuldigen Frohnden verursachten Schaden Angesichts dieses ersetzen, und sich dergleichen Ungebühr nicht ferner zu Schulden kommen lassen, auch deme also gehorsamlich nachkommen sollet, als Euch sämmtlich, und einem Jedem lieb seyn mag, schwerere Leibes- und nach Befund Lebens-Strafe zu vermeiden.

Hieran geschiehet Unser ernstlicher Wille und Meinung.

Darnach Ihr euch sämmtlich, und ein Jeder insonderheit sich zu richten.

Geben

Geben in Unserer und des heiligen Reichs Stadt Wezlar, den vier und zwanzigsten Tag Monats Septembris, nach Christi Unserer lieben Herrn Geburt, im Siebenzehnen Hundert, Acht und Achtzigsten Jahre, Unserer Reiche: des Römischen, im Sechs und Zwanzigsten etc. etc.

Ad Mandatum
Domini Electi Imperatoris
proprium.



Hermann Theodor Moriz Hoscher,
Kaiserl. Kammergerichts Canzleyverwalter.

Christoph Joseph Anton Wallreuther,
Kaiserl. Kammergerichts Protonotarius.

wollen von keinen Pflichten mehr etwas wissen, und lebt jeder so, als seye weder ein Gott, eine Religion, noch eine Obrigkeit“ — eine Behauptung, die in den vorliegenden schriftlichen Reichenbacher Beschwerden keinerlei Stütze hat, denn dort hatte man u. a. gerade für eine bessere Ausstattung der Reichenbacher Kirche sich stark gemacht. Auch verweigerten die Reichenbacher keineswegs die Fronen an sich, sondern „sie wollten nicht mehr denn jährlich 4 Frohnen leisten“. Nirgends hatten die Reichenbacher den Umsturz bestehender Strukturen gefordert, vielmehr sind alle ihre Beschwerden als Forderungen auf Wiederherstellung alten, durch städtische Maßnahmen gekränkten Rechts interpretierbar.

Indessen erreichte die Gengenbacher Klage in Wetzlar voll ihr Ziel. Das Reichskammergericht reagierte rasch mit einem kaiserlichen Mandat, das weitgehend die Formulierungen der Gengenbacher „Geschichts-Erzählung“ wörtlich übernahm, die Reichenbacher und auch die Haigeracher unter Androhung einer Exekution durch Reichstruppen — der Herzog von Württemberg als Viertelsvorsitzender des zuständigen schwäbischen Reichskreises wurde dafür in Aussicht genommen — zur völligen Unterwerfung unter die Reichsstadt Gengenbach aufforderte.²³⁾

Am 6. Oktober 1789 schlug der Reichskammerbote dieses Aufruhrpatent in den Gengenbacher Stäben an — außer in Reichenbach gab es nirgends ein Wort des Protestes. Aber auch Reichenbach mußte klein begeben, so daß es mit der Absetzung seines Heimburgers davonkam.²⁴⁾ Eine militärische Exekution mit Gefangensetzung der „Rädelsführer“ und riesigen Einquartierungskosten blieben den Gengenbacher Untertanengemeinden erspart — anders als im benachbarten bischöflich straßburgischen Renchtal.

Warum versagten sich die Reichsstädte den ortenaubischen Aufständischen?

Die Reichsstädte Offenburg und Gengenbach hatten also in den Augustaufständen nicht

nur keinerlei Führungsrolle übernommen, sondern sich den Aufständischen versagt, ja waren sogar deren ausgesprochene Gegner. Trotzdem wird man nicht von einer modernen politischen Fragestellung her ihnen ein „Versagen“ vorwerfen dürfen, sondern muß einen tiefgreifenden Interessengegensatz als Hauptursache dieses antifortschrittlichen Verhaltens zur Kenntnis nehmen. Als Avantgarde der Aufklärung und der Revolution kam diese bescheidene Bürgerschaft der ortenaubischen Zwergstädte nicht in Betracht: Welch' ein Unterschied bestand zwischen Straßburg mit seinen 50 000 Einwohnern und 27 Druckern und der Reichsstadt Offenburg mit 2000 Einwohnern und praktisch keinem einzigen Drucker! Die reichsstädtischen Offenburger fühlten sich von den Bauern bedroht: von den Dörfern der Gottswaldgenossenschaft, die der Stadt Übervorteilung bei dem kürzlich erfolgten Ausscheiden Offenburgs aus dem gemeinsamen Waldnutzungsverband vorwarfen und die die Rückgängigmachung des Offenburger Austritts verlangten,²⁵⁾ von den Önsbachern, die dem reichsstädtischen St. Andreas Hospital den Zehnt verweigerten und von ihm den Bau einer Kirche und eines Pfarrhofes verlangten und für den Fall der Nichterfüllung mit Gewalt drohten,²⁶⁾ von den aufständischen Bauern, die am 19. und 20. dann wieder am 26. August draußen auf den Wällen vor der Ringmauer der verschlossenen Reichsstadt drohten.²⁷⁾

Und die Gengenbacher sahen sich gar als „Herren“ von ihrer aufständischen Untertanengemeinde Reichenbach angefeindet und befürchteten auch von den übrigen Untertanen des reichsstädtischen Gebietes die Aufkündigung des Gehorsams. Man hatte Angst vor den „Wilden Bauern“, die Kluft zwischen Stadt und Land war bereits unübersehbar.²⁸⁾ Eine Solidarisierung der städtischen Mittel- und Unterschichten, die sich ja — wie die Prozesse und Streitereien der vergangenen Jahrzehnte in beiden Städten gezeigt hatten²⁹⁾ — durchaus auch als vom eigenen Magistrat Beherrschte und Ausgebeutete be-

trachten konnten, wurde 1789 nicht politisch wirksam, obwohl es an schüchternen Ansätzen dazu nicht gefehlt hatte.

So blieben die beiden Reichsstädte in der kritischen Situation des August 1789 Stützpunkte des Ancien Régime, und dessen Herrschafts- und Repressionsstruktur blieb vorerst unerschüttert: Ein Reichskammergerichtsmandat genügte, um die aufmüpfigen Reichenbacher zurechtzuweisen — anders als im bischöflich straßburgischen Renchtal war an der Kinzig nicht einmal eine Exekution durch Reichstruppen notwendig.

Anmerkungen:

¹⁾ F. Furet/ D. Richet, Die Französische Revolution. München 1981, S. 126. Vgl. auch E. Schmitt, Einführung in die Geschichte der Französischen Revolution. 2. Aufl. München 1980, S. 61.

²⁾ GLA 79/2630: Hof-Decret do 23. Sept. 1789 Wegen den Ortenau.-Unruhen. — F. X. Vollmer, Was wollten die Ortenauer 1789? In: M. Schaab, (Hg.) Oberrheinische Aspekte des Zeitalters der Französischen Revolution. (Veröff. d. Kommission f. gesch. Landeskunde Baden-Württemberg Reihe B, Bd. 117.). Stuttgart 1989.

³⁾ Stadtarchiv Offenburg: Offenburg des heiligen römischen Reichsstadt Raths Protocoll vom Jahre 1789. S. 449 f.

⁴⁾ ebda. S. 473.

⁵⁾ GLA 169/334: Reichsstadt Offenburg mund. et exp. eodem.

⁶⁾ Wie Anm. 2, S. 489.

⁷⁾ ebda, S. 490.

⁸⁾ ebda, S. 491.

⁹⁾ ebda, S. 492.

¹⁰⁾ ebda, S. 493.

¹¹⁾ ebda, S. 494.

¹²⁾ ebda, S. 494.

¹³⁾ ebda, S. 498 f.

¹⁴⁾ ebda, S. 506.

¹⁵⁾ ebda, S. 504 f.

¹⁶⁾ Alles nach: GLA 229/84939.

¹⁷⁾ Alles nach: GLA 229/84939.

¹⁸⁾ GLA 229/84393: Verzeichnuß der Beschwerden und Glag-Puncten daßiger Gemeinte des Stabs Reichenbachs. In Rücksicht des Verlust dem Letztern Rechts Streit und ihrer uralten Rechten.

¹⁹⁾ 10 Klafter = etwa 19 Meter

²⁰⁾ GLA 229/84939.

²¹⁾ huj. = dieses Monats = September 1789

²²⁾ Das Folgende nach: GLA 229/84939: Ob summum in mora periculum unterthänigste Supplik und Bitte . . . in Sachen Herrn R. Schultheiß, Städtmeister und Rath der K. f. Rstadt Gengenbach; wider die der Stadt angehörigen Unterthanen der Stääbe, in Specie gegen den aufrührischen Staab Reichenbach (22. Sept. 1789, Dr. Hofmann).

²³⁾ Litterae patentes Caesareae gegen die der Reichs-Stadt Gengenbach angehörige Unterthanen der Stääbe, in Specie gegen den aufrührischen Staab Reichenbach, und Staab Haigerach (GLA 229/84939).

²⁴⁾ Alles nach: GLA 229/84939.

²⁵⁾ GLA 119/820 Waltersweier, 3. Sept. 1789 Nr. 12; Griesheim 29. Aug. 1789, Nr. 21.

²⁶⁾ Vgl. Anm. 12, 13.

²⁷⁾ Vgl. z. B. „Bauernaufstand in der Ortenau im Jahr 1789.“ In: Offenburger Wochenblatt 1840, 385 f., 391 f.

²⁸⁾ Vgl. oben und Anm. 18.

²⁹⁾ Vgl. zum Offenburger Prozeß: O. Kähni, Offenburger. Aus der Geschichte einer Reichsstadt. 1951. S. 51 f.: Der Bürgerprozeß 1752–1764. — Zum Gengenbacher Prozeß von 1771 vgl. GLA 229/84939: Ob summum in mora periculum (wie Anm. 20). — Vgl. auch für die dritte ortenausche Reichsstadt Zell a. H.: F. Platz, Die Unruhen in der freien Reichsstadt Zell a. H. am 11. Dez. 1760 und das Reichskammergericht. In: ZGO 51. (1897). S. 681–756.



VON JETZT AN ARBEITET NUR NOCH IHR GELD

Wer sein Leben lang gearbeitet hat, hat das Recht auf einen Ruhestand, der seinen Namen auch wirklich verdient.

Einen Ruhestand, der Ihnen endlich Zeit läßt, all das anzupacken, was in den letzten Jahrzehnten immer wieder zu kurz gekommen ist.

Denn mit dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben hört das aktive Leben ja keineswegs auf, sondern es gewinnt eine neue Qualität. Was Sie von jetzt an tun, tun Sie nicht mehr, um Geld zu verdienen.

Ganz im Gegenteil. Jetzt sollen Ihre

Ersparnisse die Erträge abwerfen, mit denen Sie Ihr Leben nach Ihren eigenen Vorstellungen gestalten können.

Das geht aber nur, wenn Sie rechtzeitig für eine zweite Rente gesorgt haben, die Ihnen neben Ihrer gesetzlichen Altersversorgung den richtigen finanziellen Spielraum verschafft.

Wie der individuelle Auszahlplan dafür aussehen sollte, sagt Ihnen der Geldberater der Sparkasse.

wenn's um Geld geht – Sparkasse



Der Ortenauer Augustaufstand von 1789 in den Jugenderinnerungen eines badischen Achtundvierzigers

Franz X. Vollmer, Freiburg

Dem rückschauenden Betrachter erscheint die badische Revolution von 1848/49 letztlich eine Konsequenz von 1789 zu sein. Was die Franzosen 1789 auf den Weg gebracht hatten, sollte mit Verspätung 1848 endlich auch rechts des Rheines realisiert werden.

Auch den Zeitgenossen waren diese Zusammenhänge bekannt. Die radikalen Demokraten beriefen sich 1848/49 immer wieder auf das Vorbild 1789, und einer ihrer entschiedensten Vertreter, Gustav Struve, hat nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 die Geschichte der Jahre 1789 bis 1848 in einem zweibändigen Werke unter dem Titel „Revolutionszeitalter“ zusammengefaßt,¹⁾ also diese Epoche als eine durch die Revolution geprägte Einheit gesehen.

Aber auch kritischere Beobachter wie der gemäßigt liberale Geschichtsschreiber Ludwig Häusser sahen eindeutige Zusammenhänge zwischen den 1789ern und den 1848ern. Häusser unterschied bei den zeitgenössischen Liberalen eindeutig zwei Richtungen: „So standen die Liberalen aus der Befreiungszeit, deren Bestrebungen einen positiven politischen und nationalen Inhalt hatten . . . bis jetzt noch in einer Linie mit den unbedingten Anhängern des Liberalismus von 1789, mit den geheimen Republikanern und Revolutionärs . . .“²⁾ Und „schon vor der Revolution von 1848“ war nach Häusser „in Baden eine Zunft von theoretischen Jakobinern vorhanden.“ Aber eine direkte Verbindung der 48er Revolutionäre mit der Revolution von 1789 negierte er: „Unsere abgeblaßten Nachbilder, die sich mit Robespierre'schen und Dan-

ton'schen Redensarten aufblähten, hatten das lediglich aus Büchern gelernt.“³⁾ Hat der Geschichtsschreiber Ludwig Häusser mit dieser abschätzigen Meinung recht, daß die badischen 48er das Vorbild der großen Französischen Revolution nur „aus Büchern“ kannten? Gibt es keine Zeugnisse, daß Badener, die 1848 aktiv wurden, aus der persönlichen Erinnerung an 1789 lebten?

Angesichts dieser Fragestellungen ist es nicht ohne Reiz, die Jugenderlebnisse eines der bekanntesten badischen Achtundvierzigers, in denen dieser auch die einheimischen Ereignisse des Revolutionsommers 1789 schildert und wertet, vorzustellen.

Zur Person des berichtenden J. I. Peter

Joseph Ignaz Peter (1789—1872) — um diesen Gewährsmann handelt es sich — ist einer breiteren Öffentlichkeit vor allem durch die Nennung im „Guckkasten-Lied vom großen Hekker“ bekannt.⁴⁾ Schon dessen erste Strophe, in der Hecker vorgestellt wird, schließt mit:

„Und zum Peter saget er:

„Peter, sei du Statthalter!“, um in der zweiten fortzufahren:

„Peter, sprach er, du regiere
Constanz und den Bodensee,
Ich zieh' aus und commandire
Unsre tapfre Arimée“;

Und nach dem Scheitern des Heckerzuges wird das Schicksal der Kompromitierten so geschildert:

„Kaiser, Weishaar, Struwel, Peter,
Alle trieb man allbereits
Gleichsam als wie Uebeltäter
In die schöne, freie Schweiz.

*Doch der Peter, der kam wieder,
Legt die Statthalterschaft nieder,
'Denn', sprach er, 'ich werde alt,
Und verlier' sonst mein Gehalt'.*"

Wer aber war dieser Peter,⁵⁾ der hier durch die maliziösen Verse des Guckkastenlieddichters dem Gelächter preisgegeben ist, in Wirklichkeit?

Er ist am 15. Januar 1789 in Achern geboren, wo er auch — am 19. September 1872 — gestorben ist.⁶⁾ Nach der Schulausbildung im Kloster Allerheiligen⁷⁾ und in Straßburg hatte er Rechtswissenschaft studiert und war 1813 in den badischen Staatsdienst aufgenommen worden, wo er sich bis 1834, als er erstmals politisch hervortrat, bis zum Rat im Ministerium des Innern in Karlsruhe hochgedient hatte. In der Repressionsphase nach dem Hambacher Fest hatte Peter sich gegen die Pressionen des Bundestages gegen das badische Gesetz der Freiheit der Presse engagiert; deshalb wurde er 1834 als Rat beim Oberhofgericht nach Mannheim versetzt. Als er 1841 zum Abgeordneten des Bezirkes Kenzingen gewählt wurde, verweigerte die Regierung ihm den Mandatsantritt und strafversetzte ihn als „Obervogt“ nach Adelsheim, ja beurlaubte ihn 1845 vom Staatsdienst. Durch diese Rolle im „Urlaubsstreit“ zur allseits bekannten politischen Person geworden, wurde Peter 1846 von Heidelberg als Abgeordneter in die II. Kammer der badischen Landstände gewählt und in den kritischen Märztagen 1848 von der Regierung als Regierungsdirektor in den unruhigen Seekreis nach Konstanz geschickt. Mitglied des Frankfurter Vorparlaments, danach — siehe Guckkastenlied — von Hecker bei dessen Zug von Konstanz nach Kandern als dessen „Statthalter“ im Seekreis eingesetzt, galt Peter nach dem Scheitern der Heckerschen „Republik“ als höchst kompromittiert und mußte in die Schweiz ausweichen. Des Abgeordnetenmandats in der II. badischen Kammer für verlustig erklärt, konnte Peter seine im Sommer 1848 erfolgte Wahl in die Frankfurter Nationalver-

sammlung nur verspätet und unter wiederholten Pressionen annehmen und floh abermals in die Schweiz.⁸⁾ Er kam bei Ausbruch des badischen Volksaufstandes 1849 in den Landesausschuß und später in die Konstituierende Versammlung, gehörte zeitweilig als Justizminister zur provisorischen Regierung.⁹⁾ Nach dem Zusammenbruch der badischen Revolution mußte er wiederum ins Exil, war zuerst in Frankreich, seit 1854 in Frauenfeld im Kanton Thurgau. Seine „Jugend-Erlebnisse“ sind in den Jahren 1850 (Paris) bis 1858 (Frauenfeld) niedergeschrieben und 1859 abgeschlossen worden.¹⁰⁾

Ablehnung der revolutionären Ereignisse im Elternhaus Peters

Bei Peters Schilderungen zu den ortenauischen Ereignissen von 1789 handelt es sich freilich nur um eine indirekte Zeugenschaft — er war im August 1789 selbst erst 7 Monate alt, hat also das Berichtete erst nachträglich von seinen Eltern erzählt bekommen. Da die Ereignisse der Revolutionszeit aber ständig bedrängender Gesprächs- und Diskussionsstoff im Elternhaus waren, hat der junge Peter sie sozusagen „mit der Muttermilch eingesogen“, sie sind prägend für sein kindliches Bewußtsein geworden.

Außer dieser Mittelbarkeit der Überlieferung ist die Interessengebundenheit des berichtenden Vaters zu beachten: dieser gehörte der gewerblich-händlerischen Bürgerschicht des landvogteilich ortenauischen Marktfleckens Unterachern an, die — wie die Gravamina des „Fleckens Unterachern“ von 1789 ausweisen¹¹⁾ — eine vom rebellischen bäuerlichen Umland sich abhebende, andersartige Bewußtseins- und Interessenlage besaß. So sprachen Peters Eltern von den revolutionären Ereignissen „vor uns Kindern im Tone der Entrüstung“, und Peter erklärt diese Haltung selbst so:

„Wer sich in emsigem Betrieb eines beträchtlichen Gewerbes befindet, das zu seinem Gedeihen Ruhe und Ordnung fordert, der ist, oft bis zur Übertreibung, und auf Unkosten höherer Güter, auf die Erhaltung jenes Zu-

standes und seiner Vortheile erpicht; und gewünscht von Herzen jede Störung. Die Reichern, die höhern Stände, die Geistlichen, und die Obrigkeiten —, alle, mit einem Worte, die sich bei den Dingen, so wie diese sind, wohl genug befinden, haben ihre eigenen guten Gründe, um Veränderungen zu haßen; aus ihrem Mund und aus ihrer Feder kann die Revolution ein Lob niemals erwarten.“

Die Ablehnung der Revolution beschränkte sich indessen nicht auf diejenigen, die ihre handfesten Interessen gefährdet sahen. „Eine ruhige Erörterung zu versuchen, ob sich für diese schrecklichen Ausbrüche der Völker etwa auch Ursachen oder eine Erklärung finden ließen, daran dachte oder das wagte in Deutschland kaum jemand; nur von dem blutigen Wüthen der Rebellen, der französischen zumal, war überall die Rede; und nur verdammende Urtheile waren zu vernehmen.“¹²⁾ Nicht nur die Revolution in Frankreich, sondern auch die „Rebellion in Belgien“, die „Aufstände der Bauern in unserm Lande selbst“ waren nach Peters Kindheitserinnerungen immer wieder Gegenstand von Gesprächen, die „im Tone der Entrüstung“ und „in allgemeiner Misbilligung“ geführt wurden. Sprach man über die „Rebellion in den Niederlanden“, die wesentlich eine Reaktion gegen den stürmischen Reformabsolutismus des Kaisers Joseph II. war, da „gab es fromme und wohl in größerer Anzahl — heuchlerische Leute, die dabei den Kaißer Joseph tadelten, und die mit dem falsch angewendeten Satze: man müsse Gott mehr gehorchen als dem Kaißer“ unter Vorspiegelung, die durch die Reformpolitik des aufgeklärten Monarchen angeblich bedrohte Religion zu schützen, eine Opposition gegen die Reformpolitik des Kaisers überhaupt entfachten. Tatsächlich sind die Gravamina der landvogteilich ortenauischen Dörfer voll von Beschwerden in kirchlichen Sachen: die von Joseph II. abgeschafften Wallfahrten, Prozessionen, Bruderschaften und „kirchlichen Mißbräuche“ will man auch in der Ortenau 1789 allesamt wieder eingeführt sehen.¹³⁾

Hauptgesprächsstoff bildeten aber in Unterachern die Bewegungen der „deutschen Bauern“: „Wie immer,“ fährt Peter fort, „wirkten die Ereignisse in Frankreich — über den Rhein herüber; und in mancher kleinen Landschaft fing es an zu gähren.“

Wo sah Peter die Ursachen des Ortenauer Aufstandes?

„Nirgend waren es die Abgaben an den Staat, was die Leute drückte; und insbesondere hatte Oesterreich, aus gesunder Politik, seinen vordern Ländern nur geringe Steuern aufgeladen. Das Misbehagen welches man schon lange fühlte, kam von der Schwere der bäuerlichen Lasten her, deren Zahl Legion war; von den Gemeindefrohnden; von dem Mangel an einer gehörigen Rechtspflege, und an einer genügenden staatlichen Verwaltung und Fürsorge überhaupt; von der Strenge der Forst- und Jagdvorschriften; von der Härte der Frevelstrafen; von der Trägheit und Willkühr der Beamten; und von der unwürdigen Behandlung, welcher sie den gemeinen Mann so häufig unterwarfen. Nirgend gegen die Regierung, das heißt gegen den Regenten, sondern überall gegen die Beamten waren daher die Bewegungen gerichtet.“¹⁴⁾ Groß war deshalb die Verschiedenheit im Verhalten der Bevölkerungen: während, zum Beispiel, in dem nahen, von Carl Friedrich regierten Baden Alles ruhig blieb,¹⁵⁾ weil dort, wie mein Vater aus seinen eigenen Erfahrungen mir oftmal wiederholte, die Beamten tüchtig arbeiten, und mild verfahren mußten, sah man in einzelnen Theilen des Bisthums Straßburg, dießseits des Rheines, und in der Landvogtei Ortenau, die zum Breisgau gehörte,¹⁶⁾ den Sturm losbrechen, weil in diesen Gebieten das Gegentheil geschah.“

Peters Schilderung der ortenauischen Augustereignisse: neue Details zum Aufstand der landvogteilichen „unteren Gerichte“

Während Peter das Mißgeschick von vier Beamten der verschiedenen Landesherrschaften

ten, gegen die sich die aufständischen Bauern wandten, schildert — aus der bischöflich straßburgischen Herrschaft Oberkirch den Kappelrodecker Schultheißen und den Oberkircher Oberamtsschreiber und aus der vorderösterreichischen Landvogtei den Offenburger Oberamtsrat von Wellenburg und den Acherer Gerichtsvogt Fabert — sei hier nur der Fall des Letzteren exemplarisch ausgebreitet:¹⁷⁾ „Einmal in solchem Grade aufgeregt, griffen die Bauern nach ihren Eisengabeln, Dreschfliegeln und Sensen; entschloßen, dem ‚Herrn Vogt‘ in Maßen einen Besuch zu machen; und vorwärts, dem Amtsorte Unterachern zu, wälzte sich die tobende Rebellen-schaar, auf ihrem Wege mehr und mehr anschwellend. Auf eben diesen Tag (Helentag) hatte der Gerichtsvogt Fabert zu Ehren seiner Frau ein Gastmal veranstaltet, und dazu Beamten und Geistliche in Menge eingeladen. Auf die Nachricht vom Anzuge der Bauern erhob er sich aus der Mitte seiner Gäste, um den Rebellen entgegen zu gehen, und den Sturm, wo möglich zu beschwören. Doch, als er die schwere Wetterwolke vor sich sah, sank ihm der Muth; er wendete sein Pferd; und schneller als er herausgeritten war, ritt er jetzt zurück; mit glühend rothem Gesicht, wie mir die Mutter sagte; und hinter ihm drein braußte der Strom der Bauern; um den Vogt war es geschehen, wenn nicht im Amtsorte selbst die angesehensten Bürger zu seiner Rettung sich gewagt, und die Aufrührer beschwichtigt hätten.“

Vom anschließenden Zug der Landvogteilichen aus den unteren Gerichten gegen das in der Reichsstadt Offenburg befindliche vorderösterreichische Oberamt, der am 19. August erfolgte, weiß Peter wesentliche Details zu berichten:¹⁸⁾ „Ein Heer von Insurgenten zog vor diese Stadt, wo sie noch zur späten Stunde Einlaß forderten; „die alten Rechte“ wollten sie wieder haben, wie sie sagten: Die Reichsstadt aber hielt vor ihnen die Thore wohl verschloßen; und die schlecht ausgerüsteten, schlechter noch geführten Bauern mußten bivouaquierend warten.¹⁹⁾ Am Tage

wurden sie eingelassen:²⁰⁾ Unter Jubeln und blindem Schießen drangen sie in die Straßen vor. Sie umstellten das Haus der Landvogtei; und die Beamten mußten sich auf dem Balkone zeigen, während in der wogenden Maße Flintenschüsse krachten. Unter freiem Himmel in der breiten Straße, ward eine lange Tafel aufgestellt, die zum Protocolliren dienen sollte.²¹⁾ Forderung auf Forderung wurde von den Bauern da diktirt, die ungestümm den Tisch umdrangen, und durcheinander schrien; Protokoll auf Protokoll ward angefangen; mehrere wurden unbrauchbar, indem die Bauern durch Faustschläge auf die Tafel sie mit Dinte überdeckten; neue Protokolle wurden von den Schreibern aufgenommen, die von Angstschweiß triefen; Versprechen auf Versprechen, wie die Rebellen sie nur wünschen mochten, wurden ertheilt; und die vielgesuchte Urkunde der Ortenauschen alten Rechte, das „Stockurbarium“, welches die ungelahrten Leute den „Stockurbanus“ nannten, wurde ihnen ausgeliefert.²²⁾ Im Triumph trugen sie die dicke Schrift davon, in die Kirche eines entfernten Dorfes der Ortenau (Oberachern), wo man sie in den Tabernakel unter Schloß verwahrte. Eine bescheidene Eroberung, führwahr; und große Freude um ein kleines Gut!²³⁾ Denn was sie der Oberbehörde entrißen hatten, war einfach eine Abschrift des Stockurbars, die ich in spätern Jahren selbst gelesen habe; und die nichts enthielt, als Vorschriften über die Wahl der niedern Gemeindediener; über das Abschneiden der Horne beim Rindvieh, und über Polizei in Ort und Feld.

Jenes Insurgentenheer hatte sich von der untern Ortenau herauf zu bilden angefangen; und auf ihrem Marsche nach Offenburg hatten die Bauern in meinem Vaterorte ²⁴⁾ die ganze Bürgerschaft mit sich genommen und zwar sammt dem Apotheker, den Einige, der schnellern Beförderung wegen, zum Fenster herausziehen wollten: Den Gerichtsvogt Fabert wollten sie zwingen, sich in Pantoffeln, wie er war, dem Zuge anzuschließen; und nur mit Noth vermochten die Einflußreichern im

Ort, daß ihm gestattet wurde, Stiefel anzuziehen . . .“

Als am 27. August die Landvogteilichen erneut vor Offenburg zogen, hatte sich die Lage zugunsten des Oberamtes verändert: „Zum Schutz der Landvogteibehörde rückte in der Zwischenzeit, unter dem Hauptmann von Spent, eine Compagnie Kaiserlicher Grenadiere von Freiburg her in Offenburg ein;²⁵⁾ und als ein neuer Haufen von Rebellen den Eingang der Stadt erzwingen wollte, öffnete sich, auf ein gegebenes Zeichen, das Thor mit beiden Flügeln; das Commandowort „Schlagt an“ — wurde vernommen; die Gewehre der Grenadiere senkten sich; und die Bauern, vom nahen Tode angestarrt, prallten entsetzt zurück; und mit dem Schrei: „Jesus, Maria und Joseph“ stoben sie auseinander.“

Wie wertet der Achtundvierziger den Aufstand von 1789?

„Aus diesen bleichen Bildern kleiner Jacquesen²⁶⁾ ohne Zusammenhang, aber auch ohne Blutvergießen oder Plünderung, ergibt sich zur Genüge, wie wenig die Bauern Unruhen vom Jahre 1789, im Bistum wie in der Ortenau, im Grunde auf sich hatten; und wie leicht die gläubige Maße durch Versprechungen zu geschweigen war.²⁷⁾

Bei einer geringern Zerrißenheit des deutschen Staatenkörpers in kleine Territorien, möchte die Sache bedenklicher geworden seyn.“²⁸⁾

Die Haltung Peters gegenüber 1789

In den „Jugend-Erlebnissen“ räumt Peter den Ereignissen von 1789 breiten Raum ein. Das ist einmal biographisch bedingt: Sein Heimatort Unterachern war Hauptort des Gerichtes Achern, von dem aus die gesamte Bewegung der vorderösterreichischen Landvogtei Ortenau ihren Ausgang nahm, und durch persönliche Beziehungen des Vaters zu Frankreich und durch die Nähe des Elsasses bedingt, beherrschte Ablehnung der Revolutionsereig-

nisse auf Jahre hinaus die Gespräche im Elternhaus. Nicht unwichtig ist auch die Tatsache, daß die ersten eigenen Erinnerungen stark geprägt sind durch das entscheidende Ereignis der Flucht der Familie vor den französischen Revolutionstruppen in den späten 90er Jahren. Von seiner persönlichen Biographie her schien Peter also zum Gegner der Revolution bestimmt gewesen zu sein.

Nachdem er dann im Laufe seines Lebens — wohl vornehmlich bedingt durch seinen unbeirrbareren Gerechtigkeitssinn — zur offenen Parteinahme für den Demokratisierungsprozeß herausgefordert und damit zur politischen Person in Baden geworden war und schließlich als kompromittierter und gescheiterter „Revoluzzer“ von 1848/49 im Exil sich vor seinen Kindern Rechenschaft zu geben versuchte, konnte ihm der Zusammenhang der frühen Kindheitserlebnisse und dem in den Mannesjahren selbst Verfochtenen nicht verborgen bleiben. Trotzdem bewahrte er auch jetzt noch gegenüber den Ereignissen von 1789 eine merkwürdige Zurückhaltung. Eingedenk der mühseligen Vormärzjahre, die angefüllt gewesen waren mit zähen, rück-schlägerreichen Erziehungsversuchen an der badischen Öffentlichkeit und angesichts des Scheiterns von 1848/49 wurde ihm erst recht bewußt, wie weit man 1789 in Deutschland noch von dem später mühsam erreichten Grad der Politisierung der Öffentlichkeit entfernt gewesen war — und dabei hatte sich selbst der 1848 erreichte Grad letztlich als noch nicht für eine politische Veränderung ausreichend erwiesen. Die Verhältnisse von 1789 waren in der Ortenau — und erst recht im übrigen Deutschland — noch viel archaischer gewesen.

Anders als Struve und anders auch als mancher moderne Betrachter hielt Peter sich mit einer ideologischen Zuordnung der einheimischen Ereignisse von 1789 zurück.

1789 in der Ortenau war für Peter kein erster Klassenkampf, sondern schlicht eine Bauernrevolution, die vornehmlich durch Versäumnisse der herrschaftlichen Administrationen

hervorgehoben worden war. Das spricht einmal für seine Unvoreingenommenheit und Ehrlichkeit, die es verschmähte, nachträglich die ortenauschen Ereignisse zu einer Klassenrevolution hochzustilisieren, das bestätigt aber andererseits die merkwürdig abwägende Haltung Peters, die er auch 1848/49 an den Tag gelegt hat, wo er mehr der Zögernde, von anderen Gedrängte als der entschiedene, selbst vorwärts drängende Vollblutrevolutionär von der Art eines Gustav Struve war.

Anmerkungen

1) Gustav Struve, *Revolutions-Zeitalter vom Jahre 1789—1848*. New York 1. Bd. (1859) 459 S., 2. Bd. (1860) S. 460—980.

2) Ludwig Häusser, *Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution*. Heidelberg 1851. S. 49.

3) Ebda S. 99.

4) Das Guckkasten-Lied vom großen Hecker, abgebildet z. B. bei F. X. Vollmer, *Der Traum von der Freiheit*. Stuttgart 1983. S. 135, Abb. 106.

5) K. Schriever, *Zur Geschichte der Familie Peter in Achern*. Achern und Bühl (1915). E. Beck, *Die Revolution 1848/49 und das Acherner Geschlecht Peter*. In: *Die Ortenau* 35 (1955). S. 9 ff. — A. Diesbach, *Josef Ignaz Peter — eine Episode aus einem an Wechselfällen reichen Leben*. In: *Konstanzer Almanach* 26 (1980). S. 62 ff. H. Schneider, *Josef Ignaz Peter, ein Achtundvierziger aus Achern*. In: *Die Ortenau* 66/1986, S. 427 ff.

6) Alles Folgende nach J. Peter, *Biographische Skizze* (Typoskript im Besitze von Frau M. Pitsch, Freiburg).

7) H. Schneider, *Die Klosterschule von Allerheiligen*. Aus den Jugenderinnerungen des ehemaligen Regierungsdirektors von Konstanz Josef Ignaz Peter. In: *Die Ortenau* 66/1986. S. 348 ff.

8) *Denkschrift der Stadtgemeinde Konstanz, die am 17. April 1848 stattgehabte Entsetzung der Mitglieder der Großherzoglichen Seekreis-Regierung, und Einsetzung des Regierungs-Directors Peter zum „Statthalter“ betreffend*. Frankfurt a. M. 1848. — (J. I. Peter), *Die Frage der Genehmigung des Verhaftungsbefehls gegen den Abgeordneten der II. badischen Kammer Regierungs-Direktor Peter in Konstanz*. (Frankfurt den 11. Juli 1848).

9) V. Valentin, *Geschichte der deutschen Revolution von 1848—1849*. Neudruck 1970. Bd. II, S. 515, 520, 527.

10) J. I. Peter, *Jugend-Erlebnisse, seinen Kindern erzählt*. Verfaßt Frauenfeld 1859. Teilabdruck unter dem Titel „Ortenauer Bauern-Rebellion am Ende des vorigen Jahrhunderts.“ In: *D'r Alt Offenburger*, Nr. 11. 1899. Manuskript i. Besitze von Frau M. Pitsch, Freiburg, der für die freundlich gewährte Einsichtnahme zu danken ist.

11) GLA 119/819. — Vgl. F. X. Vollmer, *Was wollten die Ortenauer 1789?* In: M. Schaab (Hg.), *Oberrheinische Aspekte des Zeitalters der Französischen Revolution*. (Veröff. d. Kommission f. gesch. Landeskunde Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 117), Stuttgart 1989.

12) Diese global ablehnende Haltung dürfte erst das Ergebnis der späteren sich radikalierenden Entwicklung der Französischen Revolution gewesen sein.

13) F. X. Vollmer, wie Anm. 11.

14) F. X. Vollmer, wie Anm. 11.

15) Zu den Bewegungen in der Markgrafschaft Baden vgl. K. Erdmannsdorffer/K. Obser (Hg.), *Karl Friedrich von Baden. Politische Korrespondenz*, Bd. 1 und Bd. 6.

16) Gemeint ist wohl: zu Vorderösterreich, dessen Landesstelle 1789 sich in Freiburg i. Br. befand.

17) Zu Fabert vgl.: GLA 119/819 Nr. 1 (Vogt Faberts Einvernehmungs-Protokoll, Actum Achern 9. Okt. 1789 coram v. Greifenegg) und 11 (Anmerkung der Punkten wüherer der Herr Vogt Fabert zu Achern annoch einzuvernehmen ist). Vgl. auch: F. W. Beck, *Zur revolutionären Bewegung im Gerichte Achern 1789*. In: *Die Ortenau* 13 (1926). S. 67 ff.

18) Vgl. *Bauernaufstand in der Ortenau 1789*. In: *Offenburger Wochenblatt* 1840. S. 385 f., 391 f. — Siehe auch in diesem Heft: F. X. Vollmer, *Die Reichsstädte Offenburg und Gengenbach und die ortenauschen Augustaufstände 1789*.

19) Vgl. diese Angaben Peters mit den Angaben des *Offenburger Stadtratsprotokollbuches* (danach F. X. Vollmer, wie Anm. 18).

20) Die Tatsache des Einlasses wird auch vom *Offenburger Stadtratsprotokollbuch* bestätigt, das Verhalten der Landvogteilichen wird dort aber wesentlich bescheidener dargestellt. Vgl. F. X. Vollmer, wie Anm. 18.

21) Davon meldet das *Offenburger Stadtratsprotokollbuch* nichts. Es stellt sich die Frage, ob Peter hier nicht tatsächlich erfolgte öffentliche Beschwerdeaufnahmen durch Oberamtsrat von Kleinbrod in den Orten des Gerichtes Achern, vor allem in Önsbach am 12. Sept. 1789 nach Offenburg projiziert (GLA 119/819).

22) „Bei dem Auflauf am 19. August haben die Aufriührer dem O. A. Ortenau das sogenannte Stockcurbarium abgedungen. Zu Oberachern in dem Tabernakel wurde es hinterlegt und von denen Bür-

gern bewachtet. In der Kirche haben sie es auch abschreiben lassen und nun dem Oberamt wieder zugestellt". (v. Blittersdorf an Gayling, Durbach, 6. Nov. 1789. In: K. Erdmannsdörffer (wie Anm. 15) Bd. 6, S. 20.)

²³⁾ Die gleiche Enttäuschung wird im folgenden Bericht spürbar: „Während der Auswechselung dieser gegenseitigen Complimente öffnete sich das verhaßte Thor, und nun wurden diese mit so großem Tumult verlangten ‚Alten Rechte‘ der Commission in einer alten Schardecke übergeben. Jetzt ging's im Sturmschritt zum untern Thor hinaus, und angekommen auf der Gutleutbrücke, wo der größte Theil der harrenden Mannschaft inzwischen aufmarschirt war, wurde das erhaltene Kleinod mit brennender Begierde eröffnet. Da aber die sogenannten ‚Alten Rechte‘, wie die ägyptischen Göttheiten, sich in so tiefes Dunkel hüllten und schwer

aus der Hieroglyphenschrift zu entziffern waren, so sahen sich die Tageshelden mit großen Augen an, sprechend: Lohnt es wohl die Mühe, daß wir uns von Hause entfernt, so viel Lärm erhoben und unser Geld versplittert haben?“ (Bauernaufstand in der Offenburg 1789 (wie Anm. 18), S. 392).

²⁴⁾ d. i. Unterachern

²⁵⁾ Zur Einquartierung der österreichischen Soldaten vgl. Rathsprötkollbuch (wie Anm. 3), S. 507.

²⁶⁾ d. i.: Bauernaufstände (nach dem großen französischen Bauernaufstand von 1358 benannt).

²⁷⁾ Anspielung auf die Taktik der österreichischen Regierung und ihrer ortenauischen Beamten bei den Beschwerdeaufnahmen in der Ortenau im August und September 1789.

²⁸⁾ Hinweis auf die territoriale Zersplitterung Deutschlands, die ein Hauptgrund für die Erfolglosigkeit der deutschen Bewegungen von 1789 war.

Der Pfarrer von Steinen

Philipp Jakob Herbst, über die französischen Emigranten (1791)

Allerhand Totengräber waren am Werk und standen hier und dort haufenweise beieinander. Auch im badischen Oberland stellten sie sich ein, mit zuckersüßen Worten und mit klimpernder Tasche. Dem Volke erschienen sie als fremdartige, unheimliche Gestalten. Ich meine die emigrierten französischen Aristokraten. Es ist merkwürdig, welch einmütigen Widerwillen die Bevölkerung gegen diese geschäftigen Müßiggänger hegte, obgleich sie viel Geld unter die Leute brachten. Ende Februar 1791 schreibt Pfarrer Herbst: „Seit einigen Wochen ziehen schaarenweise Franzosen ins Land, lassen sich nieder in Lörrach, um Lörrach herum, in Kandern, Schopfheim und am Rhein hin. Den 25. kommen auch viele hierher — der Pfarrer war damals noch in Tegernau — in die Wirtshäuser und einige Privathäuser. Sie geben täglich 10, auch 12 Batzen Kostgeld. Es sollen diese Leute die sog. Aristokraten sein, welche die demokratische Nationalversammlung in Paris und die ganze Konstitution wieder umstürzen und dem König zu seinem vorigen Ansehen und Macht verhelfen wollen. Die Bürger, sowohl hier als überall, sonderlich auf dem Reblande, sehen diese Fremden gar nicht gern und murren laut dawider.“ — Vier Monate später schreibt der Pfarrer, — er war inzwischen in Steinen aufgezogen: „Die aus Frankreich ausgewanderten sog. Aristokraten (die Leute heißen sie die Stockeraten) ziehen überall im Land herum, verthun entsetzlich viel Geld, führen sich aber auch zum Theil sehr übel auf. In der hiesigen Vogtei haben sich solche nie aufgehalten; die Vogtei will auch keine aufnehmen.“

Es waren gute Gründe, weshalb man die Fremdlinge verwünschte. Die ganze Bevölkerung, die Vorgesetzten und die Geistlichen eingeschlossen, war mit ihrer leidenschaftlichen Teilnahme auf seiten der französischen Demokratie und sah in den Emigrierten Vaterlandsverräther, die durch frevelhaften Einbruch in ihre Heimat die gute Sache der Freiheit zerstören wollten. Vor allem aber beklagten die Leute, daß durch die Duldung der Emigrierten das gute Einvernehmen mit den elsässischen Nachbarn in die Brüche gehe, weil diese darinnen eine Feindseligkeit erkennen müßten, und man fürchtete, daß sich die Elsässer durch einen kriegerischen Einfall für diese Bedrohung rächen würden. Denn mit einer Mischung von Neugier und Furcht hatte man gehört, daß sich über dem Rhein der gemeine Mann mit Waffen in der Faust zusammensatt, wie in den Tagen des Bauernkrieges. Nicht wenige gab es, die es gerne geradeso gemacht hätten. Die französischen Ausgewanderten wären es gewesen, gegen die sich die Waffen zuerst gewendet hätten. Nur um ein Haar, und die französischen Adelige, die der Freiherr von Andlaw in seinem Schlosse zu Bellingen beherbergte, wären von den Bauern aufgehoben und über den Rhein geliefert worden. Auch die Beamten waren aufs äußerste ungehalten über die Anwesenheit der Fremden. Der Landvogt Reinhardt in Lörrach bestürmte die Regierung zu Karlsruhe mit der Bitte um Ausweisung und mußte dabei den Groll der Bevölkerung tragen, die in ihm den schuldigen Mann sah, der die gefährlichen Leute dulde. Die Karlsruher Regierung unterließ Wochen hindurch jede bestimmte Weisung, so daß der Landvogt auf eigene Verantwortung handeln mußte. Der Geheimerat beurteilte die Lage genau so wie der Lörracher Landvogt, aber der ritterliche Sinn des Markgrafen sträubte sich, die von ihm persönlich erbetene Gastfreundschaft zu versagen, gehörten doch die Leute, die sich an ihn gewendet hatten, zum höchsten französischen Adel, wie der Prinz von Condé, der Graf von Artois, der Vicomte von Mirabeau, der Graf von Montjoie u. a. Endlich überzeugte er sich, daß längere Duldung sein Land aufs ernstlichste gefährde. Und nun gab er in seiner gewohnten Entschlossenheit den Befehl, daß alle Franzosen binnen zweier Tage das Land zu räumen hätten. Mit Frohlocken sah man sie davon ziehen. Man hätte ihnen Auf Wiedersehen zurufen können: Uebers Jahr kamen sie als klirrendes Kriegsvolk an den Blauen zurück.

Adolf Schmitthenner, Das Tagebuch meines Urgroßvaters (1790—1799), 1908, Seiten 56—58

Der Vorderösterreichische Breisgau zur Zeit der Französischen Revolution

— „Es stimmt einem ganz trübsinnig“ —

Adolf Schmid, Freiburg

Der Freiburger Münsterpfarrer Dr. Bernhard Galura hat 1799, am Ende eines dramatischen Jahrzehnts, diese trübe Bilanz für Freiburg und den Breisgau gezogen, ohne zu ahnen, daß erst Halbzeit war im politischen Durcheinander und daß das Schlußergebnis auch das Ende bringen würde für eine jahrhundert alte Ordnung am Oberrhein. Auf Galuras Tagebuchnotizen (1792–1805)¹⁾ können wir uns bei dieser Betrachtung insbesondere stützen. Eine ebenso wichtige, noch umfassendere Quelle ist das Tagebuch von Ignaz Speckle, dem letzten Abt von St. Peter²⁾ (ab 1795). Natürlich bleibt auch weiterhin eine Fundgrube der prächtige Band „Vorderösterreich“, den Fr. Metz herausgegeben hat³⁾ — mit einer imponierenden Vielseitigkeit, die uns manche bisher wenig gewürdigte Zusammenhänge erschließt. Sehr lohnend ist auch die Lektüre der Aufsatzsammlung des Alemannischen Instituts zu diesem Thema, herausgegeben von W. Müller⁴⁾. Die Breisgauer Bestände im Staatsarchiv Modena hat in vorbildlicher Weise Hermann Kopf bearbeitet und vor allem in der Zeitschrift „Schau-ins-Land“ vermittelt⁵⁾. In der Schar der vielen andern, die sich mit dieser Zeit regionalgeschichtlich befaßt haben, ist noch besonders hervorzuheben Alfred Graf Kageneck mit seinen vielen Aufsätzen und seinem Buch über „Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau“⁶⁾.

Um diese eineinhalb Jahrzehnte in der gebotenen Kürze einigermaßen deutlich zu machen, wollen wir uns vor allem exemplarisch mit Freiburg und dem Breisgau beschäftigen,

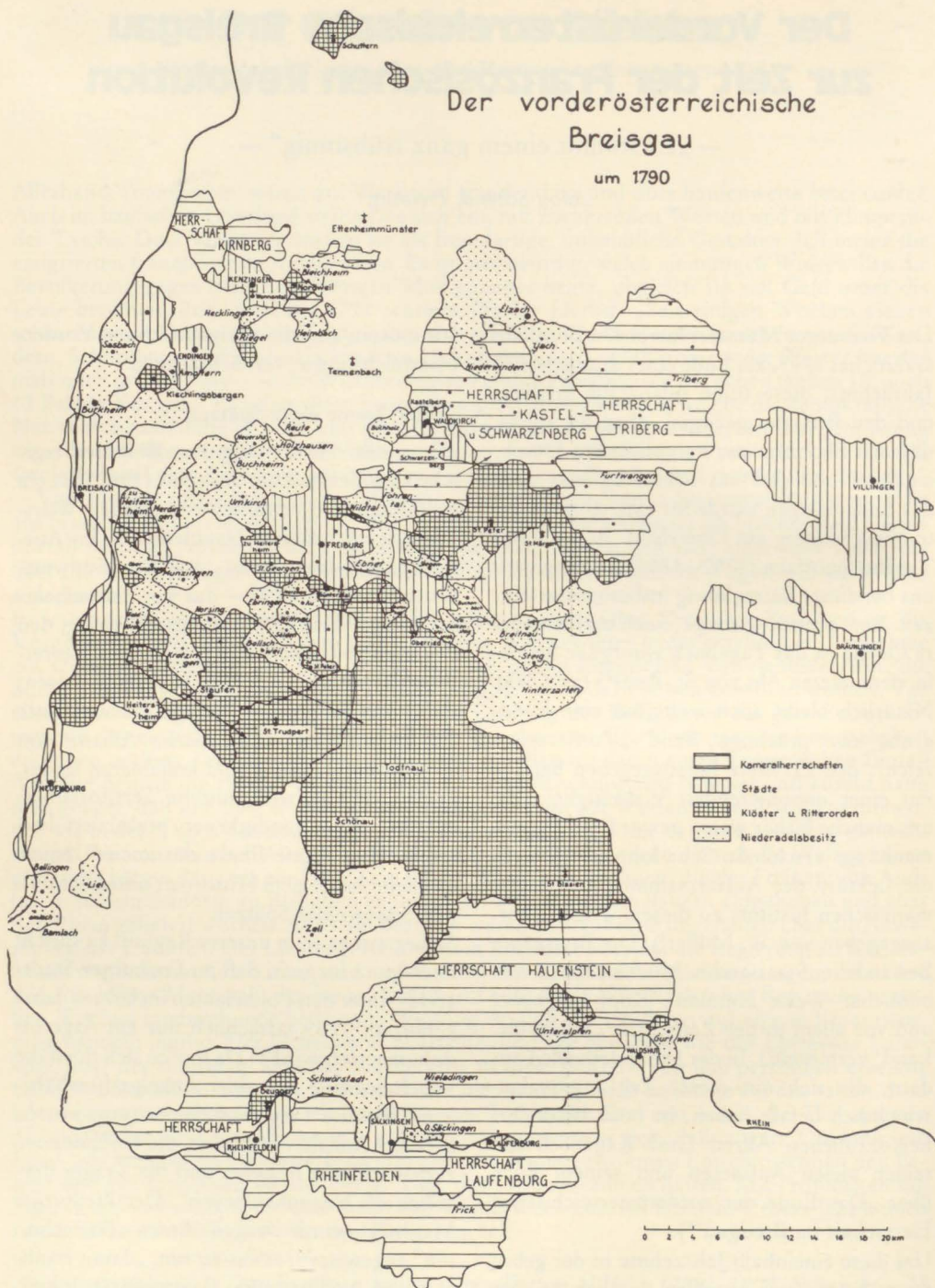
wir müssen also die übrigen Gebiete Vorderösterreichs etwas vernachlässigen.

„Milde Sonne einer Spätzeit“

Die große Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart (1987) hat ein vielfältiges Bild vermittelt von „Baden-Württemberg im Zeitalter Napoleons“⁷⁾. Im Ausstellungskatalog lesen wir⁸⁾: „Südwestdeutschland um 1790 — das war eine scheinbar ruhige Welt. Der letzte große Krieg, den es unmittelbar erlebt hatte, war der Österreichische Erbfolgekrieg (1740–1749) gewesen; er lag vier Jahrzehnte zurück. Danach hatte die österreichisch-französische Allianz von 1756 jenes Spannungsfeld kollabieren lassen, in dem viele südwestdeutsche Territorialherren ihre Eigenständigkeiten praktiziert hatten . . . Jene letzte Phase des ancien régime erscheint heute dem Historiker unter der milden Sonne einer Spätzeit . . .“

Sicher war es so in unserer Region. Es spricht doch ganz für sich, daß im Freiburger Stadtarchiv unter den Polizeiakten im letzten Jahrzehnt vor 1789 tatsächlich nur ein Ärgernis dokumentiert wird⁹⁾: Da mußte sich doch die VÖ-Regierung mit einer Anzeige beschäftigen, „daß die Tragsessel dahier (nur) in sehr geringer Anzahl vorhanden, die vorhandenen zumal schlecht bestellt und die Träger derselben oft betrunken seyen“. Der Freiburger Magistrat wurde wegen dieser „Portechaissen“ angewiesen, etwas zu tun, „damit reinliche und wohlbestellte Tragsessel in hinreichender Anzahl herbeygeschafft, nüchterne und starke, im Gehen wohl abgerichtete Trä-

Der vorderösterreichische Breisgau um 1790



Karte vom VÖ-Breisgau um 1790

ger bestellt, die jeweils zu allen Stunden des Tages und bis Mitternacht bey der Hand gehalten werden, damit diejenigen, welche sie verlangen, unaufhaltlich bedient werden können. Sodann hat der Magistrat auch eine allgemeine Tagse zu bestimmen, welche die Träger bey Vermeidung ihrer Abschaffung und weiteren Strafe niemals überschreiten sollen. Übrigens ist von dem, was in Sachen erfolgt, die Anzeige anher zu machen.“ — Dies also die bedeutendste „Polizeisach“ 1784/85 bei der „vorderösterreichischen Regierung und Kammer“!

Natürlich war man auch ernsthaft besorgt um die Sicherheit aller, führte u. a. Listen über „Fremde“, z. B. ein „Verzeichnis der zur Zeit der französischen Herrschaft eingewanderten Fremden“. Aber das war ja schon so lange her.

Seit dem Frieden von Aachen, noch klarer seit der österreichische Staatskanzler Kaunitz den Ausgleich zwischen Wien und Versailles erstrebte und den „Umsturz der Bündnisse“ wagte (1756), erlebten der Oberrhein und Vorderösterreich eine schon lange nicht mehr gekannte Friedensperiode — bis 1793. Ein kurzer Rückblick sei gestattet: Die Anfänge der Habsburgerherrschaft — die Stammburg liegt im heutigen Kanton Aargau — in der nördlichen Schweiz und im Oberelsaß sind immer noch nicht völlig aufgeheilt¹⁰). Mit Rudolf I., dem deutschen König, wurde über die vier „Waldstädte“ des Klettgaus hinaus das Donaugebiet zum Habsburgischen Interessensbereich. Der Verlust südlich des Hochrheins ist reichlich wettgemacht worden: Villingen wurde z. B. 1326 habsburgisch, 1368 Freiburg, Konstanz verlor 1548 seine Reichsfreiheit. Es waren letztlich 9000 qkm vom Arlberg und Lech bis zum Rhein, die um 1800 zur Verteilung anstanden, nachdem Wien die Gebiete im Elsaß schon eineinhalb Jahrhunderte zuvor verloren gegeben und dem „Allerchristlichen König und dem Königreich Frankreich“ übertragen hatte.¹¹) Ensisheim, der bisherige Regierungssitz seit 1523, war nun auch französisch. 1651 bestimmte Erz-

herzog Ferdinand Karl „die Stadt Freyburg, als zum bequemsten gelegen“, zur neuen VÖ-Hauptstadt.

Eine geschlossene geographische Einheit waren diese Vorlande nicht, noch weniger ein kompaktes politisches Gebilde, in dem um 1700 gerade etwa 360 000 Menschen lebten. Dennoch gab es doch „so etwas wie einen österreichischen Patriotismus“¹²), so z. B. in Villingen, wo der Habsburger Sieg bei Belgrad 1717 mitgefeiert wurde, „ohnerracht kein Befehl eingeloffen“.

Die Beschlüsse von 1648 hatten Freiburg zu „Vormauer und Brückenkopf gegen Frankreich“ gemacht¹³). Anders gesagt: Freiburg und der Oberrhein waren in den folgenden 100 Jahren ständig Kriegsschauplatz. Und diese Kriege wurden immer ausgetragen zwischen Frankreich und Habsburg. Freiburg wurde dabei sogar ganz französisch: Der Kaiser erklärte sich am 1. November 1678 zum Verzicht auf Freiburg bereit, nachdem er dafür Philippsburg wieder zurückbekommen hatte¹⁴). Für Freiburg bedeuteten jene Jahre den „Höhepunkt der Überfremdungswelle“¹⁵); denn „es setzte eine massive Zuwanderung aus vielen Gegenden Frankreichs ein, aber auch eine neue Welle von Italienern . . . Zusammen mit der meist 6—8 Regimenter starken Garnison machte so in der französischen Zeit das französische Element mehr als die Hälfte der Stadtbevölkerung aus“. Der Friede von Ryswijk (1697) gab Freiburg schließlich wieder an Habsburg zurück, dafür wurde Straßburg endgültig abgeschrieben. Aber die Kriegsnot blieb, für weitere fünf Jahrzehnte. Die Breisgauhauptstadt zählte so 1745 gerade noch 3635 Einwohner¹⁶).

Und alles wurde nun so ganz anders nach 1756; nach dem „renversement des alliances“ kamen Jahrzehnte der Erneuerung, des Aufbaus, des Friedens. Noch 1752 hatte eine Verwaltungsreform Schwäbisch-Österreich, Breisgau und Vorarlberg unter eine gemeinsame Behörde gestellt, mit der Verwaltungszentrale in Konstanz; für die Stadt am Bodensee sprachen die besseren Argumente der

Sicherheit. Aber 1759 wurde der Regierungssitz wieder nach Freiburg verlegt, Präsident Anton Sumerau zog in das ehemalige Stürzel'sche Palais, den „Basler Hof“. Die Vauban'schen Festungsanlagen wurden abgetragen, die Bevölkerungszahl stieg wieder an: 7916 Einwohner hatte Freiburg beim Ausbruch der Französischen Revolution; es war wieder die „ansehnlichste Stadt in Preysgau“¹⁷). Und Wien war für die Breisgauer das „Zentrum der Welt ... Mittelpunkt eines Reiches, das vom Oberrhein bis Mittelitalien und an die türkische Grenze reichte“¹⁸).



Siegel — „Erzherzogtl. Breisgauisches Zollamt Freiburg“
GLA K'he U/Spharagistick 1/704

Mit den Spitzen des Reiches war man im Breisgau wohl vertraut. Joseph II. war selbst zu Gast in Freiburg, ihm zu Ehren wurde die „Große Gaß“ umbenannt in die „Kaiserstraße“ — ein politischer Feuerkopf, der vieles bewegte: Die Leibeigenschaft wurde abgestellt, religiöse Toleranz wurde verordnet, meditative Klöster wurden aufgehoben bzw. umfunktioniert, erste Fabriken gegründet, Schule und Lehrerbildung reformiert. Der „Josefinismus“, ganz am rationalen Nutzen für den Staat ineressiert, zeigte erstaunliche und konkrete Früchte der Aufklärung¹⁹).

Das Jahr 1789

Als Ludwig XVI. am 24. Januar 1789 die Etats Généraux de France zusammenholte, ahnte er nicht, welche Lawine er damit lostrat und daß letztlich das ganze Gleichgewicht des Abendlandes gestört würde. Natürlich wäre es reizvoll, den dramatischen Ablauf der folgenden 15 Jahre auch ganz aus französischer Optik zu schildern. Sicher ist: Im „aufgeklärten“ Frankreich waren damals lange nicht die Reformen Realität geworden, die wir z. B. von Habsburg oder auch aus der Markgrafschaft kennen. Die verkrusteten Strukturen des ancien régime bestanden nach wie vor; obwohl der Adel selbst nicht mehr von seiner alten politischen und sozialen Rolle überzeugt sein konnte, blockierte er doch noch erfolgreich den „reformerischen Absolutismus“. Honoré Gabriel Mirabeau, dieser „Löwe an Haupt und Herz“ (Fr. Sieburg), wurde als Abgeordneter des tiers état für Aix-Marseille geschnitten von seinen blaublütigen Standesgenossen; aber seine Idee der „démocratie royale“ und der konstitutionellen Monarchie führte er zum Erfolg der Verfassung vom September 1791: Sie wollte einen „König von Gottes Gnaden und kraft der Verfassung des Staates“. Der große Tribun der Constituante war bestens im Bilde; nicht zuletzt sein Aufenthalt in Berlin (er schrieb dort „de la monarchie prussienne“), als Friedrich der Große im Sterben lag — „l'homme le plus étonnant qui ait jamais porté un sceptre“ — hatte seinen Blick geschärft und seinen Willen gestärkt, die Freiheit des Volkes zu sichern, ohne die Monarchie zu zerstören.

Und was tat sich 1789 im „Reich“, in diesem bunten Fleckenteppich, nur geeint durch Sprache und Kultur? — Die politischen Interessen der Großmächte waren nach Osten gerichtet: Habsburg siegte gerade über die Türken und mit Preußen zusammen war Österreich interessiert, vom polnischen Kuchen möglichst viel zu bekommen.

wieder ins Gespräch gekommen waren. Der rechtsrheinische Adel schickte seine Kinder selbstverständlich in die elsässischen Schulen; der Baustil der Louis XVI-Zeit entwickelte sich auf beiden Seiten des Rheins in gleicher Weise²⁰). Noch fühlte man sich ganz in einer europäischen Region und fühlte sich wohl. J. Schlippe resümierte: „Wer nicht vor 1789 gelebt hat, weiß nicht, wie süß das Leben war“.

„Widerhall aus dem Elsaß“

Von den Revolutionseignissen hörte man im Breisgau erstmals, als am 21. Juli 1789 in Straßburg das Rathaus gestürmt wurde. Die VÖ-Regierung wurde sich mit dem Markgrafen schnell einig; „man sicherte sich militärisch ab“. Am 25. Juli hörte man von Bauernunruhen in und um Colmar. „Begeisterung“ kam auf im Elsaß, daß „die alte Ordnung“ zu wanken begann. „Die Eroberung der Bastille am 14. Juli löste auch im bisher ruhig gebliebenen Sundgau einen großen Widerhall aus“²¹); für viele wurde „Freiheit“ rasch zu Pöbelei und Hemmungslosigkeit.

Natürlich galt die besondere Aufmerksamkeit den Ereignissen in Straßburg und der Politik des Ph. F. Dietrich; er hatte, bevor er der erste republikanische Bürgermeister Straßburgs wurde, sich mit Geologie beschäftigt und u. a. die vulkanische Natur des Kaiserstuhls studiert (noch heute erinnert daran das „Geologenstübchen“ im „Schwarzen Adler“ in Oberbergen). In Dietrichs Haus sang Rouget de Lisle am 26. April 1792 das „Kriegslied der Rheinarmee — allons, enfants de la patrie“. Der Sängerpöet war gemäßigter Republikaner — wie Bürgermeister Dietrich, den Robespierre schließlich opferte als „un des plus grands conspirateurs de la République . . .“.

Aber zurück auf rechtsrheinisches Gebiet und ins Jahr 1789: Es versteht sich, daß auch hier die Idee von Freiheit und Gleichheit manche erregte, die totale Abschaffung des Feudalsystems versetzte auch deutsche Untertanen in

Unruhe. „Zur Abschreckung“ schickte deshalb die VÖ-Regierung 100 Mann nach Offenburg, mehr Truppen waren nicht zur Verfügung (Türkei!). Recht unangenehm wurde es, als auch das Stift Gengenbach militärische Hilfe erbat gegen aufrührerische Bauern in Nordrach: Man schickte den Regierungsrat von Greiffenegg in die Landvogtei — „zur Untersuchung der Beschwerden“.

Aber es kam bald schon die erste Welle der Emigranten: Kaiser Leopold, seit 1790 Nachfolger seines Bruders Joseph, machte zur Auflage, daß auf keinen Fall bewaffnete Emigranten zu dulden seien. Die Flüchtlinge kamen freilich in immer größeren Scharen: Royalisten, Adlige, viele Priester, Mönche, die den Eid verweigerten. Aber Unruhe gab es deswegen zunächst nicht in nennenswertem Umfang. In den Freiburger Chroniken steht nichts über Paris/Versailles im Jahre 1789. „In Wien wie in den Vorlanden empfanden viele die Reformen, die von der französischen Nationalversammlung beraten wurden, als längst notwendig, gleichsam im Bewußtsein, sie hierzulande bereits verwirklicht zu haben“, schrieb W. Hug mit vollem Recht²²). Wir müssen dies noch einmal betonen: Die Reformen der Zeit Josephs II. hatten einen säkularen Wandel bereits eingeleitet: „In diesem Wandel hat sich die moderne, durch Demokratie und Industrie bestimmte Gesellschaft herausgebildet, ist der moderne Verwaltungsstaat geschaffen worden, hat das Bürgertum den Adel als Elite abgelöst, ist jene ‚bürgerliche Ordnung‘ gewachsen, die alle Verhältnisse durchdrungen hat und der man z. B. im ‚Rotteck-Zimmer‘ des Freiburger Augustinermuseums sehr unmittelbar begegnen kann“²³). Also nicht das „drohende Übergreifen der Französischen Revolution“ hatte dies bewirkt²⁴), die schlimmsten Mißstände der Feudalherrschaft waren 1789 in unserer Region eben bereits abgeschafft. Joseph II. war alles andere als ein Bollwerk der Reaktion, eher ein allzu rascher Akteur im Kampf gegen die „Privilegienherrschaft“.

Son der Kaiserl. Königlich - B. Oesterreichischen Landes-
regierung wird hiemit Nachstehendes bekannt gemacht,
und verordnet :

In dem benachbarten Elsaße haben mehrere Haufen des Volkes , welche aus den Schranken des Gehorsams , und der Ordnung getreten sind , vieler Orten großen Unfug , zum Theile auch Gewaltthätigkeiten , und Verbrechen begangen.

Zu diesem strafbaren Unternehmen ist dasselbe anfänglich durch fremdes raubsüchtiges Gesindel , und nachher durch diejenigen aus ihren Mitinwohnern , welche selbst von böser Gemüthsart oder üblen Lebenswandel sind , oder nichts zu verlieren haben , dazu angereizt , zuletzt aber endlich , als der Haufen dieses fremden uud einheimischen Gesindels groß genug wurde , mit Drohen und Gewalt zum Auslaufen , und während diesem durch das üble Beispiel der anderen zu hunderterley tollkühnen Unternehmungen und Ausschweifungen halb gezwungen , und halb verführet worden. Diesem Unweßn wurde aber sohin , wie man sich leicht vorstellen kann , theils durch das Militare , theils durch die in der Ehrlichkeit und Treue standhaft gebliebenen guten Bürger , und Unterthanen abgeholfen , und die zügellosen Haufen verfolgt , zerstreut , niedergemacht , oder eingefangen , und den Händen der strafenden Gerechtigkeit übergeben , so zwar , daß viele davon , welche bey frischen Uebelthaten ertappt wurden , augenblicklich und an den nächsten Baum aufgehängt , andere aber in die Gefängnisse geworfen wurden , aus welchen sie wohl größten Theils nicht anders mehr heraus kommen werden , als um entweder lebenslänglich auf die Galeeren , oder auf den Richtplatz geführt zu werden...



Joseph II.

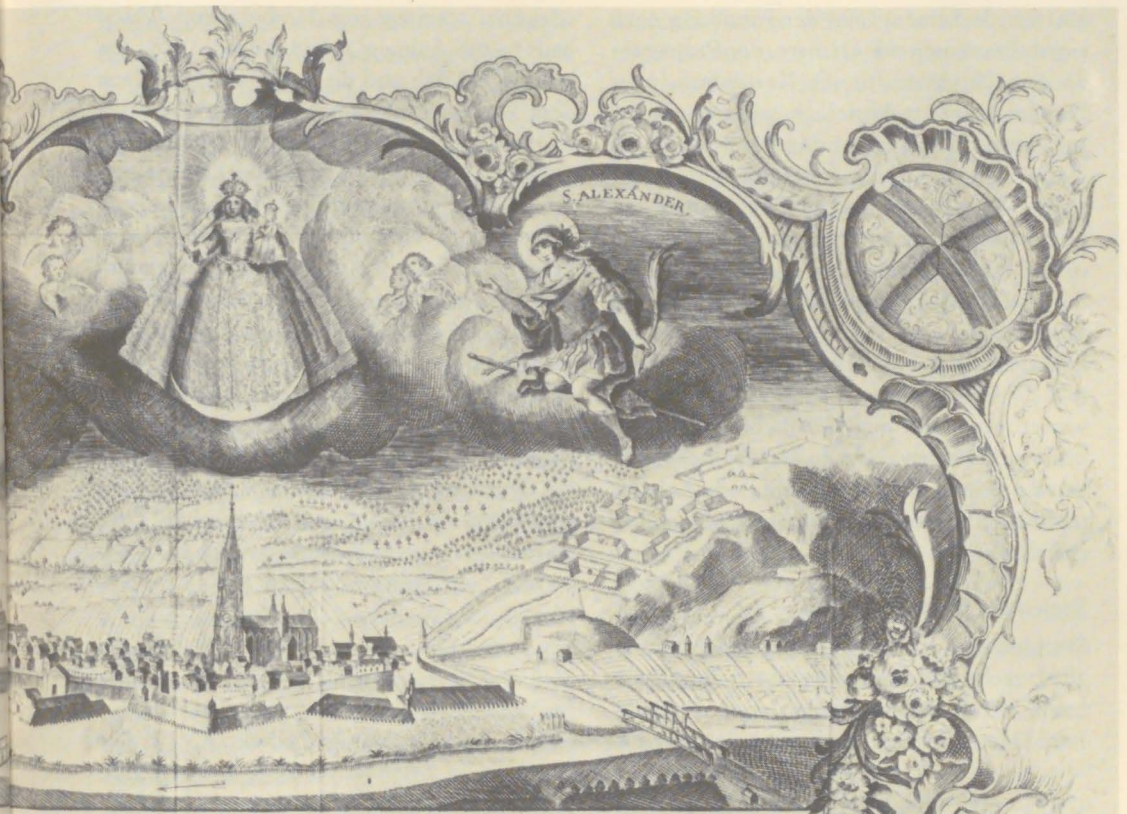
Es blieb deshalb ruhig in und um Freiburg. Man hörte sich erstaunt und eher ungläubig die Geschichten der Emigranten an vom Wüten derer, die u. a. auch „Brüderlichkeit“ als Losung ausgaben. Und die VÖ-Regierung tat das ihr Mögliche: Sie verpflichtete die Pfarrer, eine „öffentliche Warnung von der Kanzel zu verkünden, und sich hierbey einer ganz besonderen Deutlich- und Verständlichkeit zu befleissen, welche nur durch eine sehr langsame, wohl artikulierte, und nach den verschiedenen Zeichen abgesetzte Vorlesung geschehen kann . . .“ — eine „Warnung“ also immerhin schon am 24. August 1789, 4 Seiten lang:

„Da diese kaiserl. Königl. Vorderösterreichische Landesregierung jedermann Gutes wünschet . . .“, sollen sich eben alle hüten, „fremden und einheimischen Störern der öffentlichen Ruhe und Ordnung“ zu folgen.²⁵⁾ Und schon bald schien es Anlaß zu geben, genauere Maßnahmen zu ergreifen, weil Flugblätter und Broschüren gefährlichen Inhalts kursierten²⁶⁾: „Unter Beziehung auf die in Ansehung der auf die französische Revolution Bezug habenden Schriften schon wiederholt ergangenen Verordnungen wird hiermit allen Obrigkeiten und Behörden erinnert, daß sie auf die in Ulm und Stuttgart aufgelegt werden sollende Broschüren unter dem Titel ‚Kreuz-

zug gegen die Franken' das genaueste Augenmerk richten, die Hereinbringung und Verkaufung derselben in dem Österreichischen durchaus nicht gedulden und sich überhaupt mit dieser Broschüre so wie mit anderen dergleichen verbotenen Schriften benehmen sollen. — Freyburg, 6. Oktober 1791 ... von Sumerau“. Schon zuvor waren der Behörde „auführerische Briefe“ aus Gottenheim und Umkirch (Hirschenwirt!) und Endingen bekannt geworden; man wollte die Verfasser entdecken, „obgleich diese Briefe so dumm verfaßt seyen, daß man daraus eine Besorgniß für die Störung der Ruhe nicht zu schöpfen habe“ — ganz einfach, „um ihren Muthwillen wegen der ausgestoßenen Drohungen, die bey schwachen Leuthen doch einen üblen Eindruck machen könnten, umspringend züchtigen lassen zu können ...“²⁷). Insbesondere sollten die französischen *réfugiés*²⁸) beobachtet werden; sie sollten „nur in Städten und keineswegs auf dem Lande und in den Dorfschaften“ geduldet werden, um sie besser überwachen zu können. Es wurden lange Listen vorgelegt, Namen aus ganz Frankreich waren vertreten. Und sicher gab es unter ihnen nicht selten zwielichtige Personen, die eine Drohung vor der „französischen Influenza“ (Schwäbischer Merkur vom 27. Mai 1791) rechtfertigten. „Man findet sich neuerlich veranlasset, in Rücksicht der dermaligen Umstände in Frankreich sämtlichen Obrigkeiten, insbesondere jenen, deren Ortschaft an oder nächst dem Rheine liegen, folgendes einzubinden“ ... , daß alle zu kontrollieren seien, „die sich einer Aufhetzung zu Unruhen durch Reden oder Handlungen verdächtig machen, von aufrührerischen Schriften reden oder derer gar austheilen ...“²⁹). Ganz kon-



Ansicht Freiburg,
Gesellenbrief aus dem Jahre 1787 —
(Original Stadtarchiv Freiburg)



Ober- und andere Meister des Ehrsamten Hand-
 werkes in der Vorder Oesterreichischen Haupt Stadt Freyburg im
 gegenwärtiger Gesell mit Rahmen *... von ...*
 und von *... Statur*, auch *... Saaren* ist bey uns althier / Jahr
 nach solcher Zeit übertrau, flässig, still, friedsam, und ehrlich, wie es einem jeglichen Hand-
 werkes wir also attestiren, und deshalb unsere sammentliche Mit-Meister diesen Ge-
 breucht zu befördern Geyemend ersuchen wollen. Datum Freyburg den
 Anno 17

Meister, wo der Gesell gearbeitet.
... Anfang ...

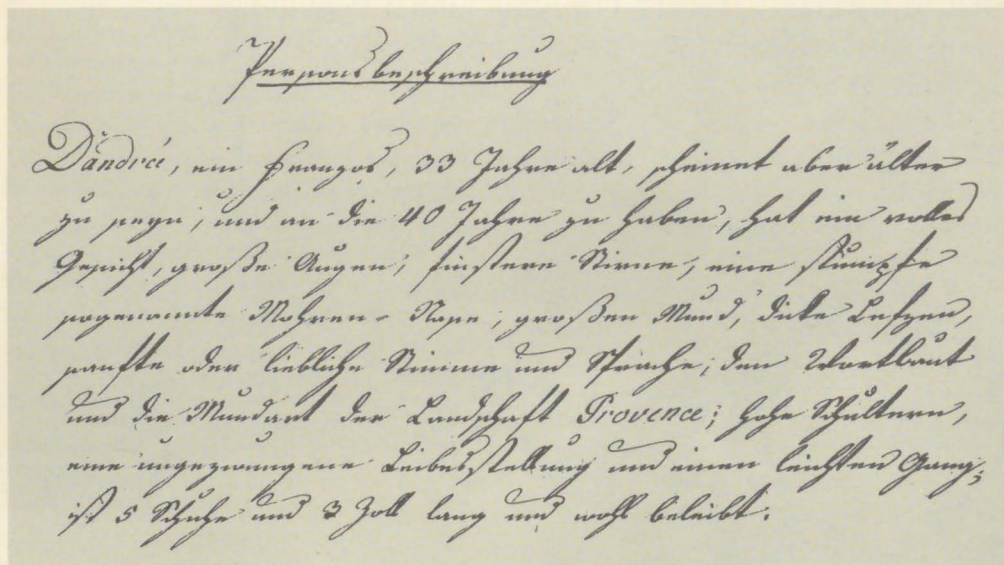
Blot. Maie Deun et. scilicet Freiburg. Briss.

kret wurde Sumerau mit der Fahndung nach einem Franzosen wie Demarc, der Propaganda gemacht hatte für die Revolution, oder Dandré, der steckbrieflich gesucht wurde: In immer kürzeren Abständen folgten die Verordnungen³⁰), „da fast täglich französische Mißvergnügte und andere Fremde ankommen und sich gleich bald da und dorten in der Stadt einquartieren . . . Übrigens aber dürfen die ankommende Fremden in den Wirthshäusern auf einige Tage fortan sich aufhalten, wenn dieselbe über ihren Stand und die Ursache ihres Aufenthaltes sich ausweisen, still und ruhig verhalten, auch richtig und bar bezahlen . . .“ Die Meldepflicht wurde nun genauestens überwacht, jede Ankunft und jede Abreise mußte sofort schriftlich mitgeteilt werden.

Seelenamt für Ludwig XVI.

Wir sind über die Entwicklung in Freiburg ab 1792 recht gut informiert durch die Tagebuchnotizen des Münsterpfarrers Dr. Bernhard Galura³¹): Er hieß ursprünglich Katzen-

schwanz, stammte aus Herbolzheim (Gasthaus „zum Salmen“), gräzisierte 1786 den Namen für sich und die ganze Familie. Nach dem Theologiestudium in Freiburg und Wien wurde Galura 1791 Pfarrer am Münster bis 1805, von 1810 bis 1815 war er Pfarrherr in St. Martin; später wurde er Fürstbischof von Brixen, starb 1856 im Alter von 98 Jahren. Folgen wir kurz einmal seinem Tagebuch; Galura kennzeichnete z. B. die Stimmung, die das o. g. Zirkular für die Geistlichen 1789 geschaffen hatte: „Hierüber ärgerten sich nicht wenige Leute, denn man lebte ja höchst zurückgezogen und dachte auch nicht im entferntesten an einen Umsturz“. Galura schien die abwartende, doppelgleisige Politik Leopolds II. zu unterstützen. Aber schon 1792 wurde dessen Sohn Franz I. deutscher Kaiser — und „im Münster wurde ein feierliches Dankopfer abgehalten“ (12. 8. 92). Und bald schien das Zuwarten ein Ende zu haben, am 31. Januar 1793 notierte Galura: „Seelenamt für den am 21. dieses Monats in Paris hingerrichteten franz. König Ludwig XVI.“ Auf



Personenbeschreibung, Stadtarchiv Freiburg

Bitten der Bürgerschaft wurde das „alltägliche abendliche Kriegsgebet eingeführt“, vor allem nachdem die Sorge um sich griff, daß General de Custine mit seinen Truppen über den Rhein komme. Die Regierungsakten wurden vorsorglich nach Konstanz gebracht, die Beamten zogen größtenteils mit um.

Das Kriegsjahr 1793

1793, im Sommer, spürte in Freiburg jeder die Kriegsgefahr. Am 12. Juni notierte Galura: „Ein bischöflicher und kaiserlicher Erlaß bestimmt die Einschmelzung der nicht unbedingt zum Gebrauche notwendigen Kirchengerätschaften aus Gold und Silber zum Besten der Kriegskasse gegen Ersatz des Wertes nach Friedensschluß und 4% Zins“. Im Herbst wurde es dann bitterernst: „10 000 tapfere, von Patriotismus beseelte Soldaten verlangten ungestüm den Übergang über den Rhein und 30 000 Sundgauer, von dem gleichen Muthe wie ihre Brüder erfüllt, gesellten sich zu ihnen“, meldete der revolutionäre „Weltbott“ aus Straßburg³²). Breisach war das erste Kriegsoffer, vier Tage und Nächte lang wurde Breisach beschossen, zerschossen; Begründung: in Breisach hielten sich ein Abbé und 14 Emigrantenfamilien auf.

Seit August 1793 standen auch 250 000 deutsche Soldaten an Frankreichs Grenzen, die erste Koalition war perfekt. Galura schilderte den Kampf um Breisach am 15. September 93: „Um 7 Uhr abends hörte man den Donner der Geschütze, nur kurze Zeit später vernahm man gerüchteweise — und ein gewaltiges Feuer bestätigte es —, daß Breisach von den Franzosen genommen und verwüstet werde. In der Nacht vom 16./17. hielten ein paar von unsern Leuten unter Sturm und Regen einer großen Übermacht stand, erschlugen eine Anzahl Feinde. Manche wurden auch am folgenden Tag in Freiburg gefangen eingebracht“. — Breisach lag in Schutt und Asche. Im ganzen Reich wurde für die Grenzstadt gesammelt. Nun wußte man auch am Oberrhein, was das Gesetz der Stunde

forderte. Galura schrieb sehr klar: „Als die schandbare französische Nation Breisach genommen hatte, erklärten sich die Einwohner des ganzen Breisgaus bereit, Waffen zu tragen . . . Am 13. 11. sammelten sich die gesammten wehrfähigen Freiburger Männer . . .“ (13. 11. 1793). Die „Freiburger Bürgerwehr“ war entstanden, marschierte Richtung Rhein, Freiwillige aus Villingen, Kirchzarten und anderswo schlossen sich an.

Die Emigrantenarmee von Mirabeau-Tonneau

Nun gab es also die Reichstruppen, es gab die Bürgerwehren — und da war auch die bunte Emigrantenarmee des Generals Condé, des Veterans aus dem 7jährigen Krieg, der schon 1789 Frankreich verlassen hatte und inzwischen etwa 20 Regimenter mit je 400 Soldaten kommandierte³³). Überall im deutschen Grenzgebiet waren diese Truppen verhaßt, überall rückten sie „zum Schutz“ ein — ihre Einquartierungen, Durchmärsche brachten Angst und Terror. Auch Galura hatte seine Erfahrungen: „Die Truppen des Prinzen Condé hausen im oberen Breisgau; ihren Sitten und ihrem Verhalten nach: Heiden; dem Namen nach: Katholiken“. An der Spitze der Emigranten standen die beiden Brüder Ludwigs XVI., der Graf von Artois und der Graf von Provence (später Ludwig XVIII.). Tausende flohen mit ihnen schon 1789; zu einem Massenexodus über den Rhein kam es, als 1790 der erbliche Adel abgeschafft wurde. Unter dem Emigranten war auch der Fürstbischof von Straßburg, Rohan — nicht nur von Napoleon als Hauptschuldiger am Ausbruch der Revolution angesehen; im Juli 1790 floh er in seine Herrschaft Ettenheim. Und Ettenheim wurde zum Sammelpunkt der „Kämpfer für Thron und Altar“, fast alle Schwarzwälder Gasthöfe waren ab 1791 mit Franzosen gefüllt: Ab 31. Oktober 91 hatten alle Emigranten, die nicht innerhalb 2 Monaten zurückkehrten, mit der Todesstrafe und der Konfiskation des Besitzes zu rechnen.

Die interessanteste Figur in unserer Gegend war wohl sicher André-Boniface Mirabeau, der jüngere Bruder von Honoré, der 1789 zunächst mit ihm als Kollegen in der Nationalversammlung saß — freilich als Abgeordneter des Adels, als überzeugter Monarchist, bald aber emigrierte und sich im deutschen Südwesten ebenfalls eine Emigrantenarmee aufbaute, Deserteure aus elsässischen Regimentern aufnahm, Sträflinge freikaufte und erfaßte, zur Rekrutierung einlud z. B. in die „Krone“ nach Offenburg, in den „Apfel“ nach Kehl, in die „Krone“ nach Stollhofen.

Wie la Fayette hatte er in Nordamerika gekämpft, war dessen Generalleutnant gewesen. In und um Freiburg war er bald bekannt als Mirabeau-Tonneau — „das Faß“ — „wegen seines vom Wirtshausleben angeschwemmten Leibesumfangs“ (P. Albert). Und wegen der dunklen Uniform seiner Soldaten sprach man auch von der „schwarzen Legion“³⁴). Mirabeau muß persönlich äußerst beliebt gewesen sein — und besessen von der Idee, die Konterrevolution zu organisieren. Dazu kam es aber nicht. Auch er starb jung, wenige Monate nach seinem berühmten Bruder, der im Pantheon bestattet wurde, am 15. September 1792. Der „Straßburger Kurier“ meldete: „Welch ein Verlust — für die Weinhändler!“ Galura schrieb: „Im Gasthaus zum Deutschen Kaiser starb Graf Mirabeau, der berühmte französische Führer der Gegenrevolution und Führer der nach ihm benannten Legion . . . (sein eigentlicher Name war: Bonifaz Ludwig Riquette, Vicomte de Mirabeau. Sein Alter 38 Jahre). Das Herz wurde von seinen Mannen mitgenommen. Am 17. September, nachmittags 4 Uhr, wurde er mit einer ganz außergewöhnlichen Teilnahme der Bevölkerung und unter Begleitung vieler seiner Legionäre . . . auf dem Soldatenfriedhof zur rechten Seite des Eingangs in die Friedhofskapelle bestattet . . . Der Prinz von Condé, Esterhazy, die gesamte Pfarrgeistlichkeit der Stadt, die Franziskaner- und Kapuziner trugen brennende Kerzen . . .“

Das Kriegsjahr 1796

Am 21. Juni 1791 war Ludwig XVI. auf seiner Flucht in Varennes gefangen genommen worden, der Kompromiß zwischen Königtum und Volk war aufgelöst. Am 20. April 92 mußte der König Österreich — korrekter: dem „König von Ungarn und Böhmen“ den Krieg erklären, so subtil, damit nicht zwangsläufig alle Staaten des Deutschen Reiches in den Konflikt einbezogen werden sollten. Die erste große Koalition bildete sich — mit dem Manifest des Herzogs von Braunschweig, der mit vollem Munde die Zerstörung von Paris androhte, eine „exemplarische und unvergeßliche Rache“ ankündigte — ein „törichtes Manifest, das die Revolution wie einen Schulbubenstreich behandelte“ (Fr. Sieburg)³⁵). Die Rekrutierung der deutschen Soldaten hatte manche Aspekte. Wieder wurden der Schwarzwald und die Region am Oberrhein Durchmarschgebiet und das bedeutete Requisitionen, Einquartierungen, Kontributionen, Fuhrleistungen, Schanzen, Plünderungen — oder Lösegelder als Verzicht auf Plünderungen. Der Pfarrer von Ebringen hatte auch eine originelle Erfahrung³⁶); der Kaiserstühler schrieb am 20. 2. 1793 in sein Tagebuch: „Diese Rekrutierung . . . war für die guten Sitten sehr nützlich, denn da vorgeschrieben war, daß man Unzüchtige, Nachschwärmer, Spieler und Säufer voraus mit Gewalt einziehen sollte, wurden die Gemeinden von solchen Subjekten gesäubert, vielen anderen aber wurde ein heilsamer Schrecken eingejagt“.

Kaiser Franz war nicht mehr so zurückhaltend wie sein Vorgänger Leopold; in Frankreich hatte freilich die Revolution auch ihr Gesicht geändert: Die philanthrope Maschine des Dr. Guillotin war in Marsch gesetzt, das Gesetz über den Priestereid tat seine Wirkung, die totale Entchristlichung wurde gefordert und praktiziert, das „Gesetz über die Verdächtigen“ machte den „Verdacht, verdächtig zu sein“ schon zur Lebensgefahr, die „alten und natürlichen Grenzen“ — vor allem der Rhein! — wurden für Frankreich rekla-

miert. Das Signal war im Januar 1793 mit der Hinrichtung des Königs deutlich genug.

Töne der Begeisterung hörte man rechts des Rheins kaum mehr. Goethe, der Augenzeuge von Valmy, sprach prophetische Worte, machte aber aus seiner tiefen Antipathie gegen die Revolution keinen Hehl — und schrieb „Hermann und Dorothea“, indem er eine alte Geschichte von Flüchtlingen übertrug auf seine Gegenwart: Elsässer-Franzosen auf der Flucht vor den Schrecken, dem terreur. Dorothea, das Flüchtlingsmädchen und Hermann, Sohn des Wirts vom „Goldenen Löwen“; chaotische Kräfte der Revolution und die bewahrende bürgerliche Ordnung. Aber hier interessiert uns vor allem: Goethe war wohl 1793 ein drittes Mal in der Freiburger Gegend: In seinem Drama finden Kenner vielfach Emmendinger Reminiszenzen, landschaftliche Motive und Übereinstimmungen³⁷). Auch dies sollte in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden.

Aber inzwischen wuchs die Spannung am Oberrhein. Sumerau mahnte³⁸): „Es handelt sich nun nicht mehr wie in gewöhnlichen Staatskriegen um Bezwingung einer Armee regulärer Truppen, sondern um die Bändigung einer ganzen Nation, die weder Gott noch Sitten, weder Ordnung noch Eigentumsrechte kennt, die mit Aufzehrung ihres eigenen Eingeweidens nicht gesättiget, dermalen auch auf fremden Raub ausgeht und andere friedfertige Völker in den Abgrund gewaltthätig mit sich ziehen will“. Freiburg hatte im 18. Jahrhundert mit Erfolg versucht, seinen Festungsgürtel loszuwerden. Die Grundstücke, die zur Bastion verwendet worden waren, wurden „zur Beurbarung“ zum Teil an die früheren Besitzer zurückgegeben. Praktisch bedeutete dies aber: Freiburg war eine unbefestigte Landstadt, als dieser Krieg begann — offen für Freund und Feind, vor allem für die immer noch steigende Zahl der Flüchtlinge. Am 26. 10. 1793 notierte Galura: „Die französischen Emigranten hielten heute im Münster zum Gedächtnis der unglücklichen, hingerichteten französischen Königin

Marie Antoinette eine Seelenmesse ohne Gesang“. Mancher Freiburger erinnerte sich dabei wohl noch zurück ins Jahr 1770, als die Kaisertochter, 14jährig, auf ihrer Brautfahrt durch Freiburg gekommen war, dort 3 Tage verbrachte im Kageneck'schen Haus in der Salzstraße: „Stadt und Land erschöpften sich mit Freudenbezeugungen“³⁹), schrieb der Chronist.

Nun erwartete man täglich die Invasion, registrierte gespannt jede Veränderung in der weiteren Region. Mit Basel z. B. hatte der Breisgau immer gute Beziehungen. Daß dort auch die französischen Revolutionäre eindringen, eine „Republik“ gründeten und schließlich die Annexion vollzogen, verwunderte denn doch. Aber gerade in Basel wurde der Weg vorbereitet für die gewaltige territoriale Umgestaltung der folgenden 10 Jahre. Der Friede von Basel vom 5. April 1795: Der habsburgische Koalitionspartner Preußen schloß Frieden mit den Revolutionären, konzedierte Frankreich großzügig das linke Rheinufer — um selbst freie Hand „für Polen“ zu haben! In Basel kam es auch zum Austausch politischer Gefangener: Am 26. Dezember 1795 wurde Mme Royale Marie-Thérèse — die Tochter Ludwigs XVI. — ausgetauscht gegen „berühmte Förderer der französischen Revolution“ (Galura).

Im Frühjahr 1796 hatte Freiburg noch merkwürdigen Besuch, über den Galura am 28. April notierte: „Um die Abendstunde traf der angebliche französische König Ludwig XVIII. in Freiburg ein, hielt sich mehrere Stunden im Gasthof auf; sprach keinen Ton“. Bei Sasbach/Oberhausen besuchte er Condé's Truppen, denen er sich vorstellte: „Voilà le roi de France, votre maître et comme je l'espère, bientôt votre père“. — Der Bruder des guillotinierten Königs, der Graf von Provence, bestieg tatsächlich 1814 als 18. Ludwig den französischen Thron.

Im Juni 1796 überschritt General Jean Victor Moreau bei Kehl den Rhein. Seine Parole von „Freyheit, Gleichheit und Bruderschaft“ ist lesenswert:

Armée de Rhin-Moselle.
Liberté, Egalité, Fraternité.
Au Quartier général à Wittershausen le 5. Jour Complémentaire an 4. de la République française une et indivisible.

Moreau Général en Chef
à Messieurs les Commissaires du
Cercle de Suabe.

JE fais instruit Messieurs, que dans diverses Communes les habitans s'attrouperent au son du Tocsin, se refusent par la force aux Requisitions legales, qui leur sont faites, poursuivent et maltraitent les Militaires dont plusieurs ont été blessés, d'autres depouillés, et quelques uns même afsassinés.

De'ja il m'avait été rendu Compte depuis quelques tems d'un grand nombre d'actes de violence de cette nature, mais confiant dans l'assurance que j'avais reçu des Dispositions pacifiques des Habitans ;

Je leur cherchais encore des motifs d'indulgence, et je me suis abstenu d'actes de sévérité dont il me peze de faire usage.

Cependant les Afsassinats se renouvellent, ils se multiplient de toutes parts, et l'indulgence palsée rend nécessaires aujourd'hui de grands Exemples de Rigueur, né amoins je veux bien laisser encore impunis les excés qui se sont commis, jusqu'a a ce jour, mais je suis fermément résolu, à punir désormais par des Exemples prompts et terribles tout attroupeement et toute violence et mauvais traitement des habitans envers les Français, et les Exemples de sévérité pezeront non seulement sur les auteurs des violences qui se feront commises, mais encore sur les Communes entieres des Lieux ou elles auront au lieu.

Je me fais un Devoir, Messieurs, de vous prevenir de mes Dispositions a cet égard, et je vous engage, a en donner Conaissance aux habitans en les rappelant aux Sentiments pacifiques que commandent et leurs Sermens, et leur Interet. Je vous le repete d'ailleurs, ils ne s'en ecarteroient pas désormais sans emporter une peine prompte et terrible, qu'ils feraient partager à leurs Concitoyens.

Le Général en Chef
Moreau.

Rhein- und Moselarmee.
Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft.

Im Hauptquartier zu Wittershausen den 5ten Ergänzungstages im 4ten Jahre der ein- und untheilbaren französischen Republik (21ten September 1796.)

Moreau General en Chef
an die Herren Commissärs des
schwäbischen Kreises.

Ich bin unterrichtet, meine Herren! daß die Einwohner in mehreren Gemeinden sich auf das Ansehen der Sturmglöcke haufenweise versammeln, die ihnen gemachten rechtmäßigen Requisitionen mit Gewalt verweigern, den Militärpersonen nachsetzen, und selbe mißhandeln, so, daß schon mehrere derselben verwundet, andere ausgeraubt, und einige sogar ermordet worden sind.

Man hat mir zwar schon seit einiaer Zeit von einer großen Zahl solcher gewaltthätigen Handlungen die Anzeige gemacht: allein im Vertrauen auf die mir gemachte Versicherung von dem friedlichen Zustande der Einwohner, suchte ich Gründe zur Nachsicht, und hielt mich an die Übung der Strenge, wovon ich ungern Gebrauch mache, zurück. Nachdem aber die Mordthaten sich erneuern und von allen Seiten vermehren, so müssen nunmehr an die Stelle der Nachsicht große Beispiele von Strenge treten.

Nichts desoweniger will ich die bis daher begangene Ausschweifungen noch unbestraft hingehen lassen, bin aber fest entschlossen, in Zukunft allen tumultuarischen Anlauf oder Zusammenrottung, alle Gewaltthätigkeit und üble Behandlung der Einwohner gegen die Franzosen mit schnellen und schrecklichen Beyspielen zu bestrafen, so zwar, daß nicht nur die Urheber, welche die Gewaltthaten begangen haben, sondern auch ganze Gemeinden, in deren Ortschaften sie begangen worden sind, diese Beyspiele der Strenge schwer empfinden werden.

Ich rechne mir es zur Pflicht, meine Herren! Sie im Voraus von meinen Verfügungen in diesem Betreff zu beschreiben, und ich fodre Sie auf, solche den Einwohnern bekannt zu machen, und selbe zu jenen friedlichen Gesinnungen zurückzuführen, die ihre Eidspflichten und ihr eigenes Wohl ihnen auflegen.

Ich wiederhole es noch einmahl, daß sich die Einwohner in Zukunft niemahls gegen diese Pflichten versehen werden, ohne daß ihnen eine schnelle und schreckliche Strafe auf dem Fuße nachfolget, in welche sie zugleich ihre unschuldige Mitbürger reißen werden.

Der General en Chef
Moreau.

St. Cyr zog mit einer Division ins Renchtal, dem Kniebis, Freudenstadt zu. Moreau marschierte weiter nach Osten, unaufhaltsam, bis vor München. Am 27. Juni 1796 schrieb Speckle, der Abt von St. Peter, in sein Tagebuch: „Alles lebt in bangen Sorgen, alle Tätigkeit, aller Mut höret auf“. Die Frau des Präsidenten Sumerau floh zu ihm ins Kloster. Auch andere verließen Freiburg, zogen weiter in den Schwarzwald hinein, z. B. der „vormalige Strassburgische Plazmajor Chevalier de Pithienville“⁴⁰), der sich im alten Kniebisbad Rippoldsau sicherer fühlte, dort aber bald im Alter von 80 Jahren starb.

Der Chef des Freiburger Bürgercorps war General von Duminique: Royalist, französischer Abstammung, Schloßherr von Heimbach, Schwager von Sumerau: „Mein Kopf ist geschwächt, meine Hand zittert sehr häufig, aber mein Herz schlägt doch mit Kraft“⁴¹). Jeder Landwehrmann bekam täglich 12 Kreuzer Sold, jeden zweiten Tag einen Laib Brot. Bei der Fahnenweihe hatte Münsterpfarrer Galura gepredigt „über die Quellen des christlichen Heldentums in unseren Zeiten“. Nun galt's, im Juli 1796! Der VÖ-Landeschef Sumerau erließ zusammen mit dem kaiserlichen Feldmarschall ein Rundschreiben und forderte alle Gemeinden auf, sich⁴¹) „also gleich zur Vertheidigung des lieben Vaterlandes aufzumachen, in Ermangelung der nöthigen Feuergewehre sich mit Krampen, Schaufeln, Spießern oder andern Vertheidigungsinstrumenten zu bewaffnen und in denen bestimmten Sammlungsplätzen zu Hecklingen, Kenzingen und Herbolzheim, woselbst sie von dem Herrn Kommandirenden die weitem Befehle erhalten werden, einzufinden, um sofort den verheerenden Feind in Verbindung mit den tapfern k. k. Truppen zu schlagen“.

Am Freiburger Ministor verewigt eine Gedenktafel die damaligen Waffentaten bei Wagenstadt (zwischen Herbolzheim und Kenzingen), wo das Freiburger Bataillon so besonders tüchtig gewesen sein muß: „Denkmal der Freiwilligen Freiburgs unter dem Major

und Stadtrath Caluri und aller Waffenbrüder des österreichischen Breisgaus, die sich durch Treue und Tapferkeit den VII. Juli MDCCXCVI für Kaiser und Vaterland kämpfend auszeichneten, von ihrem General Freiherr v. Duminique“. Dennoch: Am 16. Juli 96 zog das französische Militär in Freiburg ein. Ignaz Speckle schrieb dazu: „... Die Freiburger schrien nun: Vive la Nation, la république, ohne daß man's verlangt hätte ... So sah man auch alsobald auf vielen Hüten Kokarden ... Ungeachtet der gegebenen Verheißung, ungeachtet der strengen Befehle, welche Herr Rittmeister seinen Chasseurs gab, fiengen diese bald an, in die Kaufläden zu laufen und nicht zu bezahlen ...“ Auch Dr. Galura war Zeuge: „Samstag, morgens gegen 11 Uhr, zog eine Husarenpatrouille vom 8. Regiment unter dem Unteroffizier Jarré durch das Breisacher Tor in die Stadt ... Jarré verlas eine französische Verordnung: Die Franzosen führen keinen Krieg gegen friedliche Bürger, plündernde Soldaten werden hingerichtet, die täglichen Geschäfte sind wie im Frieden zu erledigen ... alles vollzog sich wie im tiefsten Frieden und in völliger Ordnung. Der Rest des Tages und die folgende Nacht ereigneten sich eine Menge ‚Geschichten‘.“ Alsobald wurde mitgeteilt, daß absofort alle Steuern und Abgaben „auf Rechnung der Republik“ eingezogen werden. Am 12. August 1796 notierte Galura: „Die Glocken dürfen von heute an wieder geläutet werden; der Befehlshaber für den Breisgau gab die Erlaubnis, morgens um 4, mittags 12, abends 7 und nachts 10 Uhr zu läuten, und zwar nur jeweils mit einer Glocke“. Und zum selben Zeitpunkt meldete sich der neue Stadtkommandant zu Wort⁴²) („Freyburg den 19. Hitzmonat im 4. Jahre der Republik-Mengaud, General der Division, Commandant der 2 Ufer des Rheins und der eroberten Länder — An die Herren Bürgermeister und Räte der Stadt Freyburg, meine Herren!“)

Abt Speckle berichtete voller Empörung, daß die Besatzer in der Universität und in den Kirchen vor allem Kunstschätze requirierten.

Freyburg den 19. Sizmonat im 4. Jahre der
Republik.

Mengaud, General der Division, Commandant der
2 Ufer des Rheins und der eroberten Länder.

An die Herren Bürgermeister und Räte der Stadt
Freyburg!

Meine Herren!

Ich habe mit wahrem Vergnügen das Com-
mando über Freyburg übernommen. Ich bin über-
zeugt, daß Ihre guten Gesinnungen, vereinigt mit
den meinigen, hinreichend sein werden, die Ruhe
und das Vertrauen in Ihrer Stadt handzuhaben.
Dieses ist der Wunsch der französischen Regierung.
Man hat Ihnen uns als eine Nation geschildert,
welche feindselig gegen alle Völker denket. Indem
wir Sie vom Gegenteil überzeugen werden, wer-
den Sie nicht umhin können, uns zu schätzen.
Ihre Personen, Ihr Eigentum, Ihr Gottesdienst
werden in Ehren gehalten werden.

Wenn das Unglück des Kriegs Ihnen fühl-
bar geworden, wenn Einige Einzelne der Unseri-
gen sich in Beobachtung ihrer Pflicht haben ver-
gessen können, entschuldigen Sie dieselben und
seien Sie versichert, daß die französische Nation
niemals an denselben ungerechten Handlungen
Anteil nehmen werde; das französische Volk hat
Sie nicht feindselig angegriffen; es verfolgt nur
die Feinde des menschlichen Geschlechtes, welche
seine Freiheit zerstören wollten.

Wenn unsere siegreichen Waffen die Provinzen
von Deutschland durchziehen, so geschieht dies nur,
um Europa den Frieden zu geben.

Seien Sie versichert meine Herren! die fran-
zösische Republikaner sind und werden sein Ihre
wahren Freunde!

Meine Herren

Ihr ergebenster und gehorsamster Diener

Mengaud.

Als einziger von der VÖ-Regierung war übrigens Hermann von Greiffenegg zurückgeblieben; er wurde „gefänglich eingezogen“ (Galura) und in die Festung Pfalzburg gebracht, blieb dort bis 1797⁴³). Der „k. k. vorderösterreichische Schematismus“ bezeichnete ihn als „abwesend“.

Erzherzog Karl, „der Franzosen-Schreck“

„Die tapfere Rheinarmee hört nicht auf, sich um das Vaterland verdient zu machen“, schrieb das Pariser Direktorium am 30. 6. 1796 an General Moreau. „Was . . . insbesondere die österreichischen Gebiete betrifft . . ., haben wir keinen Grund, sie zu schonen“ (am 30. 7. 96⁴⁴). Es sei auch zu wünschen, daß der Markgraf Baden einige Kunstgegenstände und einen Teil seiner Raritäten „überlasse“. Aber „Baden“ schloß am 23. Juli 1796 Waffenstillstand, Reitzenstein machte es möglich, folgte dem „Sonderweg“ Preußens. Inzwischen ging freilich alles drunter und drüber. Ignaz Speckle am 7. August 96: „. . . zu Umkirch sofften die Bauern des geflüchteten Pfarrers Wein; . . . sie lernen von den Franzosen den Geist der Ungebundenheit, der ihnen behagen will“. Dagegen hielt Galura fest am 24. September 96: „Dem französischen Befehlshaber im Breisgau Tholmé und dem Freiburger Stadtkommandanten gebühret der Ruhm, mit allen Mitteln Tag und Nacht auf Ordnung und Ruhe gedungen zu haben“. Fünf Tage zuvor hatte er noch geschrieben: „Die Prozession zu Ehren des heiligen Lambertus bewegte sich heute nur um das Münster. Der französische Befehlshaber Tholmé wollte augenscheinlich der Bürgerschaft beweisen, daß die Franzosen den Gottesdienst und die religiösen Gebräuche der Einwohner nicht stören; denn eine Reihe französischer Soldaten sah sich unbedeckten Hauptes die Feierlichkeiten an. Kniebeugen allerdings scheinen sie nicht zu kennen. Häufig sah man sie in den Kirchen mit der Pfeife im Munde und dem Käppi auf dem Kopfe“. Erzherzog Karl, der jüngere Bruder von Kai-

ser Franz, wurde in jenen Tagen zum Hoffnungsträger für das kriegsgequälte Land. Moreau war zunächst so blitzartig nach Osten vorgedrungen, daß es schließlich wie ein Wunder wirken mußte, daß seine Truppen („die gerne Wien gesehen hätten“; Galura) gestoppt und zum Rückzug gezwungen wurden. Und wieder ergoß sich der bunte Militärhaufen zurück durch den Schwarzwald dem Rhein zu. Plünderungen, Brandschatzungen, Mißhandlungen — ein verheertes Land! Dreimal war z. B. St. Peter Kampfplatz, bevor es geräumt wurde. Die Einheimischen verhielten sich zum Teil merkwürdig, wie Speckle meinte: „Die Franzosen selbst sagten aus, sie wären von Bauern aufgemuntert worden, es dem Kloster noch ärger zu machen . . . Der Schulmeister in Glashütte kommt sehr in Verdacht, den Verräter seiner Mitbürger gemacht zu haben, und mehrere sollen hier sein, die sich teils durch Teilnahme teils durch Kaufen bei den Franzosen Vorteil gemacht“.

Und auch dies schrieb Speckle (23. 10. 96): „Von Waldau erzählt ein dasiger Bürger: Ein französischer Offizier hatte ihnen beim Abzug gesagt: Liebe Leute, lasset euch doch nicht gelüsten, das Stroh, Heu etc. aus dem Lager zu euren Häusern zu nehmen. Ihr werdet euch dadurch unglücklich machen und euerm Vieh Seuchen zuziehen.“ Der Offizier war ein Menschenfreund. Wahrscheinlich entstand die Viehseuche, welche 10 oder 14 Tage nach dem Abzuge der Truppen entstand, aus Vernachlässigung dieser Vorschrift . . .“

Moreaus Rückzug, z. B. durch das Höllental mit 40 000 Mann, hat die Gemüter für Generationen heftig bewegt. „Daß in ganz Schwaben kaum etwas ihren Händen entging, was man nur greifen konnte, lehrte ihr Anblick. Kaum einer war beutelos . . .“ (Galura). Aber vor allem: sie zogen ab. (Nicht alle: In Oberried gab es z. B. ein Massengrab). Und dann kam Erzherzog Karl, und der Jubel kannte keine Grenzen. Nach einem Erfolg bei Emmendingen am 19. Oktober und am 24. Ok-

tober bei Schliengen zog der Siegreiche am 28. Oktober endlich in Freiburg ein; Galura informiert: „Um 2 Uhr nachmittags kehrt Erzherzog Karl nach Freiburg zurück. Die ganze Stadt ist auf den Beinen; die weltlichen und geistlichen Behörden am Tore; alle Glocken läuteten; beim Essen hatte jedermann ungehindert Zutritt; mit jedem sprach er leutseelig; 6 weißgekleidete Mädchen, 2 Ratsherren, 2 Adlige, 2 Universitätsbeamte widmeten ihm Kränze; ununterbrochen Jubelrufe und Vivatjauchzen“. — Die „große Kaserne“, die 1776 bezogen worden war, wurde zu Ehren des Siegers in „Karlskaserne“ umgetauft. Abends gab es ein patriotisches Stück: „Das Mädchen von Marienberg“ — und wieder begeisterte Ovationen. Die Vertreter der Hochschule baten Karl um die Huld, ihr rector perpetuus zu werden; von 1796 an führte der amtierende Rektor stets den Titel „Prorektor“.

Am Tag nach dem Fest mußte der Held nordwärts, um die Belagerung Kehls zu leiten. Aber am 30. Januar kehrte er, siegreich, zurück: „Bürgersöhne eilten ihm entgegen, spannten die Pferde seines Wagens aus und zogen ihn selbst in die Stadt hinein“⁴⁵). Und Galura berichtete: „Nachmittags 3¼ Uhr reitet Erzherzog Karl in die Stadt ein, unser tapferer und geliebter Held, der Franzosen Schreck“!

Campo Formio und Herkules III.

Der Vertrag von Campo Formio „hätte sehr gut die Unterschrift Richelieus oder Ludwigs XIV. tragen können“ (Fr. Sieburg). Wo waren die hochherzigen Prinzipien der Revolution geblieben? — Inzwischen diktierten Napoleon und die Gewaltpolitik, und Vorderösterreich bekam dies mit besonderer Wucht zu spüren, wurde zum „Spielball im Länderroulett, bekam in zehn Jahren vier verschiedene Landesherrn“⁴⁶). Der österreichische Feldmarschall Dagobert Sigismund von Wurmser, ein Elsässer, der zuvor maréchal de France gewesen war, war noch mit 25 000

Mann vom Oberrhein nach Italien gezogen; aber wer wollte Napoleon stoppen? Und „er“ diktierte am 17. 10. 97 in Campo Formio bei Udine, daß Österreich Belgien abzutreten habe und — u. a. — daß nach Art. 18 des Vertrages Freiburg und der Breisgau Herkules III. von Modena überlassen werden, als Ersatz für dessen Herzogtum, das der „Cisalpinischen Republik“ zuzuschlagen sei. In Freiburg war man entsetzt, „die Sensation unter der Bürgerschaft leicht begreiflich“ (Galura); Karl von Rotteck, gerade 22 Jahre alt und Magistratspraktikant, äußerte sich erbost über diesen „Länder- und Menschenhandel“. Aber noch schlimmer: Dieser Herkules wollte Freiburg gar nicht, dies war für ihn ein „oggetto totalmente passivo“, ein Minusgeschäft, was Einwohnerzahl und Staatseinnahmen betraf. Und dazu war der Breisgau einfach „zu nordisch, waldreich und unwirtlich“⁴⁷). — Aber „Campo Formio“ war nur ein erster Schritt auf dem Weg zu einem „Friedenskongreß“ für Europa.

Napoleon auf dem Weg nach Rastatt 1797

Die „Freiburger Zeitung“ meldete Ende November 1797: „Vergangenen Samstag zwischen 1 und 2 Uhr in der Früh ist der französische Obergeneral Bonaparte hier angekommen, nahm sein Absteigequartier im Gasthaus zum Mohren und setzte nach einem kurzen Aufenthalt von anderthalb Stunden bis zur Umspannung der Pferde (wo derselbe 22 vonnöten hatte) seine Reise weiter nach Rastatt zum Friedenskongreß fort“. — Der Besuch war so kurz und blitzartig, daß die Daten darüber recht vage sind. Galura, der Münsterpfarrer, schrieb dazu am 25. November 1797: „Mittags zwischen 2 und 3 Uhr traf hier in Freiburg der berühmte Franzosenführer und Schöpfer der cisalpinischen Republik, Napoleon Bonaparte, auf der Reise nach Rastatt ein. — Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte?“ — Es gab Pläne, den Kongreß von Rastatt zu sprengen, Pläne

von Demokraten bzw. „Republikanern“ wie Georg List aus Karlsruhe oder Ernst Alexander Jägerschmid aus Kandern, die vom französischen General Augereau z. B. Beistand erhofften bei der Bildung einer „unabhängigen Republik am Oberrhein“. Aber Napoleon beherrschte souverän die Szene, kam am 26. November nach Rastatt, am 28. 11. wurde der Kongreß eröffnet, Napoleon gab das Ziel vor: Für Frankreich sollte das linke Rheinufer festgeschrieben, über eventuelle „Entschädigungen“ müßte verhandelt werden. Das Ende des „Reiches“ spürte jeder herankommen: Säkularisierung, Mediatisierung, Länderschacher . . . Es gab „Hausaufgaben“ für den „Reichsdeputationshauptschluß“. Napoleon verließ Rastatt am 2. Dezember, war am 5. 12. wieder in Paris; er wollte sich nicht in den „kleinlichen pot-de-chambre-Krieg“ der Politiker einlassen, wollte auch kein zweites Mal zu diesem Rastatter Kongreß reisen. Aber in Rastatt verhandelte man weiter, bis April 1799; bei der Abreise wurden 2 französische Gesandte — Bounier und Roberjot — von ungarischen Husaren ermordet.

1799: Die Guillotine läßt grüßen

Im März 1799 kamen wieder französische Truppen in den Breisgau, die 2. Koalition gegen Frankreich hatte sich gebildet; Preußen blieb neutral und auch der badische Markgraf Joseph Thaddä Freyherr von Sumerau, der VÖ-Länderchef, behielt „. . . volles Vertrauen auf den erprobten Muth und die patriotische Denkart der österreichischen Vorländer, daß sie mit schleunigster Bereitwilligkeit zur allgemeinen freywilligen Landesverteidigung . . . ein nachahmungswürdiges Beyspiel geben werden . . .“. Im Kappeler Tal entwickelte sich ein schlimmer Kleinkrieg, weil die Franzosen Rache nahmen für einen erschossenen Hauptmann. Das Prinzip, „die Armee aus dem Lande zu ernähren“, traf wieder alle schwer; das Oberrheingebiet war wieder einmal das gequälte Durchgangsland. „. . . vor der Hauptwache steht eine Guilloti-

ne mit dem Kopfe eines Hingerichteten be-steckt . . . Es ist ganz unglaublich, wie schwer die Bürgerschaft das französische Joch er-trägt“, klagte Galura. „Die Franzosen ver-brennen in Achkarren 24 Häuser und drohen, auch Rottweil und Burkheim den Flammen zu übergeben“. Die Niederlage von General Jourdan bei Stockach ließ etwas hoffen: „Auf dem Nägelesee (in Freiburg) findet ein großes Fest statt . . . zum Dank für unsere neuerli-chen Siege in Italien und Oberdeutschland“, notierte Galura für den 13. Mai und noch einmal am 2. Juli 1799. Aber dann kam, nach einem Gefecht zwischen Hugstetten und Le-hen, der 25. April 1800: „Heute besetzen die Franzosen wiederum Freiburg . . . In und au-ßerhalb der Stadt fließt das Blut in Strömen (Galura) . . . Auf den Bergen, in den Wäldern sucht die Bevölkerung ihr Heil und ihre Ret-tung . . . Jetzt lassen wir auch das Münster an Sonntagen geschlossen. Wie Lausbuben trei-ben es die Franzosen . . . Am hellichten Tage und auf offener Straße mißbrauchen sie Fra-uen und Mädchen. Männer, Frauen, Kinder werden getötet . . .“ (Galura).

Ignaz Speckle, noch immer Abt von St. Peter, erlebte — wie alle, bei denen noch etwas zu holen war — täglich neue Forderungen: Die Soldaten wollten Sold, ihre Führer Gewinne. Speckle wurde, wie andere auch, renitent und prompt im November als Geisel genommen. Mit fünf Leidensgenossen wurde er durch das zerstörte Kehl nach Straßburg gebracht, dort im „Hotel zum Geist“ auf eigene Kosten teu-er einquartiert. Er ärgerte sich u. a. über sei-nen ehemaligen geistlichen Mitbruder Eulo-gius Schneider, „der in Straßburg und im El-saß den öffentlichen Ankläger machte und Ströme Blutes unter der Guillotine fließen ließ“. Aber es gelang Speckle nicht, mit Mo-reau zu verhandeln; am 23. 12. 1800 durfte er wieder zurück nach St. Peter. Moreau war beschäftigt, weil in Lunéville, südöstlich von Nancy, der Friede zwischen Frankreich und dem Reich bzw. Österreich „definitiv“ ge-schlossen werden sollte. Und am 9. 2. 1801 war wieder einmal Friede, der 2. Koalitions-



Ignaz Speckle, Abt von St. Peter

krieg zu Ende — und im Art. 4 wurde der Vertrag von Campo Formio bestätigt, d. h. eben auch die Abtretung des Breisgaus an Herkules von Modena. Wieder Enttäuschung und Protest in Freiburg, wo nach wie vor französische Truppen zu verpflegen waren, die allein von 1801 bis 1803 etwa 1 Million Gulden verschlangen⁴⁸).

In Vorderösterreich war man etwas neidisch auf den badischen Nachbarn; so schrieb z. B. Galura am 7. Juni 1801: „Heute feiern die Einwohner der badischen Lande ein Friedensfest, indes wir hier in Freiburg unter dem gallischen Joch seufzen und stöhnen, weil der Herzog von Modena den Breisgau entweder gar nicht in Besitz nehmen will oder doch zögert, ihn wirklich in Besitz zu nehmen“. Und das „Freiburger Allgemeine Intelligenzblatt“ schrieb am 2. Januar 1802: „Der Breisgau, die älteste Besitzung des regierenden Kaiserhauses, hat unter allen deutschen Ländern das ausgezeichnete Schicksal gehabt, im Lunévil-ler Frieden an einen Fürsten abgetreten zu werden, der es nicht annehmen will, und bis auf diese Stunde von einer Halbbrigade französischer Truppen und einem Cavalerie-De-tachement besetzt zu bleiben, die das Land auf seine Kosten erhalten muß. Die kostbare Verpflegung dieser Truppen, welche in 1 Monat fast das ganze an den Monarchen zu entrichtende Postulat verschlingt, und welche nun seit dem 9. May d. v. J. andauert, hat dieses durch einen 10jährigen Krieg, und feindliche Brandschatzung zerrüttete Ländchen an den Rand des Verderbens gebracht“⁴⁹).

Die Ortenau als Dreingabe

Herkules III., „ein mit Kalkulationsvermögen begnadeter Herrscher“⁵⁰), stellte hartnäckig immer wieder fest, daß die 380 000 Menschen des verlorenen Modena mehr waren als die 150 000 Seelen des Breisgaus und er erreichte tatsächlich 1802, daß er außer dem Breisgau auch noch die Ortenau bekommen sollte. Das „Freiburger Intelligenzblatt“ brachte am 30. Oktober 1802 die „erfreuliche Nach-

richt“, daß Herkules „angenommen“ habe. Und am 2. März 1803 erfolgte die feierliche Übergabe an Herkules' Schwiegersohn, der als „Landesadministrator“ fungieren sollte. Aber auch er kam nicht persönlich, dafür amtierte der bisherige österreichische Regierungsrat Hermann von Greiffenegg nun als neuer Regierungspräsident des Breisgaus. Er begann denn auch seine Rede: „Herkules der 3te, Durchlauchtigster Herr von Modena, Massa und Carrara, ist unser gnädigster Beherrscher, unser mildester Vater, was unser Glück und unsere Wonne vollkommen macht . . . Von heute können wir unsere dankbaren Tränen abtrocknen und dem gerechten Schmerz Einhalt tun, der uns so oft noch aus unvertilgbarer Anhänglichkeit qualte“⁵¹).

Seit drei Jahren war die Stadt französisch besetzt — bis Herkules käme! Schon allein deshalb feierten viele diesen Tag. Greiffenegg verlas ein Handschreiben von Franz II.: „Würdige, Andächtige, auch Hoch- und Wohlgeborene, Wohlgeborene, Edle, liebe Getreue! Zu endlicher Herstellung des allgemein gewünschten Friedens haben Wir uns durch Drang der Umstände bewogen gefunden, mittels des hierüber unterm 9ten Hornung 1801 zu Lunéville abgeschlossenen Traktats, und der zu Paris dem 26ten Dezember vorigen Jahres zu Stand gekommenen Konvention das vorderösterreichische Breisgau, und die Landvogtey Ortenau in ihrer bisherigen Landesverfassung an den Herrn Herzog von Modena Liebden, als ein Surrogat des Herzogthums Modena abzutreten“. Hinter den Kulissen schien es freilich noch immer zu rumoren: „Die Behauptung, der Herzog habe inzwischen versucht, den Breisgau für 6 Millionen Gulden an den Kurfürsten von Baden zu verkaufen, findet keine Bestätigung, wohl aber brachte auf dem Reichstag zu Regensburg der Vertreter des Kurfürsten von Baden gegenüber dem des Herzogs von Modena das Interesse seines Herrn zum Ausdruck, die Ortenau, die eine Brücke zur badischen Herrschaft Hochberg darstellte,



Herkules III.
von Modena
(Bildarchiv der österr.
Nationalbibliothek,
Sig. H. 31)

im Tausch gegen die am Bodensee neuerworbenen badischen Besitzungen zu erwerben. Diese Besprechungen blieben ohne Ergebnis“ (H. Kopf)⁵²).

Herkules hat den Breisgau nicht kennengelernt. Karl von Rotteck schrieb damals: „Wir sind jetzt modenesisch geworden. Soweit hat die Liebe der Breisgauer zu ihrem dankbaren Landesherrn, ihre Treue und Tapferkeit, ihr Patriotismus sie gebracht, daß sie nun wie ei-

ne Herde Schafe an einen banquerutten Italiener verhandelt werden“⁵³).

Greiffenegg amtierte, erbaute 1805 das Schloßchen am Freiburger Schloßberg, die Plattform dazu lieferte die alte Vauban'sche Festungsanlage. Greiffenegg hatte übrigens bürgerliche Vorfahren namens Tröndlin aus dem Waldshuter Raum, der Salzhandel hatte ihnen im 18. Jahrhundert Reichtum und Nobilität eingebracht. 48 Jahre lang stand Her-

mann von Greiffenegg im Dienst Österreichs, nun als Regierungspräsident und Chef der Breisgauischen Regierung für Modena. Rotteck hat als junger, engagierter Zeitgenosse sein Bild auf lange Zeit sehr negativ bestimmt, Hermann Kopf hat dieses Bild wesentlich revidiert⁵⁴). Die Herkules-Komödie nahm auch noch ein erträgliches Ende: Als der alte Modena-Potentat schon am 14. Oktober 1803 starb, war sein einziger Erbe sein Schwiegersohn, nämlich Erzherzog Ferdinand von Österreich, ein Bruder Josephs II.: Freiburg und der Breisgau und die Ortenau waren wieder in der Herrschaft der Habsburger. Dr. Galura dichtete einen schönen Nekrolog, schrieb u. a.: „Herkules, in Italien geboren, empfängt am Ufer des Rheins seine letzte Ehre. Italien freut sich seiner Geburt, und die Breisgauer Turmglocken verkündigen seinen Heimgang“⁵⁵). Es war aber doch selbstverständlich, daß bei der Gestaltung der Fassade des Rathauses der Stadt Freiburg mit Bildern zur Stadtgeschichte durch Fritz Geiges — 100 Jahre später! — neben den Wappen der Zähringer, der Uracher, der Habsburger, Frankreichs auch das Wappen von Modena strahlte.

Nun schien alles geregelt, der „Reichsdeputationshauptschluß“ hatte die reichsrechtlichen Grundlagen gelegt, Napoleons Konzeption schien erkennbar.

„Schlimmer als ein Verbrechen“

Napoleons Aufstieg war unaufhaltsam, aber es gab auch Anschläge auf sein Leben. „Bonaparte glaubte mit Recht, daß sie zu Englands heimlicher Kriegführung gehörten“⁵⁶). Und Fouché's Polizei sorgte für eine „Säuberung“, die mit dem Terreur von 1793/94 sehr wohl zu vergleichen war. Mit einem gewissen Recht verdächtigte Napoleon die „Republikaner“ und die royalistischen Emigranten: „Diese Leute wollen Unordnung nach Frankreich bringen und in meiner Person die Revolution töten“. War die Revolution nur ein Wechsel zu einem „ändern“ Despotismus? —

Napoleon schlug zu: Georges Cadoudal wurde guillotiniert, Barras wurde aus Paris verbannt, Moreau mußte nach Amerika ins Exil, la Fayette war in Österreich interniert, Charles Pichegru wurde in einem Londoner Gefängnis erhängt aufgefunden usw. usw. Das Attentat auf Louis H. A. de Bourbon duc d'Enghien war also keine Einzelaktion, und doch war es ungewöhnlich: Mit 17 Jahren war er emigriert, wurde Mitglied im Condé'schen Emigranten-Corps, nahm Wohnsitz in Ettenheim als Gast Rohan's, liebte Charlotte Rochefort, die Kardinalsnichte, soll ihr 1802 auch noch heimlich angetraut worden sein. Aber 1802 wurde Ettenheim badisch, 1803 starb Rohan. Enghien fühlte sich in „Baden“ (mit Frankreich befreundet) nicht mehr sicher, suchte sich eine Wohnung in Freiburg; der Kaufmann Heinrich Sautier wollte ihm behilflich sein, aber man hatte keine Eile⁵⁷). Greiffenegg schrieb nach Wien: „Es wäre der Bürgerschaft (Freiburgs) zu ver-gönnen, wenn er sein Geld hier verzöhrte“. Aber da kamen in Nacht und Nebel 400 Franzosen bei Riegel über den Rhein und holten sich den Duc d'Enghien. Auch Galura berichtete darüber: „... in der Nacht vom 14./15. März besetzten sie Ettenheim und Offenburg, um etliche Franzosen, die während der Revolution sich dahin geflüchtet hatten, gefangen zu nehmen. Unter denen war auch der Herzog von Enghien, den sie nach kurzer Zeit grausam ermordeten“. — Im Schloßgraben von Vincennes wurde der Duc d'Enghien nach kurzer kriegsgerichtlicher Verhandlung erschossen. Galt das Völkerrecht nicht im neutralen Baden? Ein Protest aus Baden, inzwischen kurfürstlich, wurde nicht vernommen; die Prinzessin Rochefort wurde ausgewiesen, auf Verlangen Napoleons. Talleyrand, das umstrittene politische Genie, hatte Napoleon ermutigt, Enghien zu liquidieren, sagte aber nachträglich in schöner Unschuld: „Das war schlimmer als ein Verbrechen, das war ein Fehler“. Aber für solche Überlegungen zeigte sich der Mann, dem Gott „den mächtigsten Lebens-

hauch, der je den menschlichen Lehm beseelt hat“ (Chateaubriand), gegeben hatte, wenig sensibel. Und die „revolutionären“ Franzosen akzeptierten den Senatsbeschluß, Frankreich in ein erbliches Kaisertum zu verwandeln; das Empire begann, mit einem Kaiser, der selbstherrlicher war als der *roi soleil*, der Europa endgültig unter Frankreichs Führung zwang und der überall seine „Kollaborateure“, ja seine „Quislinge“ hatte⁵⁸⁾. Schicksalhaft für Baden: die Hochzeit des Kurprinzen Karl mit Stephanie Beauharnais, geb. 1789, Adoptivtochter Napoleons.⁵⁹⁾

Fast kurios macht sich für jene Jahre folgendes Problem aus: Die Breisacher Rheinbrücke war zerstört, die Franzosen schlugen den gemeinsamen Wiederaufbau vor. Präsident Greiffenegg kann aber seine landesständige Kommission nicht für den Brückenbau gewinnen, weil er nur dem Import von Luxuswaren aus dem Elsaß diene und weil vor allem „Schwaben und Wirtemberger wegen erleichterter Überfahrt über den Rhein sich ehender an dem der inneren Kraft nach besseren Elsässer Wein halten könnten“⁶⁰⁾.

Preßburg: 26. Dezember 1805

Sigismund von Reitzenstein, der „Begründer des badischen Staates“ (Franz Schnabel) sah gemeinsame Interessen Badens mit Frankreich; das „arrondierte“ Baden würde sich an Frankreich „anlehnen“ und ein Gegengewicht gegen Österreich bilden. Für ihn war die „territoriale Revolution“ im Südwesten so gewollt; deshalb schon der badische Sonderfrieden in Paris 1799 und seine Brautwerbung für den Kronprinzen in Frankreich. Der clevere Landvogt auf Rötteln, seit 1796 Gesandter in Paris, nutzte die Unruhe der europäischen Politik — bis zum Frieden von Preßburg am 26. 12. 1805, durch den auch der Breisgau und die Ortenau Kurbaden zugeteilt wurde. Villingen wurde zunächst württembergisch; möglicherweise war es eine sympathische Enttäuschung, als es dann doch noch „wenigstens“ badisch wurde. Freiburg war

wieder einmal französisch besetzt, als es damals nun badisch werden sollte, und es war der General Monard, Intendant des Breisgaus, der das Land dem Kurfürsten übergeben sollte. Greiffenegg war bestürzt „über die schmerzliche Trennung des Landes von seinem geliebtesten, mildreichen Vater“. Er bestätigte, aus Wien „das hochtraurige Befehlsschreiben“ am 14. Februar 1806 erhalten zu haben. „Dies mußte ich öfters beiseitelegen, um die Tränen zu trocknen.“⁶¹⁾

Aber offensichtlich waren die Texte von Preßburg, dem heutigen Bratislava, nicht ganz eindeutig; die „Besitzergreifungspatente“ wurden verschieden gelesen. Es gab dabei wohl auch etwas vage bzw. irre geographische Vorstellungen: Württemberg sollte z. B. einen „in württembergischen Besitzungen enklavierten Teil“ des Breisgaus erhalten; der existierte aber gar nicht. Als Grenzfluß wurde ein „Mohlbach“ angegeben, mysteriös! Bei Rheinfelden mündet aber ein „Möhlinbach“. Für Württemberg konnte dies also nur heißen: Auf nach Westen, Ersatz für Mömpelgard! Und Württembergs Truppen besetzten tatsächlich zwei Drittel des Breisgaus, St. Blasien, St. Peter. In Kirchzarten wurden Pfähle mit dem württembergischen Landeswappen aufgestellt⁶²⁾, der Talvogt Dr. Kupferschmid protestierte vergeblich, bis Ebnet rückte man vor die Tore Freiburgs. Da half nur noch ein Machtwort Napoleons, es wurde auf Bitten Badens hin gesprochen. Das stiefelförmige Herzogtum war etabliert, Baden blieb der Hauptnutznießer der „territorialen Revolution“ im Südwesten Deutschlands.

Und Baden war auch interessiert, im „Rheinbund“ eine enge Allianz zu bekommen, ein Bündnis gegen Österreich, gegen das „Reich“. Am 6. August 1806 folgte der Kaiser dem Ultimatum Napoleons und legte die Reichskrone nieder: „Das europäische Gleichgewicht war beseitigt und die Hegemonie Frankreichs vollendet, als die überlebenden Fürsten des Reiches in Frankreichs Botmäßigkeit — oder unter sein Protektorat, wie es in der offiziellen Sprache hieß — sich

begaben und dem historischen Zwange gehorchten, der nicht ein Befehl der Stunde war, sondern in der Geschichte eines halben Jahrhunderts sich vorbereitet hatte⁶³) (F. Schnabel).

Am 15. April 1806 fand im Freiburger Münster der feierliche Übergabeakt statt. General Monard überreichte dort dem Vertreter des Kurfürsten, von Draï, die Urkunde „im Namen des französischen Kaisers“. Und der Vertreter des Karlsruher Hofes antwortete: „Der Stifter dieses möglich größeren Glücks ist der Held des Zeitalters, Napoleon; zum ersten Gründer der Ausführung hat uns Gott den Kurfürsten Karl Friedrich noch aufbewahrt — den Landesvater und Biedermann, der seit 60 Jahren mit tugendhafter Mäßigung und menschenfreundlichen Anordnungen regiert⁶⁴). Die Huldigungsfeier der Freiburger Bürger am 30. Juni 1806 muß den Karlsruher Landesvater, dem darüber berichtet wurde, „bis zu Freudenthränen gerührt“ haben; wiederholt soll er geäußert haben: „O meine lieben Breisgauer⁶⁵).

Der Beitritt Badens in den Rheinbund bedeutete natürlich auch, daß Badener — also jetzt auch Freiburger, Offenburger, Konstanzer — am Krieg gegen Preußen teilnahmen (1806/07), in Spanien kämpften (1807/09), gegen Österreich zogen (1809) und schließlich nach Rußland (1812/13). Die vielen Ortschroniken berichten darüber, welch eine Not damit auch über die „Neu-Badener“ kam. So waren z. B. bei der „Expedition Hispania“ aus dem kleinen Umkirch fünf Soldaten dabei; davon ist einer gefallen, zwei sind verschollen⁶⁶). Viele sind desertiert bei solchen Zügen, und 1809 kämpften Freiburger Studenten in Tirol „auf der anderen Seite“: Die alte Sympathie für Habsburg, besonders auch der Studenten der alten Habsburger Hochschule, war noch zu lebendig⁶⁷). Die Studenten wollten zeigen, daß sich „Europas Freiheit unter Österreichs Fahnen flüchtet“. Und groß war die Freude im alten Vorderösterreich, als Napoleon bei Aspern gerade von Erzherzog Karl geschlagen wurde.

Aber die Völkerschicksale werden oft merkwürdig gelenkt: Im April 1810 ließ sich Napoleon von Mme Beauharnais scheiden, um Marie Luise, Tochter von Kaiser Franz zu heiraten. Metternich — seine Mutter Beatrix von Andlau ist übrigens auf Schloß Munzingen bei Freiburg geboren und hatte als 19jährige ihren einzigen Sohn 1773 zur Welt gebracht — hielt einen Kurswechsel gerade für opportun,

auch wenn sich der Habsburger zunächst dieser politischen Heirat widersetzte, ähnlich wie die französische Öffentlichkeit. Bereits 1811 wurde der künftige „Herzog von Reichstadt“ geboren. In den alten „Vorlanden“ kam man aus dem Staunen nicht mehr heraus . . .

Aber das Rad der Geschichte drehte sich immer schneller. In der „großen Armee“ marschierte ein gutes Drittel Deutscher. Die Badener hielten Napoleon länger die Treue als Preußen, Österreich und Bayern: Erst am 20. November 1813, also erst nach der „Völkerschlacht“, haben Reitzenstein und Wilhelm von Humboldt den Frontwechsel bewerkstelligt. 400 von 6000 Badenern sollen noch heimgekommen sein. Viele Ortschroniken dokumentieren das gigantische Desaster. Aber Großherzog Karl, seit 1811 an der Regierung, tat sich halt schwer als Schwiegersohn Napoleons.

„ . . . das Evangelium der Freiheit, mit dem Frankreich seine Kriege begonnen hatte, kam wie ein Wurfgeschloß auf Napoleon zurück.“⁶⁸) Aber „Freiheitskriege“, das bedeutete auch: Vom November 1813 bis Juli 1814 wurden allein in Freiburg fast 700 000 Soldaten fremder Heere gezählt — Bayern, Österreicher, Russen, Preußen, Württemberger, alle miteinander, nacheinander, durcheinander.⁶⁹) Truppendurchzüge jeden Tag, und dabei viele Verwundete, Todkranke; allein 848 österreichische Soldaten sollen auf einem Friedhof in St. Peter ruhen. Der Breisgau war ein riesiges Heerlager, auch ein Lazarett: „Unter 20 000 Kranken hat auch nicht ein einziger Hemd, Bettuch, Decke, Strohsack

oder Bettstelle bekommen⁴⁷⁰). Auch Ignaz Speckle berichtete, z. B. am 19. November 1813: „Beim nächtlichen Einmarsch der Kosaken versammelte sich auf dem Münsterplatz alles, was in der Nachbarschaft ist aufgeweckt worden. Mancher brachte Krüge mit Wein, Brantwein, Brot und was man gerade zur Erfrischung hatte. Man schrie Hurräh, die Kosaken umfiengen und küßten die Herbeigelaufenen wie ihre alten Freunde. Über die Aufführung dieser Leute spricht man verschieden. Die, welche in der Stadt sind, werden meistens gelobt. Sie seien ziemlich artig, nicht roh oder wild, munter und gesprächig, die meisten gut gekleidet. Von denen, so in Gundelfingen liegen, sagt man, daß 150 Mann seit gestern bereits 400 Maß Brantwein getrunken und nun Dirnen verlangt hätten. Ein Bauer von Gundelfingen wollte in Freiburg welche suchen, weil die Mädels am Ort entlaufen seien. Ob er gefunden ‚weiß ich nicht...‘. Der Stadtchronist Heinrich Schreiber notierte⁷¹): „Was Stadt und Land bei diesen Ereignissen litten, vermag wohl keine Feder auszuführen. Nichts seltenes war es, in geringen Bauernhöfen hundert bis zweihundert Mann Einquartierung zu finden, wobei der Ertrag eines ganzen Jahres dahinschwand. In dieser Zeit sah der Rhein auch in diesen Gegenden, seit Jahrhunderten wieder zum ersten Mal, Asiaten, mit Pfeil und Bogen ausgerüstet...“

Kaiserlicher Besuch

Über Weihnachten und zum Jahreswechsel 1813/14 hatte Freiburg allerhöchsten Besuch: Kaiser Franz erhielt einen triumphalen Empfang; man verglich seinen Charme mit der Statur des „ungelenken Großherzogs Karl“⁷²); die Künstler hielten das Ereignis fest⁷³). Aber mit ihm zusammen war auch Zar Alexander, auch König Wilhelm von Preußen. Dabei war auch der Graf von Artois, der Bruder Ludwigs XVI., der später als Karl X. regieren sollte. Und in Freiburg waren auch Fürst Metternich (u. a. zum Verwandtenbe-

such), der Freiherr vom Stein, Minister in russischen Diensten (den Ignaz Speckle beherbergte) und Wilhelm von Humboldt, der hier auch Zeit fand, mit Metternich zusammen den Münsterturm zu besteigen und darüber seiner Schwester zu schreiben:⁷⁴)

„Ich habe heute einen still genußreichen Tag gehabt. Als ich aufstand, war der Himmel ganz heiter, und die Sonne kam eben hinter den Bergen hervor. Dann arbeitete ich. Allein gegen ein Uhr holte ich Metternich ab, um auf den Turm zu gehen. Wenn Du Dich der Zeichnung erinnerst, so unmittelbar unter den acht als Dach oben zusammenlaufenden spitzigen Dreiecken, welche das Oberste bilden, ein Teil mit ungeheuer langen, ganz offenen Fenstern. Bis dahin geht man gewöhnlich, und von da an bis in die äußerste Spitze ist der Turm ganz leer und gleichsam ein großes ganz à jour gearbeitetes Gemach, ein himmlischer, ganz regelmäßiger, von den größten und edelsten Zieraten umgebener und aus den festesten Quadersteinen zusammengefügt Saal. In die tausend Öffnungen der Kuppel aber sieht der blaue Himmel herein, man kann sich keinen schöneren Anblick denken. Wie jeder Teil in einem absoluten Gleichgewicht ruht und alle so schlank, luftig und leicht in die Höhe streben, verliert die Steinmasse allen Anschein der Schwere, gleicht nicht wie die antiken und italienischen Kuppen einer toten Masse, die sich durch Streber und Gegenstreber hält, sondern einem lebendigen Körper, der eine von unten auf sich hebende Kraft besitzt...“

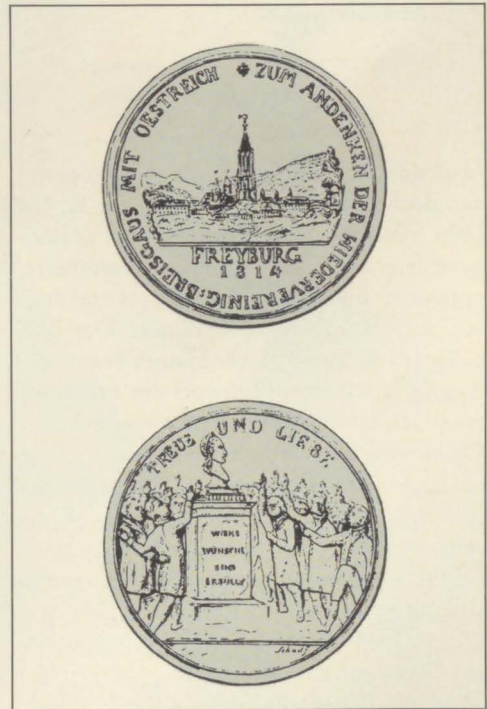
Aber „der Kaiser“ aus Wien stand natürlich im Mittelpunkt des Interesses — und der Hoffnungen. Speckle erwirkte z. B. am 21. 12. eine Privataudienz: „... endlich auf meinen Wunsch, wieder unter Österreichs Kaiser zu stehen etc... sagte SM, das hängt nicht allein von mir ab, aber beten Sie!“

Metternich stellte fest, die Breisgauer seien österreichischer als die Österreicher. Und die Kaiserhymne — „Gott erhalte Franz den Kaiser“ — ertönte immer wieder und immer lauter. Freiburg und der Breisgau waren begei-

stert. Speckle gab die Stimmung so wieder: „Kaiser Franz fesselt durch seine huldvolle Herablassung die demselben ohnehin ganz ergebenen Herzen der Freiburger und Breisgauer aufs neue. Jedermann hat Zutritt zu SM. Nur von einem Adjutanten begleitet gehet der Kaiser oft in und außer der Stadt, spricht mit denen, die ihm begegnen, unterhält sich auch mit Kindern, besucht die Gegenden um Freiburg, zeichnet sich durch Gnade und Wohltaten aus . . . SM scheinen den Aufenthalt in Freiburg zu lieben. Sie befinden sich besser als sonst nigends. In der Münsterkirche unterhielt sich der Kaiser lange mit dem Mesner Becker; sagte, daß in der ganzen Monarchie keine schönere Kirche sei . . .“.

Aber wollte diese „Null in Galauniform“ (so Napoleon über seinen neuen Schwiegervater) nicht engagierter um die alten Vorlande kämpfen — oder konnte er nicht? Als Franz im Juni 1814 nach Basel kam, schickten die Freiburger eine Delegation in die Schweiz mit der erneuten Bitte, er möge die Region doch wieder österreichisch machen. Der Kaiser reagierte, er werde „das Breisgau wohl wieder an sich ziehen“. In Freiburg nahmen dies manche schon als bare Münze und ließen eine Medaille prägen mit der Aufschrift: „Zum Andenken an die Wiedervereinigung Breisgaus mit Österreich — Unsere Wünsche sind erfüllt!“ Und als bei Jahresfrist Karlsruhe immer noch zuständig war, wurde die Jahreszahl 1814 optimistisch überprägt: 1815 — ein numismatischer Zeitzeuge⁷⁵). Die Freiburger wollten in ihrer Mehrheit Österreicher bleiben bzw. wieder werden, merkten aber allmählich mit Bitterkeit, daß der österreichische Vorbehalt bzgl. einer möglichen „Wiedervereinigung“ nur Deklamation war; die Alternative für Wien war tatsächlich Breisgau oder Salzburg. Hardenberg hätte nichts einzuwenden gehabt gegen einen österreichischen Breisgau, Stein wünschte Erzherzog Karl als Inhaber einer habsburgischen Sekundogenitur im Breisgau. Dagegen sprach der Wiener Generalstab, Schwarzenberg vor allem, der im Spätjahr 1813 ebenfalls in Frei-

burg gewesen war. Und der Widerstand von Karlsruhe war ausdauernd und erfolgreich — nicht zuletzt, weil die russische Zarin Elisabeth die Schwester des badischen Großherzogs war; der Zar rettete seinem Schwager die Breisgauer Beute definitiv. Die meisten nahmen's letztlich gelassen hin, gewöhnten sich an die „badische Ära“. Manche zeigten den Protest und wanderten aus, nach Österreich. Am deutlichsten wurde dies bei einer führenden Familie der Region, bei Wilhelm Josef von Sickingen. Er verkaufte seinen Besitz, das Schloß Ebnet und das Palais in der Freiburger Salzstraße, und zog nach Wien — „weil er nur den Kaiser in Wien als seinen Landesherrn anerkannte“⁷⁶). Auch Greiffenegg lehnte es ab, in großherzogliche Dienste zu treten. Geblieben sind viele Erinnerungen an die österreichische Vergangenheit bis heute.



2 Münzen 1814/15



Bertoldsbrunnen von 1807

Aber damals orientierte man sich, zögernd, nun doch nach Karlsruhe. Schon am 30. Juni 1806 hatte die Stadt Freiburg eine „Huldigungsfeier zu Ehren des neuen Landesherrn“ organisiert und man verwies dezent und deutlich auf die Zähringer Tradition. Der Bildhauer Franz Anton Xaver Hauser bekam den Auftrag, nach einem Entwurf des Freiburger Stadtrats Ferdinand Weiß, der von Friedrich Weinbrenner überarbeitet war, einen „Bertholdsbrunnen“ zu gestalten — ein „Denkmal der Herzoge von Züringen“. Es sollte den neuen Herrn „der ältesten Züringer-Stadt Freyburg“ gewogen machen und ihn an seine Ursprünge erinnern; bis zum Angriff vom 27. 11. 1944 dominierte die Brunnenstatue das Stadtzentrum. — Im Juli 1807 erschien noch eine Festschrift mit dem Titel: „Denkmal der Herzoge von Züringen, von der ältesten Züringer-Stadt Freyburg Ihrem Landes-

fürsten geweiht“. Hier wurde der Großherzog bejubelt, der „aus dem Stamme der Herzoge von Züringen entsprossen“ auch der „Älteste und Beste der Fürsten“ war, natürlich. Und fast beschwörend wurde auch geschrieben: „Bertholds des ersten Herzog von Züringen vierzundzwanzigster Urenkel war der hohen Schule, welche Albert Herzog von Österreich im Jahre 1456 hier stiftete, Erhalter und Vermehrer im Jahre 1806“.

Karlsruhe fand bald eine diplomatische Lösung, die anfängliche Verstimmung vergessen zu machen: Der Hof schickte Stephanie auf Reisen, nachdem ihr die Stadt Freiburg ein Panmelodikon (für 1600 Gulden, entnommen aus der Beurbarungskasse) aus Anlaß der Geburt einer Prinzessin geschenkt hatte. Schon unterwegs wurde sie lebhaft begrüßt, z. B. in Kenzingen, wo ihr ein Triumphbogen errichtet wurde mit der Inschrift: „Die Be-

wohner der Breisgauischen Grenzstadt Kenzingen huldigen Stephanie, Badens Durchlauchtigster Großherzogin, Tochter des größten Mannes der Zeit“. Am 11. September 1811 kam sie für einige Tage nach Freiburg, auch hier sehr gefeiert . . .

Feldbuchdrucker Herder

Am 7. Juli 1815 zogen freilich die Alliierten zum zweiten Mal in die Hauptstadt „des größten Mannes der Zeit.“ Am 11. September Allmacht ein Ende für immer. Im Gefolge des österreichischen Heeres zog damals — im Auftrag des Fürsten Metternich — auch ein

Pferdefuhrwerk mit einer kompletten Feldbuchdruckerei. Der Drucker mit dem Titel „Direktor der k. k. Feldbuchdruckerei“, der während des „Wiener Kongresses“ schon in der österreichischen Hauptstadt gearbeitet hatte, war beauftragt, Schlachtenberichte und Siegesmeldungen zu drucken. Er hieß Bartholomäus Herder, war Verleger und Buchhändler in Freiburg. Herder blieb nach dem 7. Juli 1815 noch zwei Monate in Paris, um sich im fortschrittlichen französischen Verlags- und Druckwesen kundig zu machen. Als Frucht seiner Reise gründete er danach in Freiburg eine Kunstdruckerei und ein kartographisches Institut⁷⁷⁾.



Bartholomäus Herder

Fast ein versöhnliches Ende. — Kein Thema dürfte in der neueren Geschichte Europas so diskutiert worden sein wie jene Zeitläufe, und vor allem: „Ein gelassenes Verhältnis zu Napoleon bringt kein Deutscher auf. Die besondere Art seiner Größe rührt in uns Saiten an, deren Schwingungen keine Harmonie ergeben“ (Fr. Sieburg). Das Pendel schwingt zwischen Heldenbewunderung und tiefstem Abscheu. Aber es ist eben auch der unvergleichliche Reichtum an Ideen, Figuren, Fakten in jenen Jahren, die die Phantasie nicht nur Europas beflügeln konnten und immer noch können — wirklich ein „Exerzierfeld des europäischen Geistes“ (Troeltsch). Aufregend und anregend ist für alle Zeiten der Widerspruch zwischen den Motiven und den Resultaten dieser Revolution und dieser Revolutionäre im französischen Volke jener Jahre — „einem Volk, so unveränderlich in seinen Instinkten, daß man es noch in den Porträts erkennt, die vor zwei oder drei Jahrtausenden gemacht wurden und gleichzeitig so schwankend in seinen Leidenschaften und Neigungen, daß es am Ende sich selbst ein unerwartetes Schauspiel gibt und ebenso überrascht ist wie die Fremden von dem, was es soeben getan hat . . .“ (Alexis de Tocqueville).

Faktum ist: 1789 ist die entscheidende Wendemarke der Neuzeit — trotz aller Exzesse.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. Lose Blätter aus dem lateinischen Tagebuche des Münsterpfarrherrn Bernhard Galura (1792—1805). Zum ersten Male mitgeteilt von Dr. phil. J. Riegel. In: Schau-ins-Land 1923, S. 1—16.

²⁾ Das Tagebuch von Ignaz Speckle. Abt von St. Peter im Schwarzwald. Bearbeitet von Ursmar Engelmann OSB. Kohlhammer 1966.

³⁾ Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde. Hrsg. von Fr. Metz. Rombach ¹1959, ²1976.

⁴⁾ Freiburg in der Neuzeit. Hrsg. von W. Müller. Konkordia Bühl 1972

⁵⁾ H. Kopf, Die Stadt Freiburg und der Breisgau unter der Herrschaft des Herzogs von Modena. Dargestellt auf Grund der Akten des Staatsarchivs

Modena. In: Schau-ins-Land 1958. S. 82 ff. Derselbe: Die Stadt Freiburg unter der Herrschaft des Herzogs von Modena . . . bei Müller, sh. Anm. 4
⁶⁾ Alfred Graf von Kageneck, Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau. Rombach Freiburg 1981. Mit reicher Bibliographie.

⁷⁾ Baden-Württemberg im Zeitalter Napoleons. 3 Bände Katalog. Stuttgart 1987

⁸⁾ Volker Press, Südwestdeutschland im Zeitalter der Franz. Revolution und Napoleons. In Band 2, S. 9 ff. sh. Anm. 7

⁹⁾ Stadtarchiv Freiburg: C 1 Polizeisachen 13 Sicherheit

¹⁰⁾ Vgl. Anm. 3, S. 67 ff. (Franz Huter)

¹¹⁾ Vgl. K.-H. Oldendorf, Die Errichtung des vorderösterreich. Regiments in Freiburg nach dem Dreißigjährigen Krieg. In: Müller . . . sh. Anm. 4

¹²⁾ So Paul Revellio in Metz . . . sh. Anm. 3

¹³⁾ So Hefe S. 271 in Metz, sh. Anm. 3

¹⁴⁾ Vgl. H. Kopf, Freiburg im Breisgau unter der Krone Frankreichs 1677 — 97. Verlag Alber Freiburg 1970.

¹⁵⁾ So Clemens Bauer: Freiburgs Wirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert. In: Müller sh. Anm. 4, S. 73 ff.

¹⁶⁾ Vgl. A. Ricker, Freiburg. Verlag Braun 1964. S. 88

¹⁷⁾ J. Alphons Lugo, 1797. In: Metz, sh. Anm. 3.

¹⁸⁾ Vgl. Kageneck a. a. O., S. 56

¹⁹⁾ Vgl. Wolfgang Hug, Sozialer und politischer Wandel am Oberrhein. In: Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart. Band 1 der Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg. 1986. S. 115.

²⁰⁾ J. Schlippe, Freiburger Bürgerhäuser der Louis-XVI-Zeit. In: Schau-ins-Land 1954. S. 138

²¹⁾ Vgl. Paul Stintzi, Der Sundgau. Verlag Schillingger 1985. S. 100

²²⁾ Vgl. Anm. 19, S. 117

²³⁾ Vgl. Anm. 19, S. 104

²⁴⁾ So Martin Wellmer bei Metz/Anm. 3, S. 332.

²⁵⁾ Stadtarchiv Freiburg: C 1 Polizeisachen 13 Sicherheit

²⁶⁾ Stadtarchiv Freiburg: C 1 Polizeisachen 13 Sicherheit

²⁷⁾²⁸⁾²⁹⁾³⁰⁾ Stadtarchiv Freiburg

³¹⁾ Vgl. zu Galura u. a.: E. Strobel, Bernhard Galura. Fürstbischof von Brixen. Ein bedeutender Sohn der Stadt Herbolzheim. In: Badische Heimat 1959. Heft 2/3

³²⁾ „Der Weltbott“/Straßburger Zeitung vom 27. September 1793. Zitiert bei Otto Langer: Altbreisachs Zerstörung durch die Franzosen im Jahr 1793. In: Schau-ins-Land 1893. S. 34 ff.

³³⁾ Vgl. Tulard/Fayard/Fierro: Histoire et dictionnaire de la Révolution française 1789—1799. Robert Laffont, Paris 1987. S. 85

- ³⁴⁾ Joseph Sarrazin, General Mirabeau Tonneau. In: Schau-ins-Land 1891. S. 69 ff. Im Freiburger Augustinermuseum gibt es eine kolorierte Lithographie: Mirabeau umgeben von seinen Offizieren.
- ³⁵⁾ Fr. Sieburg, Französische Geschichte. Scheffler Frankfurt. 1964. S. 115
- ³⁶⁾ Vgl. Vinzenz Kremp, Geschichte des Dorfes Umkirch. 1984. S. 387.
- ³⁷⁾ Vgl. Helmut Bender, Goethe in Bötzingen? In: Ekkhart 1979.
- ³⁸⁾ Vgl. P. Albert, Das Freiburger Bürgermilizcorps und sein Anteil an den Gefechten bei Wagstadt am 7. und 14. Juli 1796. In: Schau-ins-Land 1896.
- ³⁹⁾ Vgl. H. Schreiber, Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen. 1825. S. 63
- ⁴⁰⁾ Vgl. A. Schmid, Bad Rippoldsau. 800 Jahre Heimatgeschichte. Braun Karlsruhe 1966. S. 42
- ⁴¹⁾ Vgl. Anm. 38, Schau-ins-Land 1896
- ⁴²⁾ Zitiert bei Galura, a. a. O., S. 7
- ⁴³⁾ Vgl. H. Kopf, Greiffeneggs Geiselnahme. In: Schau-ins-Land 1980
- ⁴⁴⁾ Vgl. H. Kopf, Greiffeneggs „Abwesenheit“. In: Schau-ins-Land 1976/77. Kopf zitiert aus dem Archiv des französischen Kriegsministeriums in Vincennes.
- ⁴⁵⁾ Vgl. Ricker, a. a. O., Anm. 16. S. 100
- ⁴⁶⁾ Axel Gotthardt, Spielball im Länderroulett, oder: wie der Breisgau in zehn Jahren zu vier Landesherren kam. Im Katalog-Band I.1 wie Anm. 7. S. 121/2
- ⁴⁷⁾ Ricker, a. a. O., S. 101
- ⁴⁸⁾ Ricker, a. a. O., S. 102
- ⁴⁹⁾ Zitiert nach Anm. 36. S. 389
- ⁵⁰⁾ Vgl. Kopf, Anm. 5 und: H. Kopf, Greiffenegg. Aufstieg und Ausklang einer Familie. Schillinger Freiburg 1974.
- ⁵¹⁾ Vgl. Kopf, Anm. 5 Schau-ins-Land, S. 84
- ⁵²⁾ Vgl. Kopf, Anm. 5 — Müller: S. 96
- ⁵³⁾ Vgl. Rottecks nachgelassene Schriften. Bd. 4. 1843. S. 42
- ⁵⁴⁾ Sh. Anm. 5
- ⁵⁵⁾ Zitiert nach Kopf bei Müller, Anm. 5, S. 99
- ⁵⁶⁾ Fr. Sieburg, a. a. O., S. 128
- ⁵⁷⁾ Vgl. Kopf bei Müller, Anm. 5: S. 96
- ⁵⁸⁾ Fr. Sieburg, a. a. O., S. 123
- ⁵⁹⁾ Vgl. R. Haas, Stephanie Napoleon. Großherzogin von Baden. Ein Leben zwischen Frankreich und Deutschland 1789—1860. Mannheim 1976. Oder: Leonhard Müller, Stephanie Napoleon 1789—1860. In: Badische Heimat 1/1989.
- ⁶⁰⁾ Vgl. H. Kopf bei Müller, Anm. 5, S. 103
- ⁶¹⁾ Vgl. H. Kopf bei Müller, Anm. 5, S. 105
- ⁶²⁾ Vgl. u. a. F. Armbruster bei Metz, Anm. 3, S. 373.
- ⁶³⁾ Vgl. F. Schnabel, Empire und Klassizismus. In: Napoleon und Europa. Hrsg. von Heinz-Otto Sieburg. Kiepenheuer & Witsch 1971. S. 259.
- ⁶⁴⁾ Zitiert nach F. Laubenberger bei Müller, Anm. 5, S. 110
- ⁶⁵⁾ Laubenberger, a. a. O., S. 113
- ⁶⁶⁾ Vgl. Anm. 36, S. 390
- ⁶⁷⁾ Vgl. H. Mayer, Freiburger Studenten und die Tiroler Volkserhebung im Jahre 1809. In: Schau-ins-Land 1903. S. 21 ff.
- ⁶⁸⁾ Fr. Sieburg, a. a. O., S. 129
- ⁶⁹⁾ Vgl. A. Baumeister, Unser Freiburg damals. Herder 1985. S. 8
- ⁷⁰⁾ Vgl. W. Fahl, Aus jener Zeit, als der Jubel um den Kaiser Franz die Freiburger Glocken übertönte. In: Freiburger Almanach 1984, S. 65 ff.
- ⁷¹⁾ Vgl. Anm. 39, S. 55
- ⁷²⁾ Zitiert nach Gotthardt. vgl. Anm. 46, S. 121
- ⁷³⁾ Vgl. den kolorierten Stich im Freiburger Augustinermuseum: Einzug von Kaiser Franz in Freiburg, 15. 12. 1813
- ⁷⁴⁾ Vgl. Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Berlin 1910
- ⁷⁵⁾ Vgl. H. Bender, Pro Austria. Medaille und Gedenktafel Anno 1814. In: Freiburger Almanach 1977. S. 29/30
- ⁷⁶⁾ Vgl. Karl J. Rößler, Aus der Geschichte Ebnetts.²1977. S. 20
- ⁷⁷⁾ Vgl. H. Brücker, Bartholomäus Herder 1774—1839. Verleger-Drucker-Buchhändler. Herder 1989

Kommunikation
sichert
Zukunft

175 Jahre
KOMMUNIKATION
G. BRAUN

1988 feierte G. Braun seinen 175jährigen Geburtstag. Grund genug, die Geschichte, die Aufgaben und Ziele der G. Braun Druckerei und Verlage ein wenig ausgiebiger zu kommentieren.

In den ersten Jahrzehnten der Verlagsgeschichte verlegte G. Braun vorrangig Bücher. Dazu gehörten belletristische Werke, aber auch Fachbücher und Nachschlagewerke.

Schon Anfang unseres Jahrhunderts war G. Braun zu einem anerkannten deutschen Druck- und Verlagshaus aufgestiegen. Im Jahre 1913 würdigte die damalige Frankfurter Zeitung das 100jährige Jubiläum des Verlages mit einem ausführlichen Artikel.

Heute hat sich G. Braun zu einem modernen Kommunikationsbetrieb entwickelt. Drei Verlage geben Zeitschriften, Nachschlagewerke und Bücher heraus. Die moderne Druckerei gehört zu den innovativsten drucktechnischen Betrieben in der Bundesrepublik.

Zu G. Braun gehören auch Tochterunternehmen in Österreich und in der Schweiz.

Den elektronischen Medien widmet sich das Tochterunternehmen ACUM, das Filme und Videos herstellt. Consulting für Rundfunksender und die Entwicklung von Btx-Programmen gehören zum weiteren Angebot des Tochterunternehmens ACUM.

So trägt G. Braun durch die alten, bewährten und die neuen — inzwischen unentbehrlich gewordenen — Medien dazu bei, daß wichtige Kenntnisse und Erkenntnisse verbreitet werden, denn nur die offene und sachkundige Kommunikation zwischen den Menschen kann die Zukunft sichern.

G. BRAUN 
Druckerei und Verlage

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · Postfach 1709
7500 Karlsruhe 1 · Telefon (07 21) 165-0
Teletex 721187 · Telex 7825873 dgb d
(07 21) Fax 165 - 2 27 · Btx • 2 27 28 #

Die französische Revolution von 1789 und die Emigranten im Bodenseegebiet

Arnulf Moser, Konstanz

Die Französische Revolution von 1789 ist für die Gründung des modernen Frankreichs zum Mythos geworden. Ihre epochale Bedeutung stützt sich auf die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, die Verfassungsentwicklung und den Aufstieg des Bürgertums in einer veränderten Gesellschaft. Daneben taucht in den vielfältigen Formen von Gedenkveranstaltungen zur 200-Jahrfeier wie in den Medien auch die Rolle der beharrenden, gegenrevolutionären Kräfte auf, die auf den permanenten Konflikt in Frankreich zwischen Rechter und Linker seit 1789 hinweisen. Vor allem von konservativer Seite wird die Frage aufgeworfen, ob man angesichts des blutigen Bürgerkriegs in der Vendée (Westfrankreich), der geradezu als „Völkermord“ bezeichnet wird, und angesichts der massenhaften Emigration die Revolution heute überhaupt feiern darf. Die republikanische Tradition wird damit in Frage gestellt, und die Französische Revolution dient immer von neuem als Bezugspunkt für politische Aktualisierungen.

Phasen der Emigration

So wurde auch das Bodenseegebiet nach 1789 weniger vom Siegeszug der revolutionären Ideen erfaßt als vielmehr von der Kehrseite der Revolution, dem Exodus der Emigranten. Dafür sorgte schon am nördlichen Seeufer die vorderösterreichische Regierung, die im Auftrag Wiens sehr früh gegen die Infiltration durch Agenten und revolutionäre Flugschriften vorging und zugleich antifranzösische Traktate und Warnungen vor Verfassungstexten und Menschenrechtsdeklarationen verbreiten ließ. Auch gegenüber den Emi-

granten selber war das Mißtrauen sehr groß. Etwa 150 000 Franzosen verließen in mehreren Phasen und Wellen das Land, zuerst einige hohe Adlige im Sommer 1789. Eine der größten Wellen ergab sich 1792, als viele Geistliche sich weigerten, den Eid auf die neue Kirchenverfassung und dann auf die Republik zu leisten. Insgesamt überwog aber die Emigration des Dritten Standes, was mit der Massenflucht aus einigen besonders unruhigen Departements bzw. aus den Grenzgebieten zusammenhängt.

Von den verschiedenen Wellen erreichte die Massenflucht der Geistlichen im Herbst 1792 über Savoyen und die Schweiz das Bodenseegebiet. Bis zum Jahresende hielten sich in Konstanz bereits 850 Emigranten auf, darunter etwa 300 Geistliche. Eine Zäsur ergab sich im Sommer 1796, als General Moreau auf seinem Feldzug durch Süddeutschland vorübergehend Konstanz besetzte. Eine zweite Welle erreichte das Bodenseegebiet im Jahre 1798, als auf französischen Druck alle Emigranten das Gebiet der neuen Helvetischen Republik verlassen mußten. Nun stieg die Konstanzer Kolonie auf über 2000 Personen an.

Die Landstadt Konstanz

Daß nun ausgerechnet die vorderösterreichische Landstadt Konstanz sich zu einem der großen europäischen Emigrantenzentren, insbesondere der geistlichen Emigration, entwickelte, hängt nicht nur mit der Lage zur Schweiz zusammen, sondern auch mit Entscheidungen der österreichischen Regierung, sowie den Bemühungen des Stadthauptmanns Franz von Blanc, der immer wieder Projekte zur Entwicklung der Stadt vorantrieb.

Nach den Reiseberichten des ausgehenden 18. Jahrhunderts war die Stadt ziemlich heruntergekommen, sie galt als klerikal und ohne bedeutendes wirtschaftliches Leben:

„Sie ist außerordentlich entvölkert und tot. Wenig Menschen erblickt man auf den Straßen. Ihr Umfang ist auch nicht von Betrachtlichkeit und im rechten und wahren Gesichtspunkt betrachtet arm. An Bibliotheken ist Konstanz arm und an Gelehrten von Profession leer“ (1781).

(O. Feger, Konstanz im Spiegel der Zeiten, Konstanz 1952, S. 129).

Die Genfer Emigrantenkolonie, die 1785 zur Gewerbeförderung in die Stadt geholt worden war und aus Textilfabrikanten und Uhrmachern bestand, befand sich bereits wieder auf dem Niedergang.

Die geistliche Kolonie

Gerade die Gruppe der französischen Geistlichen, die die Konstanzer Emigrantenkolonie am meisten geprägt hat, dürfte nicht gerade den Erwartungen des Stadtkommandanten zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt entsprochen haben. Ihre Zahl stieg auf über 500 an, darunter 15 Bischöfe, an ihrer Spitze der Erzbischof von Paris, gewissermaßen das Oberhaupt der Kolonie. Die Versorgung dieser Gruppe warf erhebliche Probleme auf, denn die meisten Geistlichen waren völlig mittellos, sie hatten keine zusätzlichen Berufsfertigkeiten und waren wegen mangelnder Sprachkenntnisse nicht an Pfarreien zu vermitteln. Nur das Lesen lateinischer Messen bedeutete eine regelmäßige Einnahmequelle. So brachten die Frauen der Emigranten den Geistlichen das Stricken und Sticken bei, womit sie tatsächlich etwas Geld verdienen konnten. Einige Geistliche arbeiteten in Mühlen, Schmieden, Wäschereien, Kerzen- und Tabakgeschäften.

Die französischen Bischöfe in Konstanz bauten eine eigene Hilfsorganisation auf, die ihre Fühler über ganz Europa ausstreckte. Zunächst ging ein Empfehlungsschreiben des

Papstes an alle deutschen Bischöfe, in dem er diese zu Spenden und Sammlungen für Konstanz aufforderte. Dann wurden Anleihen bei Schweizer Klöstern aufgenommen, und schließlich schickte man Sammler aus von Italien bis nach Rußland. Am meisten ärgerte man sich in Konstanz über die Zurückhaltung der reichen oberschwäbischen Klöster wie Weingarten oder Zwiefalten, die wenig spendeten, kaum Emigranten aufnahmen und gelegentlich sogar die Hunde auf die Sammler hetzten. Mit dem gesammelten Geld richteten die Bischöfe in Konstanz eine Hilfskasse ein, aus der arme Geistliche Geldspenden, Reise- und Mietbeihilfen erhielten, ferner einen gemeinsamen Mittagstisch, bei dem die Ärmsten umsonst essen konnten. Die Zubereitung und die Bedienung übernahmen die Emigranten selber. Die Konstanzer Geistlichkeit veranstaltete Wohltätigkeitskonzerte und unterstützte das Hilfswerk finanziell. Über die Geistlichen wurde die Bevölkerung zu regelmäßigen Geld- und Lebensmittelspenden aufgerufen.

Außerdem gründeten die Franzosen ein eigenes Spital, und für die Gottesdienste erhielten sie die Franziskanerkirche zugewiesen. Um Geld zu beschaffen, bauten die Geistlichen auch eine Druckerei auf, in der Gebetbücher, Gedichte, aber auch Sendschreiben an die Priester im Exil und an die in Frankreich zurückgebliebenen Anhänger gedruckt wurden. Denn in Konstanz wurden regelmäßige Bischofskonferenzen abgehalten, um eine einheitliche Bewertung der kirchenpolitischen und revolutionären Vorgänge in Frankreich zu erreichen. Das wichtigste Buch, das in Konstanz zu dieser Zeit erschien, war die konservative politische Theorie des emigrierten Grafen L. G. A. de Bonald (*Théorie du pouvoir politique et religieux dans la société civile, démontrée par le raisonnement et par l'histoire*, 1796).

Offiziere im Exil

Neben Geistlichen wohnten von Anfang an auch Angehörige von Offizieren der Emi-

Bekanntmachung.

Um den unvermeidlichen Nachtheilen vorzubeugen, welche daraus entstehen, wenn junge und unerfahrene Weibspersonen mit den zurückgeliebenen Condeischen Offiziers, oder andern Emigranten, durch Versprechungen, oder Geschenke verleitet, ihren Vaterort verlassen, und mit ihnen aus der Provinz ziehen, hat die Hochlöbl. K. K. B. Oe. Regierung und Kammer durch Regimentsrescript vom zoten vorigen Monats, verordnet, von nun an keiner minderjährigen Weibsperson zu gestatten, daß sie mit Offiziers vom Prinz Condé's Corps, oder mit andern Emigranten die diesseitigen Lande verlasse; es wäre denn, sie könnte sich legal anweisen, daß sie dadurch über Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder eine standhafte und der Sittlichkeit angemessene Versorgung durch Heurath erhalte; wofür die Eltern und Vormünder mit dem verantwortlich gemacht werden, daß sie nicht nur allein in jedem Uebertretungsfall dafür zu haften haben, sondern auch bey Entdeckung einer Nachlässigkeit oder Mitschuld von ihrer Seite zur gebührenden Strafe werden gezogen werden; so wie jede ohne obrigkeitliche Erlaubniß auf solche Art auswandernde Weibsperson, sie möge minder oder volljährig seyn, nach der ganzen Strenge des Auswanderungspatents behandelt, und mit der darinn enthaltenen Strafe belegt werden soll.

Wo übrigens solche ohne obrigkeitliche Erlaubniß auswandernde Weibspersonen, wenn sie wieder zurückkommen, nach den Gesetzen über politische Verbrechen als feindlich mit ihrem Körper Gewerkschreibende Dürern noch insbesondre von ihrer betreffenden obrigkeitlichen Obrigkeit zu bestrafen seyn.

Dr. Lehry.

Ex Consilio Magistratus Konstanz den 14. August 1798.
K. K. 17.

Die vorderösterreichische Regierung verbietet minderjährigen Frauen, mit den Offizieren des Corps Condé wegzuziehen.

(Vorderösterreichische Provinzialblätter, 17. August 1798)

Bekanntmachung.

Jungfer Theresia Schneider, in der Augustinergasse Nro. 507. hat die Ehre dem Publikum anzuzeigen, daß von künftigen Sonntag als den 18 ten August angefangen täglich bey ihr zu Essen hergegeben wird, und zwar ganz nach französischer Manier zubereitet, sie versichert zum voraus diejenigen, so ihr die Ehre ihres Besuchs gönnen, daß sie in Betreff der Reinlichkeit u. Güte so wohl als Auswahl der Speisen sehr vergnügt seyn werden.

Für Bequemlichkeit blinziger Herren Bürger wird Abends 5 Uhr bis 10 Uhr ein extra Zimmer in Bereitschaft gehalten, wo sie mit verschiedenen Weinen, und Eßwaaren sich besessen wird, selbste bestens zu bedienen. Uebrigens warnt sie münzlich auf ihren Namen hin, nichts auf Credit zu geben, indem sie weder bezahlt noch dafür haftet.
Konstanz, den 15ten August 1799.

Mademoiselle Therese Schneider, rue des Augustin Nro. 507. à l'honneur de prévenir le public, que Dimanche 18 Aoust elle Commencera à donner à manger à la manière des restaurateurs Français; elle espère que les personnes qui viendront chez elle Seront satisfait de la propreté & de la bonté du Cuisinier.

Elle prévient les bourgeois de Constance, qu'il y aura chez elle, une Chambre particuliere pour eux, où on trouvera tous les Soirs, depuis cinq heures, jusqu' à dix, plusieurs qualités de vin, & différentes Choses à manger. Les Marchands, sont prié de ne rien donner à Credit à personne qui viendrait demander sur le Compte de Mademoiselle Theres Schneider, elle prévient qu'elle ne payera rien de ces Sortes de dettes.

Konstanz, le 15 Aug. 1799.

Eröffnung eines französischen Restaurants in Konstanz mit einem Extra-Zimmer für die Konstanzer Bürger.

(Volksfreund, 19. August 1799)

Verzeichnis der Konstanzer Emigranten vom 15. Juni 1798

	Geistliche		Weltliche Personen				Summe		
	m.	w.	m.	w.	Kinder m. w.	Diener m. w.			
Emigranten	501	3	486	114	60	73	94	71	1402
Offiziere Prinz Condé			184	3	2	3	10	1	203
Lyoner Kolonie			15	9	6	11	18	4	63
Genfer Kolonie			38	29	29	10	13	21	140
Offiziere Corps Bourbon			26	2	–	–	9	1	38
Offiziere General Dumouriez			50	3	1	3	7	3	67
Summen	501	3	799	160	98	100	151	101	1913

(Generallandesarchiv Karlsruhe 209/1151)

Verz. d. Konstanzer Emigranten

grantenarmeen in Konstanz, später auch Offiziere selber. Zunächst handelte es sich um Offiziere, die mit dem girondistischen General Dumouriez zu den Österreichern übergelaufen waren, dann um Offiziere des Korps Condé, dessen Hauptquartier 1797 in Überlingen lag. Mit der Ruhe am Ort war es nun vorbei. Es häuften sich die Klagen über Unmoral, Jagdfrevel, Duelle und Glücksspiele. Doch der Stadthauptmann war auch an der Niederlassung dieser Gruppe interessiert, damit Konstanz keine „mit leeren Häusern bedeckte Wüstung“ würde. So ließen sich weitere Offiziere hier nieder, als das Korps Condé im Herbst 1797 in russischen Sold übergang und nach Rußland aufbrach. Der makabre Höhepunkt des Konstanzer Emigrationsgeschehens war am 7. Oktober 1799 erreicht, als sich innerhalb der Stadt Franzosen in russischer Uniform und Franzosen der napoleonischen Truppen blutige Kämpfe lieferten, an deren Ende die Besetzung der Stadt durch die Truppen Napoleons bis 1801 und die Zerstörung der Rheinbrücke stand. Die Emigrantenkolonie hatte sich in alle Winde zerstreut.

Alltag

An den Werktagen gingen die Emigranten ihren Beschäftigungen nach; so konnte man den Erzbischof von Paris auf dem Markt beim Gemüseinkauf treffen. Man besuchte sich gegenseitig, es gab Konzerte, aber wenig Bälle und Schauspiele. Immerhin waren die Speisekarten der Fastnachtsbälle in dieser Zeit zweisprachig. Wohlhabende Emigranten ließen sich von dem Konstanzer Maler Wendelin Mosbrugger porträtieren. Im Sommer, wenn man Ausflüge in die Umgebung machen konnte, hatte das Leben auch angenehmere Züge. Insgesamt war das Verhältnis zwischen Einheimischen und Emigranten gut, jedenfalls besser als zwischen Genfern und Konstanzern. Die Qualität der Lebensmittel wurde als gut und billig bezeichnet, mit Ausnahme des Bodenseeweiens, den die Franzosen für ungenießbar hielten. Abbé Lambert schrieb über die Konstanzer:

„Die Einwohner sind gute Deutsche, träge und wenig entgegenkommend, aber im Grunde gutmütig und wohlthätig. Ihre gleichgültige

Nro.

XLV.

Obrigkeithl.

privilegirtes



Konstanziſches Intelligenz-Blat,

mit angehängten

Annalen, oder Zeitungs-Neuigkeiten.

Freytags den 9. Nov. 1792.

Ankommende Fremde im Adler,
vom 1 bis 8 Nov. 1792.

Mr. & Mad. la Marquise de Boiffe,
Mr. & Mad. la Comtesse de Neize,
François. Hr. Rauch, von Hiskirch.
Mad. la Marquise d'Albertas, Mad de
St. Pens, François. Monseign. l'Ar-
che-Eveque de Paris, avec sa Famille.
Mad. la Comtesse de Labriffe, Mr. le
Marquis de Deimontier avec leurs fa-
mille, François. 2 Mrs. de Lambert,
Officiers François. Mr le Comte de
Juliac, Mr. le Marquis de Cluzel, Of-
ficiers François. Ein geistlicher Herr
aus Luzern. Hr. Weinhart, und Hr.
Schmitter, Mahler v Kronburg. 5 Hrn.
B. v. Bodmann, von Bodmann. Hr.
Landrath von Stab, von Freyburg.
Mr. le Vicomte de Briffe, François
Mad. la Marquise de Bracontale avec
la famille, François

Lamm.

Mrs. Reuillet de Moulinsen Bour-
bonnois, prêtre François. Mrs. Sin-
geline, & Kaullmann, d'Alsace. Mrs.

André, & Jaque Callin, & Montma-
reau, prêtres François. Hr. Raithe,
Offizier. Müllerbach mit seiner Famili-
e, von Freyburg. Hr. Gulden von
Markdorf. Hr. Doktor Störkel, Vices
Fiscal, von Freyburg. Hr. Sebastian
Fahrmann von Winningen, Handels-
mann. Mr. Drevou de la Sanlle, du
Dauphiné, & servaut dans l'armée de
Prince. Mr Nicolas Daubrive, Prier
François. Jean Caspar Faurage, Chor,
herr auß dem Elß. Hr. Cassella,
Handelsmann aus Italien, selb 2ter.
Mrs de la Tour, Officiers du Regi-
ment d'Unloch. in Rön. Sardinischen
Diensten, aus Savoyen, mit Bedi-
nten. Die Botten von Biberach, und
Wurmtingen. Mr Straubhar, Curé
de Still, proche Molsheim. Mrs. Fleu-
ry Bouget, du Tour, André, Silvain,
tous de Languedoc.

Krauz.

Mr. Gibelin, Mr. Glatz, de Soleu-
re. Mr. Merier, de Berne. Hr. Ritz
Offizier Tschner saint Grau. Hr. Rith,

und faule Veranlagung kann man vielleicht auf die reichen Spenden des Spitals zurückführen, welche den Fleiß lähmen und die Arbeitslust hemmen . . . Alles Handwerk steckt in den Kinderschuhen. Unsere bequeme Lebensart in Frankreich ist hier unbekannt. Vier Pfosten tragen die Stühle, die hinten eine Rückenstütze haben; alles ist aus Holz und im wahren Sinne des Wortes mit der Axt zugehauen. Nur selten sieht man Stühle aus Stroh. Ein Schrank und ein Tisch, hergestellt wie die Stühle, ein Holzbett von gleicher Eleganz, mit Säcken aus Laub, zwei Federbetten, drei bis vier Daumen dick, eines als Matratze, eines als Decke, zwei Leintücher, ebenso lang wie das Bett: das ist die ganze Ausstattung der Zimmer in Konstanz, und besonders jener Räume, die an Fremde vermietet werden.“ (O. Feger, S. 167 f.)

Ein spezielles Problem für die Emigranten bestand in der Schwierigkeit, sich über die Lage in Frankreich zu informieren, denn der Bezug von Pariser Zeitungen war verboten. Nur der Erzbischof von Paris durfte den „Moniteur“ abonnieren. So gab es immer einen großen Auflauf auf der Marktstätte, wenn die Postkutsche kam und Post brachte. Hier wurden die neuesten Nachrichten und Gerüchte ausgetauscht.

Bei Sterbefällen amtierte eine städtische Kommission, deren Protokolle auch von Vertretern der Kolonie unterzeichnet wurden, bei Adligen wurde das vorderösterreichische Adelsgericht eingeschaltet. Die Nachlaßregelungen waren oft kompliziert, etwa wenn die Erben nicht zu ermitteln waren oder in Frankreich lebten, wohin in Kriegszeiten nichts überwiesen werden durfte. Bei Schulden mußte der Nachlaß versteigert werden, und mancher Gläubiger wurde auf vage Vermögenswerte in Frankreich vertröstet.

Heiraten zwischen Emigranten und Konstanzer Frauen blieben ziemlich selten. Die Frage des Bürgerrechts spielte dabei eine wichtige Rolle, d. h., es war nicht beabsichtigt, Franzosen über eine Heirat einzubürgern. Leich-

ter war es mit der Heiratsgenehmigung, wenn die Frau von vornherein auf das Bürgerrecht verzichtete. Umgekehrt ist weder etwas bekannt über Heiraten zwischen Konstanzern und französischen Frauen noch über sogenannte Affären.

Emigranten als Wirtschaftsfaktor

Bei den Offizieren, den übrigen Adligen und bei den Bürgerlichen achtete man strenger als bei den Geistlichen darauf, daß nur Emigranten zugelassen wurden, die über ausreichende Mittel verfügten und somit der Stadt nicht zur Last fielen. Zunächst profitierten die Wohnungsvermieter und die Gastwirte vom Strom der Emigranten. Besonders deutlich wurde dies bei der Emigrantenwelle von 1798, als der Stadthauptmann dagegen einschreiten mußte, daß alte Emigranten vor die Tür gesetzt wurden und neue zu überhöhten Mieten hereingenommen wurden. Mieterhöhungen wurden auf 25% begrenzt.

Man findet in Konstanz adlige Franzosen, die ihr Vermögen rechtzeitig verflüssigen konnten und hier mit Koch, Kutscher und Dienern einen herrschaftlichen Haushalt führten. Es gab aber auch Adlige, die für die Bauern der Umgebung strickten oder die von der Arbeit ihrer Diener leben mußten. Insgesamt galt Konstanz aber als billig unter den Emigrantenorten.

Zu den ursprünglichen Zielen dieser Emigrantenansiedlung gehörte wie schon bei den Genfern die Gewerbeförderung. Von dieser Möglichkeit machten einige Textilunternehmer aus Lyon Gebrauch, deren Heimatstadt nach einem Aufstand gegen die Pariser Jakobiner schwer gestraft worden war. Sie mieteten hier Zunfthäuser und produzierten Stikkereien, Garne und Hüte. Sie brachten zunächst ihre Arbeitskräfte mit, stellten aber nach und nach auch einige deutsche Arbeiter ein, was dem ursprünglichen Sinn dieser Ansiedlung entsprach, doch arbeiteten sie lieber mit Franzosen. In den Emigrantenlisten tauchen die Lyoner als gesonderte Gruppe mit

Moi *Jean Baptiste Le Ferre*

étant par la grace de Sa Majesté François II. Empereur & Roi, admis à la qualité de son sujet dans sa ville de Constance, je prette comme tel foi & hommage à sa dite Majesté, promets obéissance à ses loix & ordonnances ainsi qu'attachement fidel à la Constitution de son gouvernement, & prends Dieu à Témoin de tout ce que je viens de prononcer aussi sincérement, que je desire, qu'il soit mon Aide.

Serment prononcé devant Monsieur le capitaine de la ville, comme Commissaire de la régence Impériale & Royale de l'Autriche antérieure, & Monsieur le Bourg-mestre.

à Constance le 21 Mars 1795

par
Jean Baptiste Le Ferre

etwa 100 Personen auf. Als einzige erhielten diese Unternehmer das Konstanzer Bürgerrecht, ihre Bürgereide in französischer Sprache sind erhalten. Gegenüber ihren Landsleuten scheinen sie sich nicht besonders wohlthätig verhalten zu haben. Daß ihre Gewerbetätigkeit eine gewisse Bedeutung erlangt hatte, ergibt sich daraus, daß die französische Direktorialregierung 1796 dem General Moreau bei seinem Feldzug durch Süddeutschland auftrag, bei der Besetzung der Stadt alle Textilmaschinen zu demontieren und nach Frankreich zu schaffen, sowie alle Zulieferfir-

men zu zerstören. Man wollte dafür der Stadt Konstanz eine geringere Kriegskontribution auferlegen. Zur Begründung gab die französische Regierung an:

„Aufgrund ihrer vorteilhaften geographischen Lage haben die in Konstanz gegründeten Seidenmanufakturen denen von Lyon zu allen Zeiten großen Schaden zugefügt. Gegenwärtig treten die Auswirkungen des Konkurrenzkampfes für diese Handelsbranche weit spürbarer in Erscheinung als früher. Während der unglückseligen Schreckensherrschaft sind etliche Bürger aus Lyon nach

Konstanz geflohen und brachten den vollendeten Geschmack, der sie auszeichnet, mit in diese Stadt. Falls sie Nachwuchs ausbildeten, würden sie ihn in Konstanz verewigen.

Wir hegen die Befürchtung, daß ein längerer Aufenthalt dieser französischen Handwerker in einem fremden Land, das mit dem Herzen Deutschlands in Verbindung steht, einerseits die Bewohner dieses Landstrichs an einen Industriezweig gewöhnt, zu dem sie es bisher noch nicht gebracht hatten, und es andererseits für die Kunden der umliegenden Gegenden zur Sitte wird, sich beim Einkauf aller Gegenstände des Luxus und der Eleganz, die sie von uns abhängig machen, nicht mehr an die Manufakturen Lyons zu halten.“

(W. Markov. Revolution im Zeugenstand. Frankreich 1789—1799, Bd. 2, Frankfurt 1987, S. 696)

Allerdings durften die französischen Unternehmen keinen Einzelhandel betreiben, denn sobald die Interessen der Konstanzer Geschäfte und Gewerbetreibenden betroffen waren, reagierte die Verwaltung mit Einschränkungen und Verboten. Die Beeinträchtigung des örtlichen Gewerbes mußte jedoch nachgewiesen werden. So wurde ein französischer Pastetenbäcker, der auf den Spazierwegen Gebäck verkaufen wollte, erst dann abgewiesen, als die einheimischen Bäcker erklärten, die gleiche Leistung anbieten zu können. Zugelassen wurde dagegen ein Pariser Modengeschäft sowie zahlreiche französische Restaurants und Cafés, da die Franzosen Probleme mit der deutschen Küche hatten. Nicht erwünscht waren zunächst französische Ärzte, doch durfte schließlich ein Militärarzt der Condé-Truppen Emigranten behandeln, aber keine Entbindungen durchführen und keine Arzneien herstellen.

Umgekehrt bot der Emigrantenstrom der Konstanzer Geschäftswelt ganz neue Möglichkeiten. In französischen und zweisprachigen Anzeigen warben die Geschäfte in den Zeitungen für Schmuck, Wein, Geschirr, Magenessenzen, Schokolade, Brantwein, Stoffe, Kerzen, Holzkohle und Blutreinigungspillen.

Auch Wohnungen und Stellen wurden teilweise schon über die Zeitungen vermittelt. Die Buchhändler druckten Kalender und Gebetbücher für die Franzosen, die Leihbüchereien und Buchhändler boten französische Bücher an, soweit sie von der Zensur zugelassen waren. Eine gewisse Bedeutung erlangte dabei der Handel mit Wörterbüchern und Grammatiken, da lernwillige Franzosen die deutsche Sprache lieber nach Büchern als nach dem Konstanzer Dialekt lernten.

Territoriale Umgestaltung?

Von der territorialen Umwälzung Europas in der napoleonischen Zeit blieben weder die vorderösterreichischen Länder noch Vorarlberg noch die Schweiz verschont. So verlangte der französische General Oudinot während einer kurzen Besetzung der Stadt im Frühjahr 1799 nach den Gefechten von Ostrach und Stockach, die Stadt Konstanz solle sich der neuen Helvetischen Republik, also dem neugegründeten Kanton Thurgau anschließen. In einer gedruckten „Erklärung über den vom französischen General Oudinot auf Anstiftung des Luzerner Directoriums der Stadt Konstanz forcierten Antrag, sich an die Schweiz anzuschließen und dem Hause Österreich meineidig zu werden“ trug die Stadt ihre Argumente für ein Verbleiben bei Österreich vor:

„Seit Jahrhunderten ist die Stadt der österreichischen Gerichtsbarkeit zugetan; die Regierung ist gegen uns gelinde: wir zahlen der Abgaben wenige, genießen hingegen der bürgerlichen Freiheiten viele, so viele, als man schwerlich in irgendeiner Monarchie genießen wird. Wahr ist es, unser Wohlstand ist nicht glänzend, aber wir finden uns hinlänglich entschädigt im reichern Genusse bürgerlicher Freiheiten. Dies Geständnis sind wir der Wahrheit und Dankbarkeit schuldig.“

(Archiv Dr. Leiner, Konstanz)

Oudinot insistierte nicht, und so wurde Konstanz Anfang 1806 ohne große Begeisterung badisch.

Anzeige.

Den 22sten des Novembers — Abends 5 Uhr wird auf dem Theatersaale zu Konstanz Konzert gegeben. Die Eintrittsgelder sind zur Unterstützung der dürftigern französischen Geistlichen — die nun unglückliches Opfer der drückendsten Armuth sind — bestimmt; daher bleibt es dem edlen — menschenfreundlichen Herzen eines jeden Freundes der Musik überlassen, die Einlage nach seiner eigenen Willkühr zu bestimmen. Wir sehnen einem zahlreichen Besuche entgegen, und unser ernstes Bemühen, durch gut gewählte Stücke der besten Meister dem Wunsche jedes Musikfreundes zu entsprechen, soll in etwas die wohlthätigen Gesinnungen lohnen, die wir durch diesen Plan zu beleben suchen.

Le 22 Novembre à 5 heure du soir on donnera un grand Concert dans la salle du théâtre. Le prix d'entrée fera destiné pour subvenir aux besoins des Prêtres françois; que leur malheureuse situation rend dignes de la compassion de tout homme sensible. On ne fixe point de prix, on s'en rapporte à la générosité d'un chacun.

AU NOM DE LA RÉPUBLIQUE.

RESPECT AUX PERSONNES ET AUX PROPRIÉTÉS.

Il est deffendu à la Garnison et à tous Militaires passant par Constance de prendre aucuns fruits des Arbres qui sont dans la Plantation autérieure à la Ville entre les deux Portes.

Il est egalement deffendu d'entrer dans aucun jardin ou champs de légumes pour y piller et commettre du désordre sous peine d'être puni selon la rigueur des loix Militaires.

Les habitans et Propriétaires des champs et jardins sont autorisés à se saisir des Pillards et deles ammener au Commandant de la Place.

A Constance le 6. Thermidor an 8.

*Le Chef de Brigade, Commandant la
Place de Constance*

R. CHAPELLE.

*Vu et approuvé par le Général de Bri-
gade Commandant s'arrondissement
de Constance*

J. G. MARCHAND.

Der Kommandant der republikanischen Besatzungstruppen verbietet den Soldaten das Plündern der Gemüsegärten von Konstanz. 25. Juli 1800

Stadtarchiv Konstanz

Liebe Mitbürger und übrige Inwohner dieser Stadt!

Die bitterste Noth bringet neuerlich an jene der zu uns gehörenden französischen Priester, welche in sparsamer Gemeinschaft aus christlicher Wohlthätigkeit leben, und ohne Wiederholung unseres Bessersandes ihrem harten Schicksal nächstens unterliegen müßten.

Lasset uns also zur Hülfe kommen, wo die Hülfe so nothwendig und so wohl verdient ist. Es sey auch ferne von uns zu fragen, warum der Allmächtige diese unschuldigen Opfer so lang im Elende schmachten lasse! ja, wir betben vielmehr die Wege der göttlichen Vorsehung an, von welcher wir nur so viel wissen, daß sie unerschöpflich ist, und daß wir uns, wenn wir einmal das Unrige gethan haben, derselben mit kindlichem Vertrauen überlassen können. Wir wissen auch, daß die Mildthätigkeit des Armen das Feld ist, auf welchem der an Gotteswort glaubet, für die Ewigkeit erndet.

Was ihr den Armen thut,
habt ihr mir gethan!

O! wie deutlich ist diese Verheißung!

Doch, wenn der Christ sich fraget, ob er zum Wohlthun reich genug sey, so muß er sich in Gedanken vor das Ansehende des Allwissenden hinstellen, und da sich antworten; da muß er ja schon mit seinem Ueberschuß so rechnen, wie ihm einst das Gericht Gottes, nach dem Sinne des Evangeliums, das ihm verliehene Talent vorrechnen wird. Auch nach der menschlichen Rechnung ist dasjenige Ueberschuß, was man ohne eigene Noth entbehren, oder durch einen leichten Abbruch ersizen kann. Derjenige, der auch nur wenig entbehren kann, und dieses Bei: iage dem Nothleidenden mittheilet, giebt eben so viel und oft mehr als der Reiche, der demselben eine Hand voll Gold hinstrecket. Lasset uns also vor Gott reich werden, liebe Freunde! da wir diesen eben so getreuen, als lang geprüften Dienern seines Altars beschybringen, und dadurch zugleich die göttliche Obsorge vergelten, welche uns in dieser gefährlichen Zeit nicht nur vor den Hauptdrangsalen des Krieges bewahret, sondern auch noch aus Veranlassung desselben in verschiedenen Stücken besonders gesegnet hat.

Und nun möge auch der nämliche Segen den Inhalt dieses Blattes bis in unsere Seelen bealeiten, damit wir bey der von nun an, so lang noch der Wille Gottes diese armen Priester unsere Nächsten seyn läßt, alle Vierteljahr für sie vorzunehmenden Sammlung, jeder nach dem Ueberschuße seines Standes, Barmherzigkeit an denselben ausüben!

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Konstanz den 1ten März 1796.

Emigranten der Restaurationszeit

Nach dem Abzug der französischen Truppen im Jahre 1801 bildete sich keine neue Emigrantenkolonie in Konstanz, obwohl sich Stadthauptmann und Bürgerschaft sehr darum bemühten. Zudem löste Napoleon kurz darauf das Emigrantenproblem mit einer Amnestie und die religiösen Wirren mit einem neuen Konkordat. Selbst eingebürgerte und

eingehatete Emigranten machten sich auf den Heimweg. Dem Sekretär des Pariser Erzbischofs bescheinigte Stadthauptmann von Blanc am 2. Juli 1802:

„Abbé Louis Joseph Leriche hat vom 31. Oktober 1792 bis heute in Konstanz gewohnt, er hat sich stets in einer Weise verhalten, die den Schutz durch die Regierung verdient; er war das Hauptinstrument, dessen sich die nach

N a c h r i c h t.

Damit bey den in dem gegenwärtigen Fasching auf dem hiesigen Kommödien-Saal abzuhaltenden maskirten Ballen gar nichtes zu mangeln möge, was dem allda sich einfindenden Publikum zur Ermächtigung und Vergnügen dienen kann; so wurde von Obigen freywilligen dem hiesigen Bürger Joh. Nep. Schlächter, als Traiteur des Ballbaues, gemeinsch. aufgetragen, die hiernach beschriebene Eschwaren und Getränke in guten und achten Qualitäten, in richtigen Maasß und Gewichte um die obigenfestlich tarirte Preise bezugeben, widrigen Falls er sich selbst die Schuld beymessen haben würde, wenn bey einer von dem als Kommissar aufgestellten Herrn Magistratsrath VALIERE unvorgegebenen vorgenommen oder durch eine bey diesem angebrachten Klage veranlaßten Untersuchung das unächte, verdorben, oder verfälschte Erkündene ausgesühnet, oder hinweg geworfen, er aber noch darüber zur Verantwortung gezogen würde.

B e s c h r e i b

der Eschwaren, und Getränke, welche bey obbezeichnetem Traiteur auf dem Ballbaue bey den abzuhaltenden maskirten Ballen um die beygesetzte Preise zu bekommen sind:

E s c h w a a r e n :

	fl.	kr.
h) Schinken aufgeschüttetere	—	—
h) Geschötte Rindfleisch	—	—
h) Aufgeschüttetes reines Wildpret mit Eßig und Del	—	—
h) Aufgeschüttetes färbene Drazen	—	—
Ein gebroter Kapuan	—	—
Ein gebroter Ente	—	—
Ein warmer färbener Drazen mit Salat	—	—
Ein Portion kalte Pastete	—	—
Ein Portion von Winterzal	—	—
Detto	—	—
Detto noch größerer	—	—
Detto von Viskuit	—	—
h) - - - - - von Mandeln	—	—
Ein Deller verschiedenes Confit	—	—
Papillotes 1/2size Pfand	—	—
Detto Chocolate	—	—
Ein Deller Gefornes	—	—

Ausländer + Weine:

Champagner	—	—
Burgunder	—	—
Malaga	—	—
Rheingewin	—	—

Einheimische Landweine:

Zyroler weißer, die Maas p.	—	—
Detto rother	—	—
Warggräfler	—	—
Karlsruher rother	—	—
Servau	—	—

K a f f e e.

Die Tasse mit oder ohne Milch	—	—
Ein Portion Tasse	—	—
Ein Deller Wamsch	—	—
detto Chocolate	—	—
Limonade der Schopp	—	—
Wandmisch detto	—	—
Siropp von verschiednen, der Schopp	—	—
Liqueurs von verschiednen, das Gläschen	—	—

Die Traiteur eröbnet von jeder Person täglich bey Abnahme des Verlangens um die boare Verabreichung, baggen wie er sich dißseit bedienet, solche Zusicherung zu leisten, daß das Publikum seine gegündete Klage zu fügen haben solle.

Konstanz den 13. Januar 1795.

A V E R T I S S E M E N T.

Pour qu'il ne manque rien de ce qui peut contribuer au plaisir & à la commodité du public aux Bals masqués, qui se donneront pendant le Carnaval à la Salle de Comédie, le Magistrat de la Ville vient d'ordonner strictement au nommé Jean Nepomuc SCHLÄCHTER, traiteur du Bal, de fournir en bonne qualité, mesure & poids exacts, & aux prix fixés par le Magistrat d'après la liste suivante tous les mets, boissons & rafraichissements, que l'on trouvera chez lui. Pour surveiller, que tout cela soit en ordre, le Magistrat a nommé Commissaire MSR. LE CONSEILLER VALIERE avec l'instruction, d'oter ou de renvoyer tout ce qu'il trouvera mauvais, gâté ou falsifié d'après les vifitations, qu'il fera soit à l'improvu, soit engagé par des plaintes du Public, & d'en faire responsable le traiteur.

L I S T E

de tous les mets & rafraichissemens, que l'on peut avoir chez le susdit traiteur du Bal.

M E T S :

	fl.	kr.
De Chambou	—	—
de langues de boaf saltes	—	—
de gibier avec de l'huile & de vinaigre	—	—
du rôti de veau	—	—
Un chapou rôti	—	—
Un canard rôti	—	—
Un rôti de veau chaud avec de la salade	—	—
Une portion de pöti froid	—	—
Un petit päti	—	—
Detto plus grand	—	—
Detto des plus grands	—	—
Une petite tonete de Méné	—	—
Une petite tonete d'Aloude	—	—
Une assiette de diverses confitures	—	—
Etz. - - - - - Popinades oxidivites	—	—
1/2 des Papillotes de Chocolate	—	—
Un gobelet de gelée	—	—

V I N S E T R A N G E R S :

de Champagne	—	—
de Bourgogne	—	—
de Malaga	—	—
de Rhin	—	—

V I N S D U P A T S :

Vin blanc de Tyrol, le pot	—	—
Vin rouge de Tyrol, le pot	—	—
Vin du Marggrauit, le pot	—	—
Vin rouge de la Côte, le pot	—	—
Vin du Lac, le pot	—	—

C A F F É E &c.

La tasse de Caffee sans ou avec du lait	—	—
Une portion de Thé	—	—
Une verre de Wamsch	—	—
Une tasse de Chocolate	—	—
La chopine de Limonade	—	—
- - - - - d'Orgende	—	—
Liqueurs de différentes fortes	—	—
Liqueurs de différentes fortes le petit verre	—	—

Le public est prié, de bien vouloir s'acquitter du payement en recevant ce que l'on demande. En reconnoissance le traiteur s'efforcera, de satisfaire de son mieux tout ceux, qui lui feront l'honneur, de s'adresser à lui.

Konstanz, le 13. Janvier 1795.

De la part du Magistrat.

Konstanz geflüchteten französischen Bischöfe bedienten, um den Nöten der armen deportierten Geistlichen abzuhelfen; unter ihren Anordnungen leitete er einen gemeinsamen Mittagstisch, wo nahezu 200 Personen gegen geringes Entgelt oder kostenlos verpflegt wurden; vier Jahre lang errichtete, leitete und unterstützte er eine Krankenstation, in der Alte, Schwache und Kranke alle Hilfe fanden, die sie brauchten; er hat der Emigrantenkolonie die geistliche Hilfe besorgt, deren sie bedurfte, ferner Instruktionen für die Gläubigen, Ansprachen an die Geistlichen, Katechismen für die Kinder usw. Und wenn er nun von hier aufbricht, wo er durch seine christliche Mildtätigkeit und ein in jeder Hinsicht erbauungsvolles Verhalten Gegenstand einer allgemeinen Verehrung war, so nimmt er das Bedauern und den Segen aller Behörden und Einwohner dieser Stadt mit.“ (GLA Karlsruhe, 209/1152)

Die Stadt Konstanz hatte sich aber einen guten Ruf als Emigrantenort erworben; sie galt als billig, es bestanden gute Verbindungen über die Schweiz nach Frankreich, und viele Einwohner besaßen Französischkenntnisse. So ließen sich hier in den Nachwehen der Revolutionszeit Anhänger Ludwigs XVIII. nieder, die Napoleon während der 100-Tage-Herrschaft im Jahre 1815 ausweisen ließ. Nach dem Sturz Napoleons erschienen Angehörige der Napoleon-Familie in Konstanz, nämlich Königin Hortense, die von Dezember 1815 bis Mai 1817 hier lebte, was aber den Bestimmungen des Wiener Kongresses widersprach, weshalb sie in das thurgauische Arenenberg umzog.

Und schließlich bildete sich hier ab 1816 eine kleine Kolonie von „Königsmördern“ (Régicides), als Ludwig XVIII. die noch lebenden Konventsabgeordneten, die 1793 für die Hinrichtung seines Bruders Ludwigs XVI. gestimmt hatten, aus Frankreich verbannte. Als 1832 der Dichter Chateaubriand, selbst ein ehemaliger Emigrant, nach Konstanz kam, traf er auf einen Emigranten des Korps Condé. Er bezeichnete die Stadt als das „Saint-

Germain von Deutschland“ wegen der vielen Adligen, die sich dorthin zurückgezogen hatten.

Experiment ohne Folgen

Insgesamt hat die französische Emigrantenkolonie der Jahre von 1792 bis 1799 am See noch weniger Spuren hinterlassen als die Genfer Kolonie. Letztlich handelte es sich um einen gescheiterten Versuch aufgeklärter Sozialpolitik, durch Bevölkerungs- und Industrieansiedlung eine Stadt voranzubringen. Es handelte sich aber nicht um Flüchtlinge, die alle Brücken hinter sich abgebrochen hatten, sondern um Emigranten, die möglichst in Grenznähe auf einen Umschwung der Verhältnisse in Frankreich warteten, um rasch in ihre Heimat zurückzukehren. Somit wirkte sich außer den militärischen Ereignissen das Revolutionsgeschehen in Frankreich direkt auf die Entwicklung dieser Kolonie aus.

Literaturhinweise:

- Berding H. / François E. / Ullmann H.-P. Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution. Frankfurt Suhrkamp 1989
Deutschland und die Französische Revolution 1789/1989. Stuttgart Edition Cantz 1989
J. Feldmann, Die Genfer Emigranten von 1782/83, Zürich 1952. (Zürcher Beiträge zur Geschichtswissenschaft Bd. 12).
R. Meis, Konstanzer Uhren aus der Genfer Kolonie (1785–1812), in: Alte Uhren 1/1978, S. 29–32.
A. Moser, Die französische Emigrantenkolonie in Konstanz während der Revolution (1792–1799), Sigmaringen 1975. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen Bd. 21).
A. Moser, Konstanz am Ende des Alten Reiches. Modernisierungsversuche durch Genfer und französische Emigrantenkolonien (1785–1799), in: Seegründe. Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes, Hrsgb. Von D. Schott und W. Trapp, Weingarten 1984, S. 53–72.
H. Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Konstanz und Umgebung 1782–1832, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 96/1978, S. 69–124.
E. Seeholzer, Die Genfer Kolonie in Konstanz, in: Ebda., 53/1924, S. 175–300.

Der Pfarrer von Steinen, Philipp Jakob Herbst

Je größer die Sorge war, desto größer die Entrüstung über das leichtfertige Gebaren der Emigranten. Alle jene Edelleute, die im Februar 1790 dem Landvogt Reinhardt so viel Aerger und Kummer bereitet hatten, waren wieder da, nicht mehr als Bittflehende, sondern in kriegerischer Gewalt und wiederum hatten sie Geld wie Heu. Einer von ihnen, der Baron de Cameau, schreibt: „Es wässert mir noch der Mund, wenn ich an den Sommer und Herbst am schönen Blauen denke, an jenes Leben *partie chevaleresque partie sauvage*. Wir hatten ein vortreffliches Verhältnis zu den Bauern. Wir tranken mit ihnen, ließen zu ihren Tänzen aufspielen, wärmten uns hinter ihrem Ofen mit dem Holz der fürstlichen Waldungen. Wir jagten auf Hirsche, Rehe, Keiler. Wir sangen, zechten, spielten, schlugen und vertrugen uns. Während die biedereren Weißröcke ihr Lieblingslied erdröhnen ließen: Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, trällerten wir unsre galanten Liedchen. *C'était une brillante époque de ma vie.*“

Der Pfarrer von Steinen aber schreibt in sein Tagebuch: „Ein Korps ausgewanderter Franzosen oder Aristokraten zieht von Schliengen herauf nach Hertingen, Tannenkirch und die andern Reborten. Allgemein wird über sie geklagt, daß sie ungezogene, sittenlose, trotzige und gefährliche Menschen seien, dafür sie aber auch alles zu entsetzlich hohem Preis zahlen müssen. General Esterhazy soll ihnen gedroht haben, wofern sie nicht bessere Ordnung hielten, zusammengebracht. In Müllheim, Auggen, Schlingen liegt eine große Menge Kaiserlicher, in Hertingen, Tannenkirch und am Rhein das Korps der Aristokraten. Wie man sagt, soll ein Einfall ins Elsaß versucht werden. Zu gleicher Zeit ziehen Truppen auf Truppen durch Lörrach nach Rheinfeldern zu. Es kommen oft an einem Tag 400 bis 500 Mann in Lörrach an. Alle Orte Rheinfeldern zu sind gesteckt voll. Der hungarische General Esterhazy, die Leute nennen ihn den Hasennester, befiehlt sie. Die Kaiserlichen wollen wie man sagt entweder durch Basel oder hinter dieser Stadt ins Elsaß eindringen, weswegen in Basel alles in Angst ist, da die Hünninger drohen, Basel zusammenzuschießen.“

Es waren entscheidungsvolle Tage. Der doppelte Einfall in das Oberelsaß hätte zweifelsohne einen raschen und glänzenden Erfolg gebracht, denn die französischen Streitkräfte waren nicht im geringsten dort drüben einem kräftigen Stoß gewachsen. Aber das Wagnis erfolgte nicht. Am 25. September schreibt Herbst: „Unvermutet erhalten sämtliche Kaiserliche Befehl, zurück und rheinabwärts zu marschieren. Die Nachen werden von Steinenstadt weggeführt, die Schiffsleute heimgeschickt. Alle die Truppen, die Rheinfeldern zu gezogen waren, kommen wieder zurück. Warum, weiß Niemand. Vermutlich haben die Franzosen bei Breisach einen Überfall gewagt.“

Es folgten nun für das badische Oberland vier Jahre von trostloser Eintönigkeit: ständige Einquartierung, unaufhörliche Angst vor dem Einfall des Feinds, die zuweilen in panischen Schrecken ausbrach, unausgesetzte Kriegsfröhnden, durch die zuzeiten alle vorhandene Arbeitskraft aufgebraucht wurde, und unzählige Lieferungen für die Bedürfnisse der Armee — gaben eine Summe von Last und Qual, die ein weniger tüchtiges Volk zu Grund gerichtet hätte. Die Rheingrenze von Basel an wurde verschanzt, besonders Hünningen gegenüber und soweit das Bergland an den Rhein stieß. Ueber den Schanzen befanden sich die befestigten Lager der Truppen, in einem Kranze, der von Rheinfeldern bis Müllheim reichte.

Schmitthenner, Das Tagebuch meines Urgroßvaters, S. 67—69

Mönchtum im Übergang

Die badischen Klöster zur Zeit der Französischen Revolution

Johannes Werner, Elchesheim

*Was ging uns Frankreichs Wesen an,
Die wir in Deutschland wohnen?
Gottfried August Bürger,
Fragment (1793)*

*Ein Hundsfott muß der Deutsche sein,
Der jetzt mit den Franzosen nicht
stimmet ein:
Der Teufel hol Adel und Pfaffen!
Lied (um 1798)*

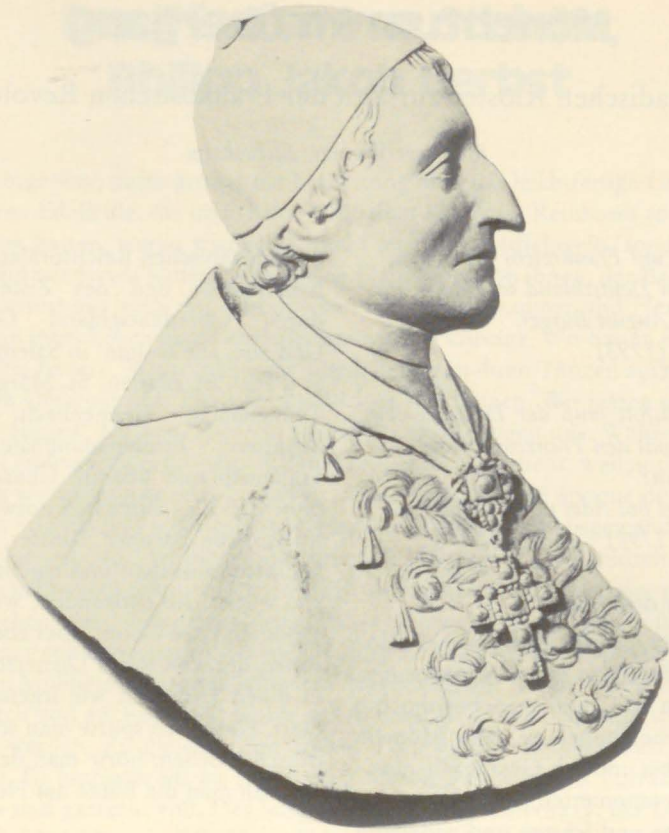
1. Die Ruhe vor dem Sturm

Damals, vor 1789, war in den badischen Klöstern¹⁾ alles noch so, wie es seit Menschengedenken gewesen war; und mancher mochte meinen, es bliebe immer so. Die Mönche pflegten das Gebet und den Gesang, sie musizierten und komponierten, dichteten und malten, forschten und lehrten und widmeten sich jeder Art von Wissenschaft. Es gab genug zu tun für Organist und Chorregens, für Bibliothekar, Archivar und Cellerar, für Hospitalarius und Vestiarius, für Wald-, Garten-, Keller- und Küchenmeister. Man speiste gut im marmornen Tafelzimmer von Salem, nicht anders als in St. Blasien, wo man aus silbernen und vergoldeten Bechern trank. Der Abt von St. Peter trug Bücherschätze zusammen, der von St. Trudpert ging auf die Jagd, und der von Salem wiederum fuhr, sehr zum Mißvergnügen des Bischofs von Konstanz, sechs-spännig über Land — er, der „hochwürdige, des Heiligen Römischen Reiches Prälat und Herr, des königlich eximierten, konsistorialen und unmittelbar freien Reichsstiftes und Münsters der allerseligsten Jungfrau Maria von Salem regierender Abt, der beiden kaiserlich-königlichen und königlich-apostolischen Majestäten wirklicher Geheimer Rat, sowie

des schwäbischen Reichsprälaten-Kollegiums Kondirektor und des Zisterzienserordens durch Oberdeutschland Generalvikar²⁾. Und alle, alle bauten: in Salem, St. Trudpert, St. Peter, St. Blasien, St. Märgen, St. Ulrich, Tennenbach, Gengenbach, Schwarzach, Schuttern, Ettenheimmünster, Lichtental, Frauenalb und überall. Überall entstanden, ohne daß dies durchweg notwendig gewesen wäre, neue barocke Klöster, die ganz wie Schlösser aussahen und eigentlich auch welche waren; sie entstanden, wie es hieß, zur größeren Ehre Gottes, aber ebenso zu der des Abtes, der, von seiner Dienerschaft umgeben, in ihnen Hof hielt wie irgendein weltlicher Herr. Und doch spürte man schon ein unterirdisches Beben, hörte man den fernen Donner, sah man die Blitze am Horizont.

2. Angriff

Als, in jenem Jahr 1789, die Franzosen ihre Revolution machten, gaben sie ein Zeichen, das auch deutscherseits, diesseits des Rheins, recht schnell verstanden wurde. Also ging es auch hier gegen die Herren, und gegen die geistlichen zuerst³⁾. Schon am 23. August desselben Jahres 1789 brach in Schwarzach die Unruhe aus; mitten in der Nacht wurde im Ort an die Türen geklopft, wurden in den umliegenden Dörfern die Glocken geläutet, sammelten sich die Leute, wählten ihre Wortführer und drohten mit Gewalt, falls ihre gemeinsamen Beschwerden gegen das Kloster nicht gehört und abgetan würden; erst massiver militärischer Einsatz stellte die Ruhe wieder her. Am selben Tag berichtete die Äbtissin von Frauenalb über bedenkliche Bewegungen unter ihren Untertanen, die dann ebenfalls



*Porträt des Fürstabtes Martin Gerbert.
Alabasterrelief aus der Marienkirche in St. Blasien (1772/73)*

von einem militärischen Kommando beschwichtigt und besänftigt wurden. Aber da erhoben sich schon die Gemeinden bei Schuttern und bei Ettenheimmünster gegen ihre Klöster, und am 30. September rottete sich auch in Allerheiligen eine Schar von bewaffneten Bauern zusammen, die wild um sich schossen und sich nur durch einen Vorwand zum Abzug bewegen ließen.

In St. Blasien waren übrigens, wie als Vorspiel zum Ganzen, schon 1727 bis 1755 die sogenannten Salpeterer aufrührerisch geworden, denen die Obrigkeit nur dadurch beizukommen vermochte, daß sie die Anführer

durch Schwert und Strang hinrichten ließ und die Anhänger bis hinab nach Ungarn verbannte. In Schuttern hatte es schon 1741 bis 1744 einen blutigen Aufstand der Gemeinde gegen das Kloster gegeben, der nur mit militärischen Mitteln und nachfolgendem Strafgericht niedergeschlagen werden konnte.⁴⁾ Und noch 1796 wurde an Ignaz Speckle, den letzten Abt von St. Peter, aus Schuttern berichtigt, „die Untertanen verhielten sich sehr treulos“ und die Mönche „dürftten sich kaum sehen lassen“, weshalb sie ihr Kloster schleunigst räumten.⁵⁾ Speckle hatte selbst, noch 1802, ähnlichen Ärger: „Überhaupt aber sind die Dienstleute seit mehreren Jahren sehr ver-

wöhnt; träg, ungehorsam, ungenügsam und trotzig.“⁶⁾ Offenbar gefiel es nicht allen, unterm Krummstab zu leben.⁷⁾

1789: immer wieder stürmten die Glocken von den Türmen, und manch einer dachte wohl daran, den roten Hahn aufs Klosterdach zu setzen. Zwar wurden diese Ereignisse ausgelöst von der Französischen Revolution; aber sie waren zugleich auch schwache Nachbeben der gescheiterten, noch immer nicht abgegoltenen deutschen Revolution, des großen deutschen Bauernkriegs, der sich ebenso, und letztlich ebenso erfolglos, gegen die Klöster gerichtet hatte. Es ist sicherlich kein Zufall, daß es den Aufrührern in Frauenalb, Schuttern, Ettenheimmünster und Allerheiligen nur um die Nutzung des Waldes zu gehen schien, um die es schon 1525, im fünften der berühmten „Zwölf Artikel der Bauernschaft“, gegangen war. Und bei den Salpeterern lebten die religiösen und zugleich politischen Ideen des Bauernkriegs ohnehin fast ungebrochen fort. Unter der alten Asche glühte es noch; der revolutionäre Wind, der von Frankreich herüberwehte, blies diese Glut wieder zur Flamme an. Wobei der Wind hier nur ein Bild ist für das, was tatsächlich täglich, in Form von Agitatoren und Agitation, über den Rhein kam; etwa, wiederum laut Speckle, so: „Durch ein Zirkular wurden die Obrigkeiten avvertiert, daß man Nachricht habe, daß einige Emissäre im Lande Unruhen zu erwecken suchten. Man hatte nämlich entdeckt, daß in Kehl einige Packe gedruckter Aufrufe an die Deutschen angekommen; die Sache ward zwar gehindert. Herr Präsident schickte eine Kopie so eines Aufrufes an den Konseß; dieser war im gewöhnlichen Freiheitsgeist und Stil abgefaßt. Zu Müllheim im Badischen ward wirklich ein Bote und Brief eingefangen, wodurch badische Untertanen zur Revolution aufgefordert wurden.“⁸⁾

3. Anfeindung

Der sehr reale Angriff auf die Klöster, von dem hier die Rede war, erwies sich so auch als

Folge einer anderen, theoretischen Anfeindung, die auf einer propagandistischen, publizistischen und literarischen Ebene vorgebracht worden war.⁹⁾ In Frankreich, dann aber auch in Deutschland erschien eine Vielzahl von Werken, oft sogar von Mönchen oder ehemaligen Mönchen verfaßt, die die Klöster nicht nur zu unnützen, sondern geradezu zu schädlichen und folglich abzuschaffenden Einrichtungen erklärten; so daß Mauritz Ribbele, der Archivar und spätere Abt von St. Blasien, 1784 schreiben konnte: „Wir Mönche sind nun der Gegenstand des allgemeinen Hasses, und das heutige klistierte Jahrhundert macht sich auf unsere Rechnung auf die elendste Art lustig. Es ist genug, um das verächtlichste Geschöpf auf Gottes Erdboden zu heißen, ein Mönch zu sein.“¹⁰⁾ Und schon vorher, 1782, meldete er aus Wien an Martin Gerbert, seinen Abt: ein Ordensmann könne „dasselbst dermal nicht anders als eine lächerliche Mißgeburt angesehen werden“¹¹⁾. Aus Wien schrieb er, weil er dort versuchte, die Folgen der thesesianischen und josephinischen Reformen abzuwehren, die nicht nur im klösterreichen Österreich, sondern auch im ihm zugehörigen Breisgau die Orden mit Aufhebung und Auszehrung bedrohten. Der Fürstabt Gerbert hat sich ihnen immer wieder mit Macht entgegengestellt, doch ohne sie letztlich hindern zu können, „da die Feinde der Ordensständen selbst die Thronen der Monarchen umringen und bewachen“¹²⁾. So mußte ihm, im selben Jahr 1782, der Abt von St. Peter berichten: „Heut halten die Klarissinnen zu Freiburg das letztemal in ihrer Kirche das Fest der heiligen Mutter Klara. Hier auf müssen sie weltliche Kleider anziehen und ihr Kloster verlassen. Die Kartäuser laufen mit ihrem Prior schon lang in Perücken und Weltpriesterkleidern herum. Wer hätte dieses noch vor wenigen Jahren glauben können? Gott sei uns und allen Religiosen gnädig!“¹³⁾ Die österreichische Reform war wie das, was ihr in Frankreich und Deutschland noch folgte, eine Folge der Aufklärung, die das Mönchtum nicht mehr verstand, weil es

sich ihr nicht mehr verständlich machen, sich vor ihr nicht mehr rechtfertigen konnte.

In der Tat fiel es den Mönchen schwer, sich gegen die Kritik der Aufklärung zu wehren, die vor allem die — von ihnen genährte und gepflegte — barocke Volksfrömmigkeit mit allen ihren Auswüchsen aufs Korn nahm, aber ebenso das scheinbar unproduktive, ja parasitäre Leben der Mönche selbst. Wohl noch deutlicher als jedes schriftliche Zeugnis zeigen die Zeichnungen, die der junge Joseph Anton Koch 1791 in Salem machte, was man auf dieser Seite von den Mönchen hielt; sie zeigen, nach des Künstlers eigenen Worten, „Geistliche welche am Geburtstagsfest des Prälaten sich im Kloster zu Salmansweil als Gäste einfanden“, und zwar zuerst „drey voll gefressene Kapuziner, welche sich außer dem Kloster, ihrer Pseudo Religion, und einem guten Tisch um die übrige Welt nichts bekümmern“ — und so fort im gleichen Ton.¹⁴⁾ In „Germanien, im zweiten Jahre der Freiheit“ schrieb, in offener Bewunderung des Nachbarvolks, ein in eben jenem Jahr 1791 aus Berlin ins Elsaß geflohener Autor namens Karl Clauer: „Die Franken glauben, daß eine einige gute Handlung Gott gefälliger sei als hundert lange Gebete schwelgender Müßiggänger in schwarzen und braunen Kutten, die sich von allen Pflichten eines Bürgers, von allem tätigen Beitrag zum gemeinen Besten loszählen und gleichwohl auf alle Vorteile der bürgerlichen Gesellschaft Anspruch machen — sie haben die Klöster aufgehoben und Mönche und Nonnen zur tätigen Religion zurückgeführt.“¹⁵⁾

Doch auch zur entgegengesetzten Seite hin hätten die Mönche sich nicht wehren können: ihr klösterliches Leben hatte, so verdienstlich es in kultureller Hinsicht auch war, mit dem ursprünglichen Geist des Mönchtums, mit seiner aszetischen Radikalität und Spiritualität fast gar nichts mehr zu tun. Noch einmal Ignaz Speckle, dieses Mal über eine Unterredung mit dem Fürstabt von St. Blasien: „Wir unterhielten uns lange mit allgemeinen und besonders mit Klosterangelegenheiten, be-

sonders über den allmählichen Verfall der Disziplin, über den Weltgeist, der sich immer mehr fast unvermerkt in die Klöster schleicht: Notwendigkeit, auf Kleinigkeiten sorgsam zu sein. Woher Ursache des Verfalls der Achtung, welche die Klöster besaßen, des Mangels an Kandidaten: keine anderen als Verfall der Disziplin. Aber wie zu helfen.“¹⁶⁾ Unversehens sahen sich die Mönche in einer Zerreißprobe: sollten sie weltlicher, sollten sie geistlicher werden?

4. Spaltung

Der Riß reichte tief, ja er lief mitten durch die einzelnen Klöster hindurch. Die Partei derer, die mit dem Mönchtum, dem damaligen jedenfalls, insgeheim gebrochen und sich auf die Seite der Aufklärung geschlagen hatten, nahm immer mehr zu.¹⁷⁾ Speckle selber hatte seine Last nicht nur mit den „Eitelkeiten an Schuhschnallen, Stockbändern“¹⁸⁾ eines jungen Mitbruders und anderen Mißbräuchen, die unter seinem Vorgänger eingerissen waren, „aber furohin auf keinerlei Weise werden geduldet werden“¹⁹⁾; auch die Absicht einiger Mönche, Weltpriester zu werden, machte ihm Sorgen. „Exzesse geschahen keine. Aber der eigentliche zum vergnügten und glücklichen Klosterleben erforderliche Geist lebt noch nicht in allen. Der Genius der Zeit hat auch im Kloster zu viel Raum gewonnen.“²⁰⁾ Und, ebenfalls in einem Rückblick auf das Jahr 1797: „Jedermann spricht laut und an allen Orten von Klosteraufhebungen. Die Sache mag nun Wahrscheinlichkeit haben oder nicht, so ist das Gerede selbst von schlimmen Folgen. Die öffentliche Meinung erhält dadurch eine schädliche Wendung; das Gerücht dringt in die Klostermauern. Die Gutgesinnten werden niedergeschlagen, die Böartigen stolz und unbiegsam, trotzend etc. Und es wird sehr schwer, bei diesen Umständen Disziplin und Ordnung zu erhalten.“²¹⁾ Der letzte Abt von St. Trudpert „hatte viele Verdrießlichkeiten und Zankereien mit seinen Konventualen, ward wiederholt bei der



Joseph Anton Koch, Geistliche welche . . . im Kloster zu Salmansweil . . .

Graphische Sammlung Stuttgart

Regierung und Kurie angeklagt²²). In Ettenheimmünster war der Konvent uneins, in Schuttern ebenfalls. Bei den Unruhen in Schwarzach schien es sogar, als hätten einige Mönche, die mit dem früheren Abt sympathisierten, ihre Hand im Spiel.²³) In Salem, wo die Mönche ihren Abt schon 1761 in einen richtigen Prozeß verwickelt hatten, zogen sich die Querelen bis zur Aufhebung des Klosters hin, deren es derart fast gar nicht mehr bedurfte.²⁴) Von dem brüderlichen Geist, der die Klöster nach dem Willen der Gründer hätte erfüllen sollen, war nicht mehr viel zu spüren.

5. Emigranten aus Frankreich

Die ohnehin schon vorhandene Spaltung wurde durch die vielen französischen Flüchtlinge, die in den rechtsrheinischen Klöstern eine Zuflucht suchten, nur noch vertieft. Erwartungsgemäß sprach Andreas Georg Friedrich Rebmann, ein deutscher Jakobiner, von den emigrierten Priestern mit besonderem Abscheu und fand es, nachdem er mit einem aus Verdun gekommenen Benediktiner gesprochen hatte, „sehr begreiflich, daß die Guillotine sich mit dieser Menschenklasse so sehr beschäftigte, aber man kommt zugleich in Versuchung, zu wünschen, daß ihr wenigstens diese Ausgewanderten nicht entgangen sein möchten. Beispiellos ist die Unverschämtheit, mit welcher diese Menschen sich noch jetzt zu behaupten unterstehen, das Glück des Volks sei unter der alten Regierung ausgezeichnet gewesen, und das ganze Verderben Frankreichs daher entstanden, daß der Adel zu herablassend, und die Geistlichkeit zu aufgeklärt gewesen sei.“²⁵) Doch selbst Speckle konnte sein Mißfallen nicht verbergen: „In Freiburg wimmelt von Emigranten, geistlich und weltlich, beiderlei Geschlechts. Der größere Teil dient nicht zur Sittenverbesserung. Die Geistlichen sind Müßiggänger und meist leichtsinnige Windmacher, tragen sich meist weltlich, auch emigrierte Religiösen; die übrigen behaupten

noch ihren Adelstolz, leben groß und delikatspielen etc.“²⁶) Es ließ sich freilich nicht vermeiden, daß er etliche von ihnen in St. Peter aufnehmen mußte; auch Gerbert in St. Blasien blieb nicht verschont.²⁷) In Ettenheimmünster, das ja zum Straßburger Bistum gehörte, sammelten sich außer Soldaten und Seminaristen noch Benediktiner aus Ebersmünster, Maursmünster und Altdorf, um von den Dominikanern, Franziskanern, Kapuzinern und Klosterfrauen, die in der weiteren Stadt und ihrem Umkreis unterkamen, noch ganz zu schweigen.²⁸) Damit aber nicht genug: „Im Jahre 1790, den 13. Brachmonat, kam der Herr Kardinal von Rohan, Fürst-Bischof von Straßburg, da er wegen der angefangenen erschrecklichen Revolution nicht mehr sicher im Elsaß war, mit Sacke und Packe und mit einem Gefolge von 60 Personen hierher in das Kloster, wo er mit allen den Seinigen seinen Wohnort aufgeschlagen, so daß die Abtey nicht alle Personen fassen konnte, sondern von denselben noch in der Klausur Zimmer einnahmen.“²⁹)

Der Kirchenfürst, den der Chronist des Klosters hier nennt, war kein anderer als der berüchtigte Louis-René-Édouard de Rohan-Guéméné, genannt „Cardinal Collier“; er war nämlich der Urheber jener Halsbandaffäre gewesen, die das französische Königtum entscheidend geschwächt und ihn selber zeitweilig ins Staatsgefängnis gebracht hatte. Zu seinen zahlreichen Titeln zählte ironischerweise auch der eines Titularabts von gleich drei Abteien, die zu den berühmtesten und begütertesten des benediktinischen Ordens gehörten: von Saint-Vaast in Arras, Mont-Majour bei Arles und Chaise-Dieu in der Auvergne. Solche Titular- oder auch Kommendatar-Äbte verbrauchten nur die Einkünfte ihrer Klöster, womit ihr Interesse an ihnen aber auch schon erschöpft war. Aber auch dies hatten die Gründer einst anders gewollt.

6. Emigranten nach Frankreich

Während die einen in die Klöster drängten, machten sich (wohl auch infolge des Bei-

spiels, das jene gaben) andere aus ihnen fort und gingen über den Rhein, über den jene gerade erst gekommen waren; und zwar ins Elsaß und nach Straßburg, wo seit 1791, statt Rohan, Franz Anton Brendel als konstitutioneller Bischof amtierte und Gleichgesinnte anzog. Ja Straßburg selbst zog mächtig an, diese so nahe und doch so andere, so anders gewordene Stadt, gleichsam ein Vorort von Paris und zugleich ein Vorschein und Vorgeschmack dessen, was in Deutschland erst noch werden sollte. Karl August Varnhagen von Ense, ein Augenzeuge, schrieb: „Wirklich war in Straßburg kaum ein Schritt möglich, ohne den neuen Ideen in Tatsachen oder Zeichen zu begegnen. Gleich die ersten Bewegungen in Paris hatten im Elsaß begeisterte und kräftige Zustimmung gefunden, und die Straßburger besonders waren leidenschaftlich in die neue Richtung eingegangen. Überall hörte man die neuen Wahlsprüche, den Leberuf der Freiheit, des Gesetzes, der Nation, überall brachen die Zeichen des neuen Lebens hervor, man sah Freiheitsbäume aufgerichtet, die Farben und Schlagwörter der Revolution in Tafeln, Schildern und Inschriften vervielfältigt, die dreifarbigte Kokarde an jedem Hute, dreifarbigte Fahnen auf jedem öffentlichen Gebäude, die Frauen schmückten sich mit dreifarbigen Bändern, Tag und Nacht ertönten die patriotischen Gesänge.“³⁰⁾

Aus Ettenheimmünster gingen, bald nach der Ankunft eben jener Emigranten, die Patres Paul Lehmann und Augustin Fahrländer heimlich fort und nach drüben; ihr Zeitgenosse Joann Conrad Machleid aus Ettenheim rief ihnen in seinem Diarium nach: „allein schwarze und Rothe lumpen, geben kein gueth papier/ßo meinaidige männer an ihrem ordenß gelibt, und werden haben gar kein glick“³¹⁾. Karl Fahrländer, wie er sich mit seinem bürgerlichen Namen nunmehr wieder nannte, ging als Pfarrer nach Matzenheim, als freiwilliger Kämpfer in die rebellische Vendée und schließlich als hauptberuflicher Agent und Agitator in den revolutionären Untergrund.³²⁾

Aus St. Blasien ist Pater Anselm Buß zu nennen, ein gebürtiger Gengenbacher, der Archivar des Klosters war und 1792 als Professor der Poesie und der griechischen Sprache ans Freiburger Gymnasium kam. „Aber er war Demokrat und hielt es nicht lange aus in einem Lande, wo, wie er selbst sagte, ein ‚Despote herrschte‘. Begeistert für die französische Revolution, ließ er alles im Stich, zog nach Basel und tanzte dort mit den Republikanern um den Freiheitsbaum. — Er tanzte dann auch hinüber ins welsche Land, kam in den großen revolutionären Hexenkessel und verschwand darin spurlos — ein warnendes Beispiel für geistliche Demokraten und solche, die es werden wollen.“³³⁾ (So heißt es bei Heinrich Hansjakob, einem anderen geistlichen Demokraten, der sich hier selbst ironisierte und auch identifizierte.) Buß verschwand so spurlos, daß sich über ihn bisher nur dieses Zitat hat auffinden lassen, das vielleicht auf eine mündliche Überlieferung zurückgeht, und dazu ein anderes von 1796 aus Speckles unschätzbarem Tagebuch: „Der bisherige Professor Poesos, P. Anselm Bus von St. Blasien, mußte auf Befehl des Herrn Präsidenten von Sumerau, weil er sich während der Anwesenheit der Franzosen verdächtig gemacht, abgerufen werden.“³⁴⁾

Überhaupt fließen die Quellen nur spärlich; aber es will schon viel heißen, wenn, in der Biographie eines früheren Franziskaners, aus jener Zeit und dem südwestdeutschen Raum insgesamt 123 Priester namentlich genannt sind, die die revolutionäre Sache zu ihrer eigenen machten, darunter 54 Ordensleute, darunter wiederum, als größte Gruppe, 19 Benediktiner (noch ohne Fahrländer, von dem die Biographie kaum mehr als den Namen kennt, und ohne Lehmann, Buß und andere, von denen sie gar nichts weiß).³⁵⁾ Eulogius Schneider, ein früherer Franziskaner aus Franken, stieg im Elsaß über mancherlei Zwischenstufen zu höchsten revolutionären Ehren auf, bis er 1794 unter der Guillotine starb, was er aber ebensowenig verdient hatte wie die Nachreden, die ihm die Nachwelt noch

anhängte.³⁶⁾ Die Zuwanderer wurden meist mißverstanden, und auch diejenigen, die drüben blieben und sich gleich in den Dienst der neuen Sache stellten. Ein französischer Priester, der 1791 aus Nancy nach St. Blasien an Gerbert schrieb, denunzierte sie als „eine gemeine Menge von völlig unwissenden Hilfspriestern, von denen die, deren Seelenhirten sie sein werden, wissen, daß sie keine anderen Götter kennen als solche, deren Vorstellung bereits das Denken beschmutzt; eine Horde von stumpfsinnigen und ausschweifenden Mönchen, von denen einige, wenig zufrieden mit dem Titel eines Einsiedlers, im Drang einer schamlosen Jugend ihre Zellen verlassen haben, um den eines Familienvaters zu erwerben; einige Regimentspfarrer, deren soldatenmäßige und verrohte Sitten das Verderben in die Weiler tragen werden, in denen Reinheit und Unschuld herrschten; etliche ehemals regulierte Kanoniker, die von der ganzen Theologie nur die Systeme der Unabhängigkeit und des Presbyterianismus lernen und lehren“ — und so fort im gleichen Ton.³⁷⁾ Mit seiner Mischung aus niedrigster Nachrede einerseits, hoher (und hohler) Rhetorik andererseits stellt dieser Brief ein eigenartiges Zeugnis dar; die Kritik, die er vorträgt, ähnelt der an den Überläufern in anderer Richtung, den eigentlichen Emigranten, wie ein Spiegelbild — aber berechtigt war sie, anders als diese, kaum.

7. Wie ein Mönch zum Revolutionär wird

Was also waren die wirklichen Gründe dafür, daß so viele Mönche ihre Klöster verließen, und daß so viele zur revolutionären Seite überliefen? Ihr Frontwechsel ist, beiläufig bemerkt, nicht ohne Beispiel, sondern hat wiederum im großen deutschen Bauernkrieg, und nur in ihm, ein frühes Vorbild.³⁸⁾

Ein erster Grund wird wohl darin zu suchen sein, daß manche Mönche sich mit dem Orden, dem sie angehörten, innerlich nicht identifizierten, sondern ihm nur beigetreten waren, weil er ihnen eine sonst ganz uner-

reichbare Bildung und Stellung bot. Die Orden haben, indem sie sich nach Nachwuchs umsahen, immer wieder Begabungen entdecken, entwickeln und an sich binden können, die aus den unteren Schichten sonst nie zutage getreten wären. (Schneider war der Sohn eines verarmten Winzers, Fahrländer der eines Bäckers; selbst Speckle der eines Pfannenschmieds; der Vater Gerberts, des späteren Fürstabts, war ein Kaufmann, der noch weitere 15 Kinder hatte.) Auch konnten solche Leute auf der Gegenseite nur willkommen sein, zumal sie, über ihre sonstige Qualifikation hinaus, dialektisch und rhetorisch geschult waren; zudem wußten sie aufgrund ihrer pastoralen Praxis und schon ihrer eigenen Herkunft recht gut, wie der arme Mann spricht und denkt und wo ihn der Schuh drückt.

Die Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Orden konnte, zum zweiten, leicht in dessen Ablehnung umschlagen, wenn man sah, wie oft er jenen armen Mann an den reichen verriet, und wie weit er dabei auch die Regel verriet und vergaß, die ihm Maßstab und Richtschnur hätte sein sollen. (Wer dachte beispielsweise noch daran, daß das jetzt so umstrittene Ordenskleid ursprünglich ein Ausdruck der brüderlichen Gleichheit miteinander und mit den Armen war?)³⁹⁾ Das Ideal, das dem Ordensleben einst zugrundelag, wurde in der Realität, ungeachtet allen guten Willens, fast restlos desavouiert.

Dagegen mochte es, zum dritten, manchem scheinen, als sei dieses Ideal eher anderswo, nämlich außerhalb zu finden. Denn die Mönche, die ihre Klöster verließen, kehrten damit nicht zugleich der Religion den Rücken, sondern wandten sich, wie sie wenigstens glaubten, ihr in einem reineren, geläuterten, aufgeklärten Sinn erst richtig zu. Erst indem sie weltlich wurden, glaubten sie richtig geistlich zu werden. Eulogius Schneider hielt 1791 seine Antrittspredigt im Straßburger Münster geradezu über „Die Übereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken“, wobei er zeigen wollte, daß

beide dasselbe bezweckten: „Befreiung des Irrtums und der Sünde, Wiederherstellung der geschändeten Menschenwürde, allgemein tätige Bruderliebe, anhaltendes Bestreben, immer mehr an Weisheit und Tugend zu wachsen“⁴⁰⁾. In Mainz sprach Georg Friedrich Pape, ein früherer Prämonstratenser, über die „Vereinigung der neufränkischen Verfassung mit dem Katholizismus“, und andere taten es ihm nach.⁴¹⁾ Christoph Friedrich Cotta, ein deutscher Jakobiner, sah die Aufgabe der konstitutionellen Priester im Elsaß darin, „das Volk über die Vortheile der neuen Verfassung, und vorzüglich über die Uebereinstimmung derselben mit den Grundsätzen des ächten, vernünftigen evangelischen Christenthums aufzuklären“⁴²⁾. Der Priester sollte, nun wieder nach Schneider, ein „guter Volkslehrer“ sein: „Er wecket den Forschungsgeist in seinen Zuhörern, und bahnet ihnen den Weg zur völligen Freiheit des Geistes, zur Freiheit der Kinder Gottes . . . Er sucht jeden Keim des Bruderhasses in den Herzen seiner Zuhörer zu ersticken, er bestrebet sich, jedes Hindernis der Liebe, des Friedens und der allgemeinen Ruhe aus dem Wege zu räumen. Menschenblut ist in seinen Augen ein unverletzliches Eigentum; Menschenglück der Gegenstand seines einsamen Gebetes und der Zweck seiner öffentlichen Bemühungen . . . Eigennutz, meine Brüder, ist die Klippe, an welcher die Liebe so oft scheitert. Wer dieser glücklich entgeht, wer seinen Privatvorteil für das allgemeine Beste aufzuopfern weiß, wer der Tugend auch alsdann getreu bleibet, wenn sie mit seinen Bequemlichkeiten, Einkünften, Ehrenstellen, Vorzügen im Widerspruche steht, der besitzet den echten Christussinn, den wahren Geist der Menschenliebe.“⁴³⁾ Den deutschen Freunden rief Schneider schließlich zu: „Sendet Apostel auf die Dörfer und Flecken, prediget laut das Evangelium der Freiheit!“⁴⁴⁾ Es war wohl wirklich so, wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel im Rückblick später schrieb: „Es war . . . ein herrlicher Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche

mitgefeiert. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen.“⁴⁵⁾ Ja es schien, wie schon einmal im Bauernkrieg, als sollte die Heilige Schrift nun endlich ernst genommen, beim Wort genommen werden. Nur deshalb konnte sich die Französische Revolution so rasch Bahn brechen; nur weil so starke, so lange unterdrückte religiöse Unterströme in sie mündeten.⁴⁶⁾ Sogar die Parole, die zu ihrem Schlagwort und Schlachtruf wurde, speiste sich aus ihnen: „Es ist leicht, die revolutionäre Trias ‚Liberté, Egalité, Fraternité‘ als säkularisierte Theologie zu entlarven. In der Tat, woher anders sollten diese Aufklärer ihre Weisheit haben als aus der christlichen Wahrheit von der Freiheit der Kinder Gottes, von der Gleichheit der geschaffenen, gefallenen und erlösten Menschen und von der Bruderschaft im Reiche Gottes?“⁴⁷⁾ So mag es also sein, daß die, von denen hier die Rede ist, in der Französischen Revolution eben die Werte verwirklicht fanden, die sie vorher vergebens hatten suchen müssen; daß sie, indem sie ihrem Orden entliefen, ihm womöglich mehr die Treue hielten als die, die aus bloßer Bequemlichkeit in ihm verblieben. Ihr Lebensweg wäre demnach nicht gewunden, sondern ganz gerade; oder aber ihre Abkehr eigentlich eine Rückkehr zum Anfang.

8. Rückblick und Vorschau

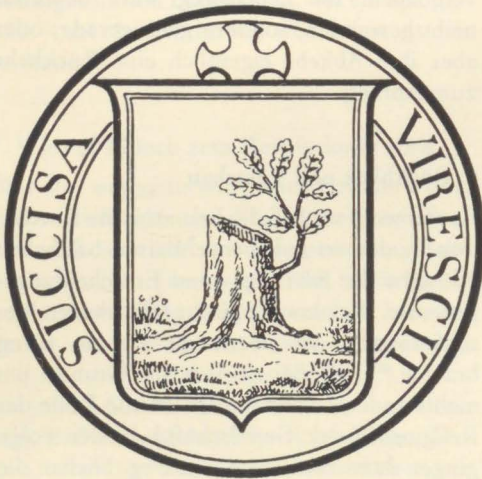
Es war wohl so, daß die Französische Revolution in den so nah benachbarten badischen Klöstern die Klärungs- und Entscheidungsprozesse, die ohnehin längst fällig waren, beschleunigte oder überhaupt erst in Gang brachte.⁴⁸⁾ (Wobei es sich im Grunde um nichts anderes handelte als um die Rolle der Religion in der Gesellschaft.) In der Folge gingen dann eben die einen weg, blieben die anderen zurück. Doch der Verbleib im Kloster, wie immer er begründet war, lohnte sich

nicht und zahlte sich nicht aus; der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 machte auch mit den badischen Klöstern kurzen Prozeß, indem er sie säkularisierte, d. h. aufhob und dem Staat überschrieb. „Das kleine Baden dehnte sich und schwoll an von Land und Leuten, Geld und Gut katholischer Bistümer, Stifte und Klöster.“⁴⁹⁾ Die Säkularisation hatte ihren Grund nur in der Gier der deutschen Fürsten: genau derselben, die sich vorher über die Französische Revolution nicht genug hatten entrüsten können, welche doch wenigstens, wie die Reform in Österreich, ein politisches oder sozialpolitisches Motiv vorweisen konnte. Gleichsam im Handstreich wurden die Klöster kassiert — und nichts war mehr so, wie es damals, vor 1789, seit Menschengedenken gewesen war.

Die Willenlosigkeit oder sogar Bereitwilligkeit, mit der die meisten Mönche sich säkularisieren ließen, zeigte jedoch zum schlechten Schluß, wie es wirklich um sie stand.⁵⁰⁾ Mit großer, von Mal zu Mal vergrößerter Er-

nüchterung, Erbitterung und Trauer sah auch Speckle, daß ihn seine Mitbrüder bei der ersten Gelegenheit verließen, daß selbst die, die im Kloster blieben, des klösterlichen Lebens überdrüssig waren, so daß schließlich keiner mehr mit ihm zum Chorgebet ging, das einst einmal im Mittelpunkt gestanden hatte: „Ich betete die Metten ganz allein in der Stille auf dem oberen Chor. So wieder ein trauriger Schritt zur Auflösung, desto empfindlicher, da es doch Mangel an Wollen ist.“⁵¹⁾

Was jedoch ein Nieder- oder Untergang zu sein schien, war wirklich nur ein Übergang. So widerrechtlich die Aufhebung, so beträchtlich der durch sie angerichtete Schaden auch blieb, so sehr nützte sie doch dem Mönchtum selbst, indem sie es von allem befreite, was ihm, nicht immer zu seinem Vorteil, im Lauf der Zeiten zugewachsen war und das Wesentliche überwuchert hatte; und von dem vieles inzwischen schon längst wieder abgestorben war. „Bei allem äußeren Glanz, der über den Klöstern St. Benedikts während der Barockzeit gestrahlt hatte, gab es aber doch auch, besonders gegen Ausgang dieser Epoche, vielerlei Erschlaffung, und der äußeren Säkularisation war schon in manchen Abteien eine innere vorausgegangen. So hatte der Sturm auch viele welke Äste und morsche Bäume hinweggefegt, und es konnte ein neuer Anfang gemacht werden.“⁵²⁾ So sagte es, als Historiker seines Ordens, der Benediktiner Stephan Hilpisch; aber auch sein Ordensbruder Ignaz Speckle umschrieb es, der Zukunft gefaßt entgegenblickend, schon 1796 mit fast demselben Bild: „Will der Herr uns erhalten und ferner als Werkzeuge zum Guten brauchen, so wird er uns bessern und alle Anschläge unserer Feinde werden nichts gegen uns vermögen; sind wir nicht zu bessern, so verdienen wir wie der unfruchtbare Baum ins Feuer geworfen zu werden.“⁵³⁾ Aber aus der Asche erstanden, auch in Baden, die Klöster wieder neu, und der Baumstumpf schlug wieder aus, wie es das Motto von Monte Cassino, dem Hauptkloster der Benediktiner, ja von jeher verspricht: *succisa virescit*.



Emblem des Klosters Monte Cassino

1) Die hier vorliegende Arbeit handelt wohlgermerkt von den Klöstern nicht im damaligen, sondern im jetzigen Baden, und zwar längst nicht von allen (wie sie, anlässlich ihres Untergangs, an anderer Stelle vollständig verzeichnet wurden: vgl. Hermann Schmid, *Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811*. Überlingen 1980). Hier geht es vielmehr und vor allem um die Klöster der alten monastischen, d. h. benediktinischen Tradition, die von der neuen Zeit weiter herausgefordert und in Frage gestellt wurden als die der jüngeren, sozusagen offeneren Orden. Vgl. dazu zunächst: Klaus Schreiner, *Mönchtum im Zeitalter des Barock*. Der Beitrag der Klöster zur Kultur und Zivilisation Südwestdeutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. In: *Barock in Baden-Württemberg*. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution (= Ausstellungskatalog) Bd. 2 (= Aufsätze). Karlsruhe 1981, S. 343–363.

2) Zit. n.: Alberich Siwek (Hrsg.), *Die Zisterzienserabtei Salem*. Der Orden, Das Kloster, Seine Äbte. Sigmaringen 1984, S. 290.

3) In Gebweiler mußten die Stiftsherren fliehen, in Ottmarsheim die Stiftsdamen militärischen Schutz anfordern. Am 18. August 1789 berichtete der Amtmann von Kehl nach Karlsruhe: „Seit gestern fängt es auch diesseits des Rheins etwas unruhig zu werden, an“ (zit. n.: Jörg Sieger, *Kardinal im Schatten der Revolution*. Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein. Kehl 1986, S. 59 [Anm. 54]). Das Folgende nach: Karl Obser, *Baden und die revolutionäre Bewegung auf dem rechten Rheinufer im Jahre 1789*. In: *ZGO* 43 (1889), S. 212–247.

4) Vgl. Oskar Kohler, *Die Schutterner Rebellion von 1741–1744*. In: *Die Ortenau* 37 (1957), S. 106–111.

5) Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald. Bearbeitet von Ursmar Engelmann OSB. Bd. 1 (1795–1802) (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe A/Bd. 12). Stuttgart 1965, S. 45.

6) Ebd. S. 448; vgl. auch Speckles Ärger mit den Söhnen und Schwiegersöhnen eines von ihm streng bestrafte Bauern: hier handelte es sich um „Uhrmacher, die ehedessen während der Revolution in Frankreich waren“ (ebd. S. 67).

7) Sogar Joann Conrad Machleid aus Ettenheim, sonst ein frommer und friedlicher Mann, fand: „die geistlich(en) legen dem armen Mann große burden auff, und ßie rihrens mit keinem finger ahn, wenn man ihnen nur braff gibt, und unnetiges opfferet“ (zit. n.: Sieger, a. a. O. S. 59 [Anm. 54]).

8) Speckle, a. a. O. S. 218; vgl. auch Sieger, a. a. O. S. 145–147.

9) Vgl. Bonifaz Wöhrmüller OSB, *Literarische Sturmzeichen vor der Säkularisation*. In: *Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige* Bd. 45/N. F. Bd. 14 (1927), S. 12–44. — Als „erster Donnerschlag des anbrechenden Unwetters und Untergangs“ (ebd. S. 14) gilt das unter Pseudonym erschienene Buch eines hohen bayrischen Beamten namens Peter v. Osterwald, der ein ehemaliger Novize von Gengebach war.

10) Zit. n.: Schreiner, a. a. O., S. 358.

11) Zit. n.: Briefe und Akten des Fürstabts Martin II. Gerbert von St. Blasien 1764–1793. Bearbeitet von Wolfgang Müller. Hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Bd. 1 (= Politische Korrespondenz 1782–1793). Karlsruhe 1957, S. 26.

12) Ebd. S. 264. — Auch Gerberts literarische Tätigkeit diene, nicht anders als die diplomatische, dem Hauptzweck, „die Verdienst der Ordensstände besonders desjenigen, welchen ich profitiere, der undankbaren Welt vor Augen zu stellen“ (Bd. 2 [= Wissenschaftliche Korrespondenz 1782–1793]. Karlsruhe 1962, S. 200).

13) Zit. n.: Gerbert Bd. 1, S. 47 f. (Anm. 2).

14) Zit. n.: Ulrike Gauß, *Die Zeichnungen und Aquarelle des 19. Jahrhunderts in der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart*. Bestandskatalog. Stuttgart 1976, S. 110. — An dieser Stelle sei Frau Dr. Gauß für die Übermittlung der Abbildung sehr herzlich gedankt.

15) Karl Clauer, *Der Kreuzzug gegen die Franken*. In: Jost Hermand (Hrsg.), *Von deutscher Republik. 1775–1795*. Bd. 1 (= Aktuelle Provokationen). Frankfurt a. M. 1968, S. 122–128; hier S. 123.

16) Speckle, a. a. O. S. 181.

17) Vgl. Konstantin Maier, *Auswirkungen der Aufklärung in den schwäbischen Klöstern*. In: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 86 (1975), S. 329–355. — Eine solche (und ebenso gründliche) archivalische Untersuchung der badischen Klöster, die freilich sicher zum selben Ergebnis käme, wäre dringend zu wünschen. In ihr dürfte auch Franz Georg Uebelacker (vgl. ebd. S. 347 f.; Wöhrmüller, a. a. O. S. 27) nicht fehlen, der die barocke Entartung des Mönchtums aufs schärfste kritisierte; er war Mönch von Petershausen, als solcher noch Fürstlicher Geistlicher Rat in Donaueschingen, nach seinem Austritt aus dem Orden und seinem literarischen Angriff auf ihn noch Baudirektor in Singen, etc.

18) Speckle, a. a. O., S. 8.

19) Ebd. S. 9.

20) Ebd. S. 209.

²¹⁾ Ebd. S. 210; vgl. auch das Folgende.

²²⁾ Speckle Bd. 2 (1803–1819) (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe A/Bd. 13). Stuttgart 1966, S. 349.

²³⁾ Was der 1782 in Rastatt erschienene „Aktenmäßige Unterricht in Sachen der PP. Paul Keim und Beda Dilg . . . der Abtei Schwarzach a. Rhein wider die 44 Aebte der Straßb. Benediktinerkongregation“ in diesem Zusammenhang bedeutet, ließ sich nicht feststellen (vgl. Wöhrmüller, a. a. O. S. 27).

²⁴⁾ Vgl. Siwek, a. a. O. S. 300–302, 340–342.

²⁵⁾ Andreas Georg Friedrich Rebmann, Das Emigrantengeschmeiß. In: Hermand, a. a. O. S. 92–94; hier S. 93.

²⁶⁾ Speckle Bd. 1, S. 233.

²⁷⁾ Vgl. z. B. Gerbert Bd. 1, S. 246–248, 251, 255.

²⁸⁾ Vgl. Medard Barth, Seminaristen und Benediktiner des Elsaß als Flüchtlinge im Kloster Ettenheimmünster während der Französischen Revolution. In: FDA 71(1951), S. 179–184; Erwin Dittler, Emigrantentruppen in der Herrschaft Ettenheim unter Louis René Edouard, Prinz von Rohan-Guéméné, Fürst und Bischof von Straßburg, im Jahre 1791. In: Die Ortenau 55 (1975), S. 112–149; Sieger, a. a. O. S. 182–188.

²⁹⁾ Zit. n.: Barth, a. a. O. S. 180.

³⁰⁾ Zit. n.: Walter Grab, Eulogius Schneider — ein Weltbürger zwischen Mönchszelle und Guillotine. In: W. G., Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern. Zur Geschichte der deutschen Jakobiner. Frankfurt a. M./Olten/Wien 1984, S. 109–166; hier S. 124.

³¹⁾ Zit. n.: Sieger, a. a. O. S. 190 (Anm. 104).

³²⁾ Vgl. Erwin Dittler, Jakobiner am Oberrhein. Kehl 1976 (zuvor u. d. T. „Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein“ in: Die Ortenau 54 [1974], S. 274–293; 55 [1975], S. 288–289; 56 [1976], S. 213–276); Johannes Werner, Der Fall Fahrländer oder Über die Entwicklung vom Mönch zum Revolutionär. In: Die Ortenau 67 (1987), S. 163–172.

³³⁾ Heinrich Hansjakob, In der Karthause. Tagebuchblätter. 4. Aufl. Stuttgart 1903, S. 251.

³⁴⁾ Speckle Bd. 1, S. 124. — Nachträglich fand sich doch noch ein mit Hansjakobs Darstellung übereinstimmender, aber etwas ausführlicherer Lebenslauf in: Joseph Bader, Das ehemalige Kloster Sanct Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Academie. In: FDA 8 (1874), S. 103–253; hier S. 225–227; vgl. auch S. 176, 248 f.

³⁵⁾ Vgl. Robert Schmitt, Simon Joseph (Gabriel) Schmitt (1766–1855). Mönch der Aufklärungszeit, Französischer Funktionär, Deutscher Beamter, Dozent der Philosophie und Gutsbesitzer. Lebensgeschichte, Vorfahren und Nachkommen. Zu-

gleich ein Beitrag zur kurmainzischen und pfälzischen Landes- und Geistesgeschichte. Koblenz 1966, bes. S. 51–79.

³⁶⁾ Vgl. Grab, a. a. O.

³⁷⁾ Gerbert Bd. 1, S. 229–232; hier S. 231; eigene Übertragung aus dem Französischen (dabei „fougne“ in „fougue“ berichtigt; der Text ist auch sonst fehlerhaft).

³⁸⁾ Es gibt aber nicht nur Vorläufer, sondern auch Nachfolger, und dies bis in die Gegenwart hinein; über einen der bekanntesten vgl. Johannes Werner, Die Gethsemani-Gedichte von Ernesto Cardenal. Aus der Schule des Dichters Thomas Merton. In: Erbe und Auftrag 5/1988, S. 369–377.

³⁹⁾ Vgl. Johannes Werner, Das Ordenskleid. Eine Nachprüfung. In: Erbe und Auftrag 4/1982, S. 277–283.

⁴⁰⁾ Zit. n.: Grab, a. a. O. S. 128.

⁴¹⁾ Vgl. ebd. S. 548.

⁴²⁾ Christoph Friedrich Cotta, Eulogius Schneiders Schicksale in Frankreich. Hrsg. von Christoph Prignitz. Hamburg 1979, S. 47 f.

⁴³⁾ Zit. n.: Grab, a. a. O. S. 129.

⁴⁴⁾ Zit. n.: ebd. S. 139.

⁴⁵⁾ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Philosophie der Weltgeschichte Bd. 2 (= Sämtliche Werke Bd. 9). Hrsg. von Georg Lasson. 2. Aufl. Leipzig 1923, S. 926.

⁴⁶⁾ Vgl. z. B. Pierre Bertaux, Hölderlin und die Französische Revolution. Frankfurt a. M. 1969, bes. S. 64–84.

⁴⁷⁾ Walter Dirks, Liberté—Egalité—Fraternité. In: Festgabe für Wilhelm Hausenstein. Zum 70. Geburtstag, 17. Juni 1952. München 1952, S. 258–266; hier S. 266. — Der Priester Jacques Roux, ein nicht unwichtiger Wortführer der Revolution in Paris, fügte 1791 seinem Treueid auf die Verfassung aus feien Stücken die Erklärung hinzu, „daß ich bereit bin, mein Blut bis zum letzten Tropfen zu vergießen zur Unterstützung der Revolution, die bereits auf dem gesamten Erdengrund das Los des Menschengeschlechts gewendet hat, indem sie die Menschen untereinander gleich macht, wie sie es vor Gott sind von Ewigkeit zu Ewigkeit“ (zit. n.: Walter Markov, Die Freiheiten des Priesters Roux. Berlin 1967, S. 93).

⁴⁸⁾ Vgl. z. B. Rudolf Reinhardt im Artikel „Isny“ in: Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg (= Germania Benedictina Bd. 5). Bearbeitet von Franz Quarthal u. a. Augsburg 1975, S. 320–330; hier S. 323.

⁴⁹⁾ Otto Braunsberger SJ, Rückblick auf das katholische Ordenswesen im 19. Jahrhundert. Freiburg 1901, S. 32.

⁵⁰⁾ Zwar meint Hermann Schmidt (a. a. O. S. 331 f.), die badischen Klöster seien zum Zeitpunkt ihrer Aufhebung in der Substanz gesund ge-

wesen. Doch das Bild, das sie boten, spricht oft eine andere Sprache, vor allem auch im Vergleich mit dem, was den Ordensgründern ursprünglich vorgeschwebt hatte. Zudem gab es Gegenbeispiele wie etwa St. Blasien, das ins Exil ging und dort weiterlebte, und viele französische Klöster, die dasselbe taten oder deren Mitglieder lieber die Verborgenheit, die Verfolgung oder den Tod auf sich nahmen als den Verrat an dem Ideal, dem sie sich einst einmal feierlich auf Lebenszeit verschworen hatten. (Vgl. z. B. Henry Sanson, Tagebücher der Henker von Paris. 1685 bis 1847. Potsdam 1924, S. 341—367; dazu dann die bekannten literarischen Gestaltungen von Gertrud von Le Fort [„Die Letzte am Schafott“] und Georges Bernanos [„Dialogues des Carmélites“].)

⁵¹⁾ Speckle Bd. 2, S. 207; vgl. auch S. 229 f.

⁵²⁾ Leonhard von Matt/Stephan Hilpisch OSB, Benediktus. Leben und Werk. Würzburg 1960, S. 223.

⁵³⁾ Speckle Bd. 1, S. 61; vgl. auch S. 211. — Vgl. außerdem den Propst Hupfauer vom Stift Beuerberg in Bayern, der (zit. n. Wöhrmüller, a. a. O. S. 40) im Jahre 1801 schrieb: „Das Mönchtum gleicht einem veralteten Baum, der mehrere dürre Äste, unnütze Wassergeschosse und viele Misteln, verderbliche Schmarotzerpflanzen hat, einem Baum, der nur wenig Früchte noch trägt und dessen Früchte obendrein den jetzt bereits an etwas Besseres gewöhnten menschlichen Gaumen nicht mehr reizen, einem Baum, dessen Zweige eben deswegen nicht einmal mehr zum Pfropfen taugen, einem Baum, der den Boden, auf dem er steht, nur aussaugt, ohne den gehörigen Nutzen zu geben. Wozu soll er noch länger dastehen? Er ist beinahe blätterlos und gibt nicht einmal einen erquickenden Schatten mehr. Wir wollen ihn umhauen, den Platz, den er eingenommen, zu etwas Besserem benützen, und das Holz, das er gibt, zu tauglichem und nützlichem Hausgerät umschaffen!“

Johann Peter Hebel an Gmelin, 6. November 1796

6. November 1796

... Vorgestern kam ich aus dem Oberlande zurück, und Sie sind nun auf viele Nachrichten aus jenen Gegenden begierig. Wärs Wunder, wenn ich Ihnen nur wenige geben könnte, da ich fast die ganze Zeit in Lörrach blockiert war und nur den einzigen Paß in den Schweizer Boden frei hatte? Den Gang der Hauptbegebenheiten wissen Sie. Partikularitäten verlieren sich im Großen und werden unwichtig. Also vom Zustande unsers lieben Oberlandes. Bei den unzähligen Einquartierungen und Durchzügen französischer Truppen, die den Unterländer arm und mutlos gemacht hätten, blieben unsere Landsleute immer getrost; artig und schonlich betrogen sich auch im ganzen die Franzosen. General des Enfans, der in Lörrach kommandierte, tat dem Lande die wichtigsten Dienste. Als der Rückzug der Franzosen aus Schwaben anfang und ein großer Teil der Armee im scheußlichsten Zustande nebst der ganzen unschätzbaren Menge der Beute und des Raubs aller Art eine Woche lang von Rheinfeldern herab durch Lörrach und über den Tüllinger Berg nach Hüningen zog, fing uns doch insgesamt zu grauen an, zumal da wir auf fleißige Erkundigungen immer hören mußten, daß der schlimmste Teil der Armee, die Arrieregarde unter General Tarreau noch zurück sei, die wie ein Kehrbesen hinter der Armee her alles rein mache. Lange harreten wir auf diese Ungeheuer und trösteten uns mit des Enfans guten Versicherungen, daß er die Stadt gewiß bewahren und für die Dorfschaften tun wolle, was möglich sei. Indessen hatte sich die fr. Hauptarmee durch die Hölle ins Breisgau geworfen, und solange diese nicht über den Rhein zurück war, mußte Tarreau nicht nur bei den Waldstädten und über das Gebirg bis ins Wiesental stehen bleiben, sondern es kam auch noch eine Kolonne von 10 000 Mann, die bereits nach Hüningen marschiert war, von denen wir glaubten befreit zu sein, wieder zurück, um jenen zu verstärken und die Passage nach Hüningen gegen die von den Waldstädten her nachdrückenden Kaiserlichen für die Hauptarmee offen zu erhalten. Zum Glück war Moreaus Bleiben im Breisgau von keiner langen Dauer, aber auch zur Besorgnis für Lörrach und das Wiesental waren auch die Kaiserlichen schon diesseits Rheinfeldern eine starke Stunde von Lörrach, als Moreau noch einen vollen Tag zum Rückzug über die Hüninger Brücke brauchte. Dies brachte den General Tarreau zu dem Entschluß, Lörrach zu besetzen und den Tüllinger Berg, das Käferholz und die Straße, welche aus dem Wiesental über die Thumringer Anhöhe gegen den Rhein führt, mit Kanonen zu besetzen, um die von Rheinfeldern her an der entgegengesetzten Anhöhe herabkommenden Kaiserlichen zu empfangen; und wärs dazu gekommen, so wäre Lörrach ohne Zweifel ein beklagenswürdiges Opfer des Kriegs geworden. Alles fing an zu flüchten und davonzulaufen. Des Enfans selber riet nun dazu. Zum Glück hatten wir den Schweizerboden nahe genug. Spezial Wagner, bei dem ich logierte, blieb, weil er den Tarreau im Quartier hatte. Ich wollte bei ihm bleiben, aber er trieb mich mit Gewalt fort. Zweimal war ich schon mitten durch die wilden wütenden Horden nach Riechen gewandert und zurückgekehrt. Das dritte Mal blieb ich. Der Tag, an dem man den Angriff erwartet hatte, war vergangen. Nun stand noch eine bange Nacht bevor. Der nächtliche Blick von Riechen ins Wiesental war fürchterlich; zu beiden Seiten waren die Anhöhen mit mehr denn 200 Wachtfeuern besetzt.

Bischof auf der Flucht

Zum Schicksal des letzten Straßburger Fürstbischofs und seiner rechtsrheinischen Besitzungen in den Jahren nach Ausbruch der Revolution¹⁾

Jörg Sieger, Mannheim

„den 14:t(en) heymonat hat die National-verßamlung in strasbourg dem könig od(er) dem gemeinen Volck, der nation gehuldiget, und wollen keinen könig in franck Reich mer haben ßonder einen kaißer, von francken, allwo in bariß und in dem ganzen könig Reich mueß under der nation alles stehn, und der könig dato der erste burger genent wirdt.“²⁾

So berichtet der Ettenheimer Chirurgus Joann Conrad Machleid im Juli 1790 über die Feierlichkeiten zum Jahrestag des Sturmes auf die Bastille in seinem „Diarium“. Worum es bei den revolutionären Unruhen in Frankreich tatsächlich ging, hatte er — wie wohl der größte Teil der rechtsrheinischen Bevölkerung — selbst ein Jahr nach Ausbruch der Revolution allem Anschein nach immer noch nicht erfaßt. Der französische Adel — insbesondere der Hochadel — hatte, wie die Emigrationszahlen deutlich belegen, den Ernst der Lage hingegen längst erkannt. Auch der Fürstbischof der Diözese Straßburg, Louis René Edouard, Prince de Rohan-Guéméné, hatte einsehen müssen, daß ein weiterer Verbleib in Frankreich mit nicht zu unterschätzender Gefahr für Leib und Leben verbunden war.

I. Der Prince Louis in den Jahren bis zum Ausbruch der Revolution

Vorbei waren die unbekümmerten Jahre, in denen die Biographie des Louis de Rohan sich wie die eines Märchenprinzen liest. Am 25. September 1734 als dritter Sohn des Hercules Mériadec de Rohan, Duc de Montba-

zon, und der Louise Gabrielle Julie de Rohan in Paris als Sproß eines der ältesten und vornehmsten französischen Adelsgeschlechter geboren, war für ihn natürlich nur eine höhere Laufbahn in Frage gekommen. Es begann eine glanzvolle Karriere: Studien im Collegium du Plessis, im Seminar von St. Magloire, Priesterweihe. 1756 erhielt der 21jährige die Abtei Chaise-Dieu in der Auvergne. Im gleichen Jahr, am 23. September, wird sein Onkel, Louis César Constantin de Rohan, zum Fürstbischof von Straßburg gewählt. Der sechzigjährige Bischof erbittet bereits zwei Jahre nach seiner Amtseinführung einen Koadjutor und erhält denselben am 22. November 1759 in der Person seines 25jährigen Nefen. Dessen Aufstieg ist damit noch lange nicht beendet. Nach seiner Weihe als Bischof von Canopolis erhält er im Jahre 1761 die Abtei Mont-Majour, wird am 11. Juni Mitglied der Französischen Akademie und empfängt in Straßburg am 7. Mai 1770 zusammen mit seinem Onkel den Brautzug der Marie Antoinette. Rohan vertritt Frankreich vom 6. Januar 1772 an als Botschafter am Wiener Hof, erhält nach seiner Abberufung nach dem Tode Ludwigs XV. 1777 die Würde eines Grand-Aumônier de France und am 1. Juli 1778 auf Verwendung Stanislaus' II. von Polen vom Papst den Kardinalshut gepaart mit den Einkünften der Abtei Sankt Waast zu Arras und dem bald darauf verliehenen Titel eines Provisors der Sorbonne. Als der alte Bischof Louis Constantin am 11. März 1779 stirbt, folgte ihm sein Neffe auf den Stuhl des Straßburger Bistums.

Doch dieser glanzvolle Aufstieg war bereits überschattet durch die Ungnade, in die Louis de Rohan bei Hofe und insbesondere bei Marie Antoinette während seiner Wiener Botschaftertätigkeit gefallen war. Einer unbedachten Äußerung hatte er es zuzuschreiben, daß sein Traum von einem Ministerportefeuille ein Traum bleiben würde. Nichtsdestoweniger versuchte er mit allen Mitteln die Gunst vor allem der Monarchin zurückzugewinnen. Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen lernte er die Betrügerin Jeanne de la Motte kennen, die es fertigbrachte, den leichtgläubigen Kirchenfürsten so hinter das Licht zu führen, daß er im Namen der von allem nichts ahnenden Königin ein Halsband im Wert von 1,6 Millionen Livres erwarb und es der de la Motte aushändigte, welche ihrerseits zwar vorgab, dasselbe der Königin überbringen zu wollen, jedoch nichts anderes im Sinn führte als die Diamanten des Schmucks Stück für Stück herausbrechen zu lassen und mit Hilfe ihres Mannes und eines Gehilfen größtenteils in England zu verkaufen. Im Juli 1785 wurde der Betrug entdeckt, Kardinal de Rohan festgenommen, verhört und schließlich in die Bastille geführt. Ein neunmonatiger Prozeß schloß sich an, bei dem ungezählte Personen vernommen und Berge von Papier beschrieben wurden. Frankreich sah sich mitten in einem Skandal, der dem Königshaus und insbesondere der verhaßten Königin ungemainen Schaden zufügte; insbesondere als Louis de Rohan am 31. Mai 1786 nach einem achtzehnstündigen Plädoyer freigesprochen wurde. Der Freispruch des Kardinals war ein Triumph der Opposition gegen Marie Antoinette, als deren Opfer man ihn ansah. Von allen Seiten wurde er beglückwünscht. Am Hofe aber war seine Ungnade eine völlige geworden. Am Tage nach seinem Freispruch schickte ihn der König in die Verbannung in eine seiner Abteien, aus der er später in sein Bistum übersiedeln durfte. Anfang Februar 1787 konnte er in seine Residenzstadt Zabern einziehen.

II. „Es gärt überall . . .“

Bis zu diesem Zeitpunkt läßt sich kaum ein größeres Interesse des Fürstbischofs an seinen Straßburger Besitzungen ausmachen. Das rechtsrheinische Territorium um die Stadt Ettenheim, für das er — ebenso wie für das Oberamt Oberkirch — gleichzeitig Bischof und Landesherr war, hatte er erst einmal, gemeinsam mit seinem Onkel im Jahre 1758, betreten. Jetzt erst beginnt sich Rohan dafür zu interessieren. Im Mai 1787 und September 1788 hat ein Mitglied der Familie die Stadt Ettenheim besucht und sich ausführlich die einzelnen Örtlichkeiten zeigen lassen. Dann, im Juli 1789, begann er selbst, die beiden rechtsrheinischen Oberämter zu visitieren. Am 11. besuchte er mit einem nicht unbeträchtlichen Gefolge von 60 Personen die Stadt Oberkirch im Renchtal, verbrachte dort drei Tage und reiste dann in den Süden der Ortenau weiter. Wie schon in Oberkirch so wurde der Kardinal auch in Ettenheim mit allen erdenklichen Ehren empfangen. Die Geistlichen des Lahrer Kapitels hatten sich versammelt, die Honoratioren der Stadt begrüßten den hohen Gast und die Schaulustigen drängten sich so auf den Straßen, „... daß mann nit hat können auff der gaßen laufen.“³⁾

In feierlicher Prozession zog man zur Pfarrkirche, von wo aus man den Fürstbischof — nach Te Deum und eucharistischem Segen — unter Salutschüssen zum Amtshaus geleitete. Dies alles geschah am 15. Juli 1789. Bereits einen Tag zuvor hatte das aufgebrachte Pariser Volk die Bastille gestürmt; und auch am Oberrhein war die Stimmung der Bevölkerung bei weitem nicht überall so „landesherrnfreundlich“ wie das in Ettenheim den Anschein hatte. Noch am 15. selbst kam es in Straßburg zu Ausschreitungen, die in der Folge nicht mehr in den Griff zu bekommen waren. Nach und nach wurde das ganze Elsaß von den Unruhen ergriffen und im August fing es auch auf rechtsrheinischem Territorium an, unruhig zu werden. Insbesondere das



Louis René Edouard, Prince de Rohan-Guéméné (1779—1803)

bischöfliche Oberamt Oberkirch schien völlig außer Kontrolle zu geraten. Diebereien, Raufereien und das Einschlagen von Fensterscheiben scheinen an der Tagesordnung gewesen zu sein. Die Oberkircher drohten, nach Allerheiligen zu marschieren, um ein Waldstück, dessen Besitzrechte zwischen der Stadt und dem dortigen Kloster umstritten waren, zurückzufordern. Diese Zwischenfälle in der Unteren Herrschaft waren vor allem durch die Tatsache, daß die Verwaltung des vorderösterreichischen Oberamtes Ortenau ihre Untertanen nicht restlos „im Griff hatte“, eine beständige Bedrohung. Ein Übergreifen der Unruhen vom Acher- und Renchtal auf die gesamte Ortenau war zum damaligen Zeitpunkt mehr als nur wahrscheinlich.

Der Druck der Anrainerstaaten und die eigene Unfähigkeit, auf dem Verhandlungsweg des Aufruhrs Herr zu werden, ließ die Überzeugung bei den Verantwortlichen der Straßburger Regierung wachsen, daß nur noch militärisches Eingreifen die Ruhe im Renchtal wiederherstellen könnte. Noch im Dezember 1789 befand sich Landvogt von Bruder in Mannheim und Mainz, um die Reichsexekution zu erwirken.

Zwei Monate später, am 15. Februar 1790, rückten 1032 Mann — je zur Hälfte mainzische und pfälzische Truppen mit vier Kanonen, zwei Haubitzen, blanken Säbeln, gespannten Hähnen und brennenden Luntzen in Renchen ein. Allein schon die Präsenz des Militärs reichte aus, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Die Bevölkerung hatte nicht nur die Schmach, besetzt zu sein, sondern auch die finanziellen Belastungen zu tragen, denn wie selbstverständlich hatte sie natürlich für den Unterhalt der Soldaten aufzukommen.

III. Sammlung der „französischen mißvergnügten“

Am 13. Juli 1790 überquerte Louis de Rohan mit seiner Hofhaltung bei Rheinau den Rhein. Er hatte längst begriffen, daß jeder

weiterer Aufenthalt in Frankreich für ihn viel zu gefährlich sein würde. Immer noch in der Illusion lebend, daß die Unruhen im Königreich in Kürze beseitigt werden könnten, zog er sich vorübergehend ins Kloster Ettenheim zurück, von wo aus er das bischöflich-straßburgische Amtshaus in der Stadt Ettenheim zu einer provisorischen Residenz umbauen ließ. Im Dezember selbigen Jahres konnte er dort mit aller Pracht Einzug halten. So wie er verließen eine ganze Reihe französischer Adliger ihre Heimat,

„... weilen in dem Elsaß alle Rebellion ist, und die herrschafften schier nit mer sicher sein.“⁴⁾

Doch nicht überall wurde ihnen der Aufenthalt leicht gemacht. Eingeschüchtert durch die Ereignisse des Jahres 1789 bemühten sich die Landesherrn um größtmögliche Neutralität. Baden verordnete aus diesem Grund, daß sich kein Fremder länger als 24 Stunden an einem Ort aufhalten dürfe, und auch das vorderösterreichische Oberamt Ortenau nahm keine Franzosen auf.

Rohan hingegen ließ im März 1791 die Wirte des Ettenheimer Oberamtes befragen, wieviele Leute sie aufnehmen könnten und welches Kostgeld zu entrichten sei.

„Solchergestalten wird der Sam(m)elplatz der Französischen und zu einer gegen Revolution bestim(m)ten Emigranten die hiesige gegend seyn, woher sich großes Unheil vor das hiesige Ober Amt, und das Ober Amt Hochberg ergeben wird, . . .“⁵⁾

befürchtete das badische Oberamt Mahlberg zurecht. Bereits Mitte März trafen mehrere Abteilungen von sogenannten „aristocratischen Rekruten“ in Ettenheim ein und täglich vermehrte sich die Anzahl des „von denen französischen mißvergnügten großen engagierten Volks“⁶⁾. Unter Vicomte Boniface de Mirabeau, einem Bruder des berühmten Grafen Mirabeau, wurden in Ettenheim und den benachbarten Ortschaften des Oberamtes vornehmlich unter den französischen Emigranten, aber auch bei der einheimischen Bevölkerung Truppen für den Kampf gegen die

Revolutionäre angeworben. Die Zahl der Soldaten, die zunächst noch in Wirtshäusern und Privatquartieren untergebracht waren, wuchs immens. Bereits im Juli 1791 sprach man von 1800 Mann und ein Ende war noch lange nicht abzusehen.

Mit dem Anwachsen der Truppen wuchsen auch die Zwischenfälle, die das Verhältnis der einheimischen Bevölkerung insbesondere zu den gebürtigen Franzosen mehr als trübte. Auch der Versuch, die Soldaten in extra dafür hergerichteten Lagern unterzubringen, löste die Schwierigkeiten nicht. Daß die Wildereien zunahmen, war noch die geringste Auswirkung der Truppenunterbringung. Gegen Ende des Aufenthalts der sogenannten Mirabeau'schen Legion im Oberamt Ettenheim zog Machleid folgende Bilanz:

„... eß kein hier ohngefahr hier in lazereten, und 4 lagern gestorben 20 mann, 30 mann, sollen sich in 4 lagern muetwilliger weiß erstochen habe(n) und verschoßen im duell haben ...?“

Die Liste der Straftaten, die die Zivilbevölkerung in Atem hielt begann mit Diebstählen in den zahlreichen Bauernhöfen und Wirtshäusern und endete mit Totschlägen und Vergewaltigungen, in die bereits 12- und 13jährige Mädchen verwickelt wurden. Nicht umsonst versuchte das badische Oberamt Hachberg die Jugendlichen aus den ihm unterstellten Ortschaften von Ettenheim — und insbesondere von den zahlreichen Tanzveranstaltungen dort — fernzuhalten. Die Verantwortlichen in Broggingen und Tutschfelden beklagten sich bei ihrem Oberamt darüber,

„... daß nicht nur ledige Manns und Weibs Personen, sonder(n) auch Weiber dieser bede(n) Orte an Sonn- und Werktagen dem Tanzen in Ettenheim und dortiger Gegend nachziehen Woher bey den jungen Purschen mißliebige Händel, bey den Weibsleuten aber Sittenverderb(liche) Verführungen zue besorgen stehet, welche zu steuern wir unter Anhoffung hoechster Genehmigung beeden Gemeinden der gemessenen Befehl ertheilt haben, daß alte und junge Leute beiderley

Geschlechts sich der Tänze und anderer öffentl. Lustbarkeiten im Ettenheimischen um sogewisser enthalten sollen, als wir wiederum falls die übertretende ledige Leute durch Strok Streiche die verheurathete aber mittels Einthürmung hievon abhalten und zur Strafe ziehe(n) werden.“⁸⁾

Erst als im Februar 1792 die Mirabeau'sche Legion auf Druck der Anrainerstaaten das Territorium des Hochstiftes verlassen mußte, nahmen diese Ausschreitungen ein Ende.

IV. Die Zivilkonstitution des Klerus

Eine der ersten großen Aufgaben, mit denen sich die neu errichtete provisorische Bistumsverwaltung auseinandersetzen hatte, war die sogenannte „Constitution civile du clergé“, mit der die Verfassungsgeber des revolutionären Frankreichs die Neuregelung der kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich besiegeln wollten. In Dekreten vom 27. November und 26. Dezember 1790 wurden die Geistlichen, die ein öffentliches Amt bekleideten, aufgefordert, den gleichen Eid wie die zivilen Beamten zu leisten. Sie sollten schwören,

„... dem Staat, dem Gesetz und dem König treu zu sein und mit ihrer ganzen Kraft die Verfassung aufrechtzuerhalten.“⁹⁾

Eidesverweigerung galt als Verzicht auf das Amt und Unruhestifter sollten vor Gericht gestellt werden.

Ein Großteil der Geistlichen, darunter auch Kardinal Louis de Rohan, weigerten sich, den Eid zu leisten, was eine Fülle von Auseinandersetzungen zwischen dem neuen französischen Staat und der Katholischen Kirche nach sich zog. In Straßburg wurde am 6. März 1791 Franz Anton Brendel zum Gegenbischof gewählt. Er sollte anstelle des eidverweigernden Bischofs die Diözese leiten. Am 22. April wandte er sich an die Gläubigen der Straßburger Diözese:

„Wir, Franz Anton Brendel, aus göttlicher Barmherzigkeit, und in der Gemeinschaft des heiligen apostolischen Stuhls, gesetzmäßig

erwählter Bischof des Niederrheinischen Departements, ertheilen Unsern ehrwürdigen Mitarbeitern und allen Glaubigen Unsers Kirchsprengels, Unsern Gruß und Segen, in Jesu Christo unserm Herrn . . . Ihr könnt also nicht mehr, liebste Brüder, Bischöffe, Pfarrer und andere öffentliche Kirchendiener für die eurigen erkennen, welche des Gesetzbruchs schuldig ihres Amts entsetzet sind . . . sie sind nicht mehr eure wahren Hirten, sie sind vielmehr in niederträchtige, eigensinnige Miethlinge verwandelt, in reißende Wölfe, die um unsere unschuldige Heerde herum heulen, um sie zu verschlingen . . .¹⁰⁾“

Daß die Kirchenleitung diese Maßnahmen nicht widerspruchslos hinzunehmen gedachte, hatte sie bereits Anfang April deutlich gemacht.

„den 3:t(en) abril, alß am Sonntag letare hat unßer H: pfarer mast auff der kanzel einen truckten brieff abgeleßen daß der nation neüwe bischoff franz Joseph brentle, ein sehr gelehrter mann von Rom auß Excomunicirt, und in bann verwißen beye, samt denen pfarherren alwo zue ihme halten, eß sein auch selbe wochen ville geistliche, und pfarherren, wo zue unßerem hirten und cardinal halten, bey dag und nacht hierhero kom(m)en, allhier und in der nachbarschafft zu sein, wie eß noch kombt ist laider allein Gott bekant.¹¹⁾“ Der Hinweis auf die Flucht der Geistlichen deutet die Auswirkungen, die die Auseinandersetzungen um die Zivilkonstitution des Klerus mit sich brachten, an. Hunderte von Priestern und Ordensleuten aus dem benachbarten Frankreich suchten in den rechtsrheinischen Besitzungen des Kardinals Unterkunft. Vor allem in den Klöstern versuchte der Bischof die Flüchtigen unterzubringen. Verschärft wurde die Situation im Sommer 1792, als infolge der immer stärkeren Dechristianisierung die Zahl der emigrierenden französischen Geistlichen noch einmal sprunghaft anstieg. Allein in der Stadt Ettenheim waren zeitweise 155 Priester untergebracht, die selbstverständlich täglich die Messe feiern wollten, was zur Folge hatte, daß an

den vier Altären der Stadt jeweils zwischen 30 und 40 Messen pro Tag gefeiert wurden. Das Kloster Ettenheimmünster, das für die Meßweinlieferungen nach Ettenheim zuständig war, weigerte sich daher, weiterhin den enorm gestiegenen Bedarf zu decken. Erst die Appellation an den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz konnte das Kloster dazu bewegen, die Lieferungen wieder aufzunehmen.

Ebenfalls vor allem im Kloster Ettenheimmünster, aber auch in den anderen rechtsrheinischen Klöstern auf dem Boden des Bistums Straßburg, hatte man die Seminaristen untergebracht, die wie die Priester das Elsaß zum größten Teil ebenfalls verlassen hatten. Dort gingen sie nun weiter ihren Studien nach, während der konstitutionelle Bischof Brendel immer größere Schwierigkeiten hatte, die Seelsorge im Elsaß aufrechtzuerhalten.

V. Der Krieg

Am 20. April 1792 wird von Frankreich der Krieg erklärt. Ungeheure Truppenbewegungen finden am Oberrhein statt, wie Joann Conrad Machleid und Karl Ludwig Schilling von Canstatt in ihren Tagebüchern berichten. Obschon die ersten Kriegsjahre ruhig verlaufen, überschattet die Hinrichtung des Königs und der Königin den Fortgang der Ereignisse. Dies war ein Schlag für alle Emigranten, von dem man sich nicht wieder erholen sollte. Während man in Ettenheim noch versuchte durch allerlei Festivitäten die Emigranten bei Laune zu halten, deuteten einige Maßnahmen schon darauf hin, daß man sich auf einiiges vorbereitete. Unübersehbar waren die Vorkehrungen, die Rohan treffen ließ. So wurde ein . . .

„. . . außfahl gemacht, durch deß H: pfarers garthen, über die stathmauren durch deß H: laibliß garten, eine stegen hinundter in daß finster weldelin, auff den caßpar Jegers prelaten guet, Etliche stapflen hinauff, alß dann kaner fürst spaziren gehn, od(er) flien wo man will, amen.¹²⁾“

In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1796 überschritten die Franzosen dann bei Kehl

IN EXPECTATIONE
BEATAE RESURRECTIONIS
HIC REQUIESCIT
EMINENTISSIMUS PRINCEPS
LUDOVICUS RENATUS EDUARDUS
DE ROHAN-GUEMENE
S. R. E. CARDINALIS
EPISCOPUS ARGENTINENSIS
1734 – 1803
UNA CUM SUO SUFFRAGANEO
JOANNE JACOBO LANTZ
EPISCOPO DORITANO
1720 – 1799
R. I. P.

Die Grabplatte aus dem Jahre 1953 (150. Todestag) im Chorraum der Ettenheimer Pfarrkirche

den Rhein, überrumpelten die Festung und drangen in die Ortenau ein.

Furcht und Schrecken verbreitete das Erscheinen der französischen Truppen. Viele flohen und brachten ihre Habseligkeiten in Sicherheit. Nahezu alle Pfarrer des Landkapitels Lahr verließen ihre Pfarreien. Gottesdienst und Seelsorge lagen darnieder. Die Franzosen sollen Tabernakel erbrochen, das Allerheiligste entehrt, sakrale Gegenstände und Gewänder geraubt haben. Reiche und Arme wurden geplündert, geschlagen und mit dem Tod bedroht, beleidigt und beschimpft. Was nicht fortgeschleppt werden konnte, wurde zerstört. Etliche Wochen dauerte dieser Zustand.

Rohan und sein ganzes Konsistorium hatten Ettenheim verlassen. Der Kardinal floh nach Baden in der Schweiz. Sein Weihbischof Lanz, der in Schuttern weilte, wich über den Schwarzwald nach Schwaben aus. Am 28. Juni 1796 waren Ettenheimer Fuhrleute damit beschäftigt, die Unterlagen der Stadt Ettenheim — vorerst nach Waldshut — auszulagern. Erst vier Monate später konnte Rohan nach Ettenheim zurückkehren.

In den Jahren danach wird es einigermaßen ruhig in und um Ettenheim. Zwar gibt es kaum einen Tag, an dem keine Soldaten, egal aus welchem Regiment, in der Stadt lagen, doch ist die Lage so stabil, daß sich der Kardinal auch im März 1798 immer noch in den Mauern der Stadt aufhalten kann. Lediglich im April 1797 hatte er sie vorübergehend wieder verlassen müssen. Die weiteren Monate brachten, neben dem Tod des Weihbischofs Lanz am 6. Januar 1799, weitere militärische Aktionen der Franzosen unter General Jourdan. Die französischen Truppen überschritten bei Kehl und Basel den Rhein und zwangen Rohan noch einmal, seine Residenz am 12. Februar 1799 zu verlassen. Mit einigen wenigen Vertrauten begab er sich nach Regensburg, wo er am 20. Juni 1799 mittels eines Hirtenschreibens die Gläubigen seiner Diözese um ihr Gebet für den in Gefangenschaft geratenen Papst Pius VI. bat. Ein wei-

teres Schreiben folgte auf die Nachricht von dem am 29. August 1799 eingetretenen Tod des Papstes. Zu Beginn des Jahres 1801 weilte der Kardinal in St. Pölten in Niederösterreich, wo er am 26. Januar den Fastenbrief herausgab. Erst nachdem am 9. Februar 1801 der 2. Koalitionskrieg durch den Frieden von Lunéville beendet worden war, konnte der mittlerweile 67jährige Fürstbischof nach Ettenheim zurückkehren.

VI. Unter badischer Herrschaft

In der Folge des Konkordates mit Napoleon mußte Louis de Rohan am 8. April 1802 auf den linksrheinischen Teil seiner Diözese verzichten. Er war nun nur noch Bischof eines Gebietes, das ziemlich genau die Ortenau umfaßte. Als Fürst blieben ihm dagegen lediglich die beiden Oberämter Oberkirch und Ettenheim.

Bereits im Jahre 1791 waren den deutschen Fürsten jedoch die kirchlichen Besitzungen rechts des Rheins als Tauschobjekte für ihre linksrheinischen Verluste angeboten worden. Damals hatte sich Rohan energisch gegen diese „Privat Nachrichten“ und „öffentlichen Zeitungen“ gewehrt. Als Ende 1802 Markgraf Carl Friedrich die rechtsrheinischen Besitzungen des Kardinals im Vorgriff auf den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 dann tatsächlich in Besitz nahm, brachte der Kardinal diesen Maßnahmen nur noch schwachen Protest entgegen. Während der Inbesitznahme Ettenheims befand er sich auf der Jagd.

Kurz nach den Ereignissen im Herbst 1802 erkrankte der Kardinal an einer Influenzaepidemie. Am 14. Februar 1803 ergeht noch einmal ein Aufruf, für den äußerst schwer erkrankten Bischof zu beten, doch schon zwei Tage später, am 16. Februar 1803, stirbt Louis René Edouard, Prince de Rohan-Guémené, in seiner Residenz in Ettenheim. Amtmann Stuber berichtet nach Karlsruhe:

„Es sind des Herrn Cardinalen Fürstbischofen Eminenz und Durchlaucht endlich in

letzterverfloßener Nacht um halb 12 uhr wirklich verblichen: Der mir zugegangenen Weisung zufolge hab ich nicht entstanden, von diesem Trauerfalle die gleichbaldige Anzeige ad Consil. secret. zu machen, die Intestat Erben dahin nahmhaft zu machen, zu bemerken, daß der Höchstseelige gestern Mittags seine letzte Willensmeinung ad acta judicialia des Oberamtes, jedoch verschlossen, übergeben, und mir überhaupt in der Sache gnädigste Verhaltens Befehle auszubitten.

Und wie ich gleich nach erfolgtem Todfalle an das Appartemens des Hohen verblichenen die gerichtliche Sperre angeleget, so hab ich nicht entstehen wollen, Euer Hochwohlgebohrn Copiam des hierunter aufgenommen(m)enen Prothocolli mit der gehorsamsten Bitte zuzumiteln, mir in soferne hierunter noch irgend etwas ermangeln sollte, Hochgeneigteste Weisung zugehen zu laßen. Übrigens hat dieser Vorfall in hiesiger Stadt eine ausserordentliche Sensation verursacht und überhaupt zu tage geleet, wie sehr das Volk diesem unglücklichen Fürsten zugethan gewesen.¹³⁾

Der Kardinal wurde im Chor der Ettenheimer Stadtpfarrkirche beigesetzt. Charlotte Louise Dorothee, Princesse de Rohan-Rochefort, war von ihrem Großonkel als Universalerin eingesetzt worden. Dem immer noch beträchtlichen Vermögen des Kardinals standen jedoch unübersehbare Schuldforderungen gegenüber, die sich in den Jahren seit Ausbruch der Revolution immer mehr angehäuften. Die Folge war der Konkurs über den Nachlaß und eine Reihe von Prozessen. Immer neue Schuldner meldeten sich; manch einer von ihnen konnte den Verlust, der ihm entstanden war, nicht verkraften. Zeugnisse menschlicher Tragödien stapeln sich in den Regalen des Badischen Generallandesarchivs in Karlsruhe.

Über die Auseinandersetzungen um das Erbe des Kardinals hinweg, blieb die Grabinschrift, die Charlotte de Rohan für ihren Großonkel entwarf, unausgeführt. 150 Jahre lang blieb das Grab ohne nähere Bezeichnung. Eine Bü-

ste stand einige Jahre im Chor, um an Rohan zu erinnern, und ein Kreuz dürfte sich an der Stelle befunden haben, an der sich das Grab befindet, so wie auch 1888, als der neue Fußbodenbelag in die Kirche kam, die Stelle mit farbigen Platten gekennzeichnet wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde das Grab geöffnet. Die Ettenheimer Zeitung berichtet am 22. Juni 1888:

„... Anlässlich der Neubelegung des Kirchenchors mit schön gemusterten farbigen Cementplatten wurde das gewöhnliche, nicht gewölbte Grab des Cardinals unter Beisein des Herrn Pfarrverwesers, von H. H. Staats- und Gemeindebeamten bloßgelegt. Die irdischen Reste lagen in einem morschen Holzarge, der zusammenfiel. Von den Gebeinen war das Haupt, zum Theil noch behaart, am besten erhalten. Außer kirchlichen Gewänderresten fand sich weder Schmuck noch sonst ein Abzeichen ehemaliger hoher Stellung. Die Gebeine wurden alsbald wieder in die alte Grabstätte gelegt, wo sie ruhen mögen bis zum Tage der einstigen Auferstehung...¹⁴⁾“

So ruhen die sterblichen Überreste des letzten Straßburger Fürstbischofs noch heute in der Pfarrkirche von Ettenheim. In den Jahren nach Ausbruch der Revolution hatte er viel von seiner barocken Pracht eingebüßt; an menschlicher Größe hat er gewonnen. Aus dem naiven, lebenslustigen Barockfürsten war ein Bischof geworden, der sich für seine Diözese einzusetzen wußte, ein Priester, der die Feste des Kirchenjahres mit großer Sorgfalt und Feierlichkeit zu begehen pflegte, ein Mensch, der durchweg religiös, ja fromm zu nennen ist und für die überkommenen Formen auf die Barrikaden ging. Hier war er nicht mehr jener Wetzstein der Lästerzungen, war jener „Hurenbock“ — wie ihn der ein oder andere Ettenheimer heutzutage in seinem deftigen Dialekt bezeichnen möchte — nie gewesen. Die Ettenheimer des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts hatten ihn zweifellos geliebt.

Natürlich erhoffte man sich von den neuen badischen Herren viele Verbesserungen und Erleichterungen. Die ehemaligen Klosteruntertanen in Ettenheimmünster, die sich freuten, das Joch des Klosters und der Kirche endlich losgeworden zu sein, sollten jedoch bald spüren, daß um so vieles besser die neuen Zeiten auch nicht werden würden. Die Bemerkung des badischen Landvogts von Roggenbach, daß sich die badischen Einkünfte . . .

„. . . bei einer guten Oekonomie und Aufsicht hauptsächlich bei Erhebung der Zehnten, wo das Kloster bisher kaum die Hälfte dessen was ihm gebührt erhalten haben soll, noch um ein gutes erhöhen lassen. . . ¹⁵⁾“
ist deutlicher Hinweis darauf, daß sich die Erwartungen der Bevölkerung an den neuen Landesherren nicht erfüllen sollten.

Literatur

¹⁾ Die folgende Darstellung kann in ihrer notwendigen Kürze nur unzureichend und oberflächlich über die vielfältigen Ereignisse und Zusammenhän-

ge in den anderthalb Jahrzehnten von Beginn der revolutionären Unruhen bis zum Reichsdeputationshauptschluß informieren. Verfasser hat in seiner im Morstadt-Verlag in Kehl erschienenen Darstellung „Kardinal im Schatten der Revolution — Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein“ (Kehl—Strasbourg—Basel 1986) diese Epoche ausführlich behandelt. Mit Verweis auf diese Arbeit wurde in folgender Darstellung auf Anmerkungen weitgehend verzichtet.

²⁾ Joann Conrad Machleid, Diarium II, *123v

³⁾ Joann Conrad Machleid, Diarium II, *109v

⁴⁾ Joann Conrad Machleid, Diarium II, *121r

⁵⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA)

74—6281, 90r

⁶⁾ GLA 74—6281, 95r

⁷⁾ Joann Conrad Machleid, Diarium II, *146r

⁸⁾ GLA 74—6282, 167v—168r

⁹⁾ Roger Aubert, Die Katholische Kirche und die Revolution, in: Hubert Jedin, Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VI/I (Freiburg 1971) 30

¹⁰⁾ Dekanatsarchiv Lahr (im Erzbischöflichen Archiv Freiburg), Hirtenbrief des Herrn Bischofs des Niederrheins (22. April 1791)

¹¹⁾ Joann Conrad Machleid, Diarium II, *131v

¹²⁾ Joann Conrad Machleid, Diarium II, *157r

¹³⁾ GLA 229—27013, 2r/v

¹⁴⁾ Ettenheimer Zeitung, 16. Jahrgang, No. 50 vom 22. 6. 1888

¹⁵⁾ Josef Rest, Zustände in der südlichen Ortenau im Jahre 1802, in: Die Ortenau (11/1924) 29

Wir weisen auf das Buch von Jörg Sieger—„Kardinal im Schatten der Revolution—Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein“ hin, das im Morstadt Verlag 1986 erschienen ist und dem auch die Bilder auf den Seiten 379 und 383 entnommen sind.

„Ewiger Ruhm wächst selbst aus den Verlusten Dir zu“

Der Benediktinerdichter Basilius Meggle, die Französische Revolution und Napoleon.

Hermann Wiegand, Mannheim

Die „Große Revolution der Franzosen“ hat in Deutschland ein vielfältiges Echo gefunden. Anfängliche Begeisterung für „des Jahrhunderts edelste Tat“¹⁾ wich schnell einer wachsenden Ernüchterung angesichts der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793 und der darauffolgenden „Terreur“, der „Schreckensherrschaft“ der Jakobiner um Maximilien Robespierre. Die an Frankreich angrenzenden Teile des alten Heiligen Römischen Reiches (deutscher Nation) waren durch die Revolutionskriege naturgemäß besonders stark betroffen.²⁾

Neben engagierten Befürwortern der Revolution³⁾ meldeten sich vor allem auch im habsburgischen Vorderösterreich äußerst kritische Stimmen zu Wort, die — orientiert an der Idee der Einheit von (katholischer) Kirche und ständestaatlich verfaßtem Reich — die Entwicklung Frankreichs zu einer laizistischen Republik aufs schärfste mißbilligten. Eine dieser Stimmen soll im folgenden ausführlicher gewürdigt werden, die des Benediktiners Basilius Meggle, Mönch von St. Peter im Schwarzwald, der in über 1370 lateinischen Epigrammen die Zeitereignisse seit 1793 glossierte. Das lateinische Sprachgewand seiner Dichtungen, das für das späte 18. und beginnende 19. Jahrhundert auf den ersten Blick sehr befremdlich wirkt, hat verhindert, daß sein Beitrag zur Literatur des Ober- rheingebietes eingehender behandelt wurde. Nur wenige seiner „carmina“ (Gedichte) wurden bisher ins Deutsche übertragen und die geringer werdende Kenntnis des Lateini-

schen errichtet dem dieser Sprache Unkundigen unüberwindliche Barrieren. Für seine Zeit ist die Verwendung der lateinischen Sprache in den Dichtungen Meggles im kulturellen Milieu der Habsburgermonarchie, deren integraler Bestandteil der Breisgau bekanntlich gewesen ist, durchaus nicht so verwunderlich, wie es zunächst scheint: nicht wenige Autoren vor allem aus dem Ordensklerus haben sich noch im späten 18. Jahrhundert in dieser Sprache, die sie meist vorzüglich beherrschten, geäußert.⁴⁾ Ehe wir uns dem Echo der Revolutionszeit in Meggles Dichtungen zuwenden, sei kurz sein Lebensgang geschildert. Neben Zusammenstellungen in der älteren Literatur zu Meggle⁵⁾ wurden dazu die autobiographischen Mitteilungen in Meggles Dichtungen, vor allem aber noch unausgewertete zahlreiche Notizen im Tagebuch des letzten Abtes von St. Peter, Ignaz Speckle,⁶⁾ zu dessen engstem Mitarbeiterkreis Meggle gehörte, herangezogen.

Michael Anton Meggle, der den Mönchsname Basilius annahm, wurde am 4. Juli 1754 in Stühlingen geboren.⁷⁾ Nach dem Besuch der Lateinschule in Villingen und Konstanz (bei den Jesuiten) bezog er die Universität Freiburg zum Theologiestudium und wurde zum Magister der Philosophie promoviert. Die Profefß legte er am 18. Oktober 1778 ab und empfing am 18. September 1779 die Priesterweihe. 1795 war er als Aufseher der Professoren von St. Peter, die in Freiburg studierten, tätig, und am 26. November 1796 bestellte ihn Abt Ignaz Speckle zum Prior und Öko-

nomieverwalter in St. Ulrich⁸), einer Aufgabe, der sich der stets kränkliche Mann offensichtlich zur Zufriedenheit seines Vorgesetzten erfolgreich widmete. Als in der Säkularisation St. Peter Ende des Jahres 1806 aufgehoben wurde, trat Meggle, dessen Amt bereits im Februar des gleichen Jahres durch die Übernahme des Besitzes seines Klosters in St. Ulrich durch die badische Regierung erloschen war, in den „Pensionsstand“ und erhielt eine jährliche Zahlung von 500 Gulden. Trotz der Auflösung der Klostergemeinschaft lebte Meggle zusammen mit seinem Abt und wenigen Mitbrüdern weiterhin in Tischgemeinschaft in St. Peter (oft auch in Freiburg, so in den Jahren 1813/14). Auch weigerte er sich, das Ordenskleid abzulegen. Speckle nennt ihn am 10. Mai 1807 als einen von zwei Mönchen, die „noch öffentlich (zeigen), daß sie ihrem Berufe treu sind . . .“⁹) Die Hoffnung der Mönche, der Wiener Kongreß werde die Wiederherstellung der habsburgischen Herrschaft im Breisgau und damit eine Restitution von St. Peter in seine alten Rechte bringen, erfüllte sich nicht, so daß die Stimmung des Abtes und der wenigen ihm verbliebenen Confratres immer düsterer wurde. Zum 31. März 1815 notierte Speckle in sein Tagebuch: „Und so wird nun bald gar keiner der ehemaligen Geistlichen mehr in St. Peter sein. So müssen wir noch Lebenden die gänzliche Verlassung und Zerstörung mit ansehen. Bei dermaliger Krisis, wo alles wieder den schrecklichsten Krieg drohet, kann auch ich nicht wieder nach St. Peter ziehen. Pater Basil (Meggle), der wieder eingezogen war, wird wohl auch selbst wieder abziehen müssen . . .“¹⁰) Offensichtlich wartete aber Meggle noch bis Anfang 1818, ehe er St. Peter endgültig verließ. Schon vorher hatte er seinen Abt oft zu Kuren begleitet, nun fand er zeitweilig Zuflucht bei dem Pfarrer von Triberg — auf die Gottesmutter von Triberg verfaßte Meggle auch heute noch lesenswerte Elegien, die an anderer Stelle gewürdigt werden sollen —, später nahm ihn das Stift Rheinau gastlich auf. Am 30. Januar 1830 verstarb Meggle in

Mammern am Untersee. Freundschaftliche Beziehungen unterhielt Meggle auch zu den Mönchen im schweizerischen Einsiedeln, dessen Bibliothek noch heute die meisten der lateinischen Dichtungen Meggles bewahrt, darunter auch eine Elegie auf die Gottesmutter von Einsiedeln. In einer Handschrift der Stiftsbibliothek findet sich ein eigenhändiger, vom 26. Dezember 1823 datierter Eintrag Meggles zum Schreiber dieser Handschrift, seinem Confrater Karl Martin: „Hoc addebam 26. Xbris 1823 P. Basilius Meggle, Capitularis ejusdem Monasterii anno 1806 suppressi, uti reliqua Monasteria in magno ducato Badensi.“¹¹) (Dies fügte ich, Pater Basilius Meggle, Kapitular des gleichen Klosters (St. Peter), das im Jahr 1806 wie die anderen Klöster im Großherzogtum Baden unterdrückt wurde, am 26. Dezember 1823 hinzu). Einer langen Tradition seines Ordens entsprechend, verfaßte Meggle seine Gedichte in lateinischer Sprache, nur wenige hat er selbst in ein gegenüber seinem eleganten Latein holpriges Deutsch übersetzt. Begonnen hat er seine dichterische Tätigkeit mit von seinem Abt sorgfältig registrierten „Chronologien“ (d. i. Chronogrammen, Dichtungen, die dadurch den Zeitpunkt des in ihnen beschriebenen Ereignisses enthalten, daß alle Buchstaben, die — der mit Buchstaben operierenden lateinischen Zählung entsprechend — einen Zahlwert besitzen, addiert werden). In dem erst kürzlich in einem schönen Büchlein gewürdigten Abt des Klosters Schöntal Benedikt Knittel (1683—1732)¹²) hatte er in dieser Technik einen gleichgesinnten Vorgänger aus dem Zisterzienserorden.

Seine poetische Haupttätigkeit konzentrierte sich aber in der Tradition von Konrad Celtis (1459—1508), dessen Gedichte Meggle z. T. bekannt waren, Thomas Morus (1478—1535) und John Owen (1560—1622), dessen Epigramm gegen den hlg. Petrus er „widerlegte“¹³), auf lateinische Epigramme, kurze, mit einer Pointe versehene witzige Gedichte meist im Versmaß des elegischen Distichons. Zwischen 1804 und 1825 hat er in Freiburg

nicht weniger als sechs Bücher solcher Epigramme publiziert und in ihnen zu den Zeitereignissen teils in humoriger, teils satirischer Weise Stellung genommen.¹⁴⁾

Dieses Epigrammwerk — von der ersten Sammlung von 1804 kennen wir durch eine Notiz von Ignaz Speckle die Auflagenhöhe, nämlich 500 Stück¹⁵⁾ — wird ergänzt durch eine Reihe von Elegien mit politischem und religiösem Inhalt — mehrere davon ließ Meggles Abt auf eigene Kosten drucken.

Die Themenvielfalt in dem dichterischen Werk Meggles ist sehr beachtlich: Neben gleich zu besprechenden poetischen Auseinandersetzungen mit den politischen Zeitergebnissen stehen viele Gedichte, die südbadischen Persönlichkeiten gewidmet sind — ihre Auswertung würde das Bild der geistigen Kultur etwa der Breisgauhauptstadt nicht wenig vertiefen —, aber auch Dichtungen auf literarische Größen der deutschen Aufklärung und Klassik. Gedichte auf den elsässischen Aufklärer Pfeffel¹⁶⁾ etwa oder Johann Gottfried Herder¹⁷⁾ machen klar, daß Meggle keineswegs nur „reaktionär“ auf die geistigen Strömungen seiner Zeit reagiert hat. Für Cooks Weltumsegelung interessiert sich der eifrige Zeitungsleser ebenso wie für die neue Kunst der Luftfahrt, die ihm allerdings zu bisigen Bemerkungen Anlaß gibt.¹⁸⁾ Sein geistiger Horizont wird indessen bestimmt durch die vorrevolutionäre Welt der benediktinischen Prälatenklöster im Südwesten Deutschlands. Im Mittelpunkt seines Denkens steht die Treue zu dem angestammten Herrscherhaus Habsburg, das ihm den Bestand dieser Welt zu garantieren scheint. Die sie bedrohende Französische Revolution und ihre Folgen haben seine Lebenseinstellung entscheidend geprägt.

Die eigentliche Revolutionszeit hat Meggle nur mit wenigen Epigrammen bedacht. Sie haben aber zentrale Ereignisse der Jahre 1793—94 zum Gegenstand:

Am 16. (bzw. richtig am 17.) Januar 1793 wurde König Ludwig XVI. vom französischen Nationalkonvent mit knapper Mehr-

heit zum Tod verurteilt. Meggle nimmt dieses Ereignis auf. Dabei bezieht er sich auf das Selbstverständnis der französischen Monarchie, die den König als hilfsbereiten, gütigen „bon roi“ versteht:

In diem 16tam Ianuarii (1793).¹⁹⁾

Damnabas hodie capitis, nova Francia, regem.

Anne nimis mala eras, rex nimis anne bonus?

(Aufden 16. Januar 1793.

Heute verurteilst du zum Tode den König, Neufrankreich.

Warst Du etwa zu schlecht, oder der König zu gut?)

Die Schreckenszeit der in den Augen vieler deutscher Beobachter zu radikalen Jakobinerherrschaft der „Montagne“ Robespierres in den darauffolgenden Jahren bis zum Sturz des „Wohlfahrtsausschusses“ und der Hinrichtung Robespierres am 28. Juli 1794 kommentiert Meggle, indem er den Anspruch der Revolutionäre, die „Tyrannen“ (d. h. die Könige und Fürsten) zu beseitigen, als falsche Propaganda denunziert: In seinen Augen ist der Jakobinerführer Robespierre selbst ein Tyrann, der sogar **dem Urbild** eines Tyrannen, dem römischen Kaiser und Christenverfolger Nero (54—68 n. Chr.) entspricht, weil er Tausende töten läßt:

In tyrannum Robespierre.²⁰⁾

Ni saevire, Nero nove, cesses, postea nemo

Praeter carnifices teque superstes erit.

(Aufden Tyrannen Robespierre.

Höre nur auf, neuer Nero, zu wüten, ansonsten wird niemand

Außer den Henkern und Dir übrig am Ende noch sein.)

Das bekannte Revolutionslied der Sansculotten „Ça ira“, das in seinem Refrain dazu auffordert, die „Aristokraten an die Laterne zu hängen“, inspiriert offensichtlich Meggle zu dem folgenden Gedicht:²¹⁾

Palus laternae.

*Pro pede laternae de nocte hic palus habetur,
Pro furca vero servit is ipse die.
Lumine egent homines tantummodo tempore
noctis,*

Idcirco extinguis, lumina, pale, die.

(Der Laternenpfahl.

*Fuß der Laterne soll sein in der Nacht der
Pfahl, den ihr seht hier,/ Hängen indeß will
man dran Menschen beim Lichte des Tags./
Lichter nur brauchen des Nachts der Städte
Bewohner zum Sehen,/ Pfahl, also löschst Du
des Tags ihnen das Lebenslicht aus.)*

Besonders die Ausrufung der Republik veranlaßt unseren Dichter zu beißender Kritik. So fingiert er ein Zwiegespräch zwischen einem Franzosen und einer „Dame“, die offensichtlich Marianne, die Verkörperung der Französischen Republik, meint:

Francus et Mulier tempore Directorii.²²⁾

*FR. Dic mihi, quae tu sis. M. Ego sum nec virgo,
nec uxor,*

*Nec vidua. Fr. Es meretrix! M. Res ego
publica sum.*

*(Ein Franzose und eine „Dame“ zur Zeit des
Direktoriums.*

*Fr. „Sage mir, wer Du denn seist!“ D. „Bin weder
Fräulein noch Hausfrau,/ Witwe auch
nicht.“ Fr. „Eine Hur!“ D. „Volkes eigen bin
ich!“)*

Das Epigramm spielt auf den Doppelsinn von *res publica* = Republik, und *res publica* = öffentliche Sache = Gemeingut = Dirne an.

Die Ersetzung des christlichen Kalenders durch den dekadischen Revolutionskalender, der die christlichen Bezeichnungen u. a. durch Tiernamen ersetzte, wird von dem angeblich selbst davon betroffenen Meggle humorvoll kommentiert:

De Calendario republicano in Francia.²³⁾

Francorum fastos ausit contemnere nemo:

*Sunt ibi pro Sanctis plurimus Anser, Ovis
(etc).*

*Ex quo pro Sanctis animalia mensibus
insunt,*

Non sunt in mensis amplius illa meis.

*(Über den republikanischen Kalender in
Frankreich.*

*Niemand wage es noch, den Franzosenkalender
zu schmähen,*

*Heilige find'st Du dort nicht, Gänse und
Schafe zu Hauf!*

*Seit an der Heiligen statt die Monate Haustiere
schmücken,*

*Fehlen auf meinem Tisch diese als Speise nun
ganz).*

Nicht wiedergeben konnte ich in der deutschen Übersetzung das Wortspiel von *mensis* = Monat, und *mensa* = Tisch.

Der Doppelsinn von *gallus* = Hahn, und *Gallus* = Franzose bietet mehr als einmal Stoff zur Darstellung. Meggle hat dabei den biblischen Bericht Mt. 26, 75 im Auge, wo es heißt: „... und Petrus erinnerte sich der Worte Jesu, die er gesagt hatte: „Ehe der Hahn kräht, wirst Du mich dreimal verleugnen, und er ging hinaus und weinte bitterlich ...“:

In imaginem, quae Sanctum Petrum flentem et gallum cantantem exhibet... Directorii tempore.²⁴⁾

*Petrus ego Dominum gallo cantante negabam,
Gallus nunc Dominum me lacrimante negat.*

*(Auf ein Bild, das den hl. Petrus zeigt, wie er
weint und den Hahn, wie er kräht (Zur Zeit
des Direktoriums, d. h. 1795–99).*

*Leugnete ich, St. Peter, den Herrn beim Krähen
des Hahnes,*

*Weine ich nun, da den Herrn leugnet der gal-
lische Hahn.)*

Auch sonst ist der Antiklerikalismus der Jakobiner Zielscheibe des satirischen Angriffs des Mönchsdichters. So in einem Gedicht „Der Jakobiner und die alte Frau“, das die „Ab-

schaffung“ des Satans durch die Revolution aufs Korn nimmt:

Iacobinus et anus.²⁵⁾

(I): *Mortuus est daemon. (A) Ne tu mihi vera loquaris!*

Heu! quis te posthac auferet? dixit anus.

(„Jauchzet, der Teufel ist tot!“ „Du sprichst doch nicht etwa die Wahrheit?“)

Wehe, wer wird dann Dich schaffen“ — sprach sie — „aus der Welt?“)

Sehr viel zahlreicher als die Epigramme auf die Zeit der französischen Republik sind die auf die Herrschaft Napoleons. Wenn Erzherzog Karl und Kaiser Franz I. (bzw. noch als römisch-deutscher Kaiser Franz II.) so etwas wie die positiven Helden Meggles sind, ist Napoleon Bonaparte der Antiheld schlechthin. Besonders der Name Bonaparte hat den zu Sprachspielen immer aufgelegten Dichter fasziniert. Er zerlegt ihn in seine lateinischen Bestandteile „bona“ = gut und „pars“ der Teil, also „der gute Teil“ und versucht immer wieder zu zeigen, daß Bonaparte seinen Namen ganz zu Unrecht trage. So in der „Klage Europas unter der Tyrannei Napoleons“²⁶⁾:
Europa sub tyrannide Napoleonis.

*Non mihi pars fuerat per saecula plurima peior,
Quam nunc, est dominus dum Bonaparte meus.*

(Nicht war schlechter mein Teil durch vieler Jahrhunderte Reihe,
Als nun, da mich regiert „Gutteil“ mit Namen ein Herr!)

Das gescheiterte ägyptische Abenteuer Napoleons (1798—99), das er am 22. August 1799 überstürzt abgebrochen hatte, wird nicht ohne Schadenfreude registriert:

Item.²⁷⁾

Qui sese dominum jactaverat antea Nili,

In tota Aegypto nil modo Francus habet.

Als eines der wenigen Gedichte Meggles wurde dieses schon zeitgenössisch von einem Schüler — wie Meggle selbst angibt — übersetzt. Man mag diese Übersetzung mit unseren vergleichen:

In ganz Ägypten, das sagt viel:

Ist der Franzos jetzt Herr vom Nil.

„Nil“ ist wieder doppeldeutig: Nil = der Strom Ägyptens, und nil = nihil (lat.) = nichts.

Die Siege Napoleons nötigen Meggle zumindest unfreiwilligen Respekt ab. Der über die Preußen bei Jena läßt die Muse des Dichters ganz außer Atem kommen:

Ad Napoleonem I. Imp(eratorem) occasione victoriae de Borussis reportatae 14. Octobris 1806.²⁸⁾

Carmine Musa tuos voluit comitare triumphos:

Sed vincendo soles tu properare nimis.

Tam cito Musa sequi te, Victor maxime, nescit:

Uno semper enim claudicat ipsa pede.

Passibus haec tecum si vis incedat ut aequis:

Vincendo, Caesar, tardior esse velis.

(An Kaiser Napoleon I. bei Gelegenheit des Sieges über die Preußen am 14. Oktober 1806.)

Gleichstimmen wollte zu deinen Triumphen die Muse ihr Singen,

Aber im Siegen zu schnell eilst Du ihr immer voraus.

Größter der Sieger, die Muse vermag nicht so eilends zu folgen,

Immer auf einem Fuß lahm hinkt sie erfolglos Dir nach.

Soll im Gleichgewicht sie ziehn mit Napoleons stürmischem Marsche,

Mögest im Siegen Du doch langsamer, Kaiser, nun sein.)

Im vierten Vers wird — im Gefolge des römischen Dichters Ovid — darauf angespielt, daß der jeweils zweite Vers des elegischen Distichons, der Pentameter, gleichsam hinter dem ersten Vers, dem Hexameter, „hinterherhinkt“ (denn sein „Fuß“ ist kürzer).

Die z. T. scharfe Kritik an Napoleon verbindet Meggle mit einem Reichspatriotismus, der zeigt, daß auch der Benediktiner die Zeichen der Zeit verstanden hat: Der französische Patriotismus hat ja den deutschen erst

hervorgerufen, und auch Meggle zollt der patriotischen Stimmung Tribut. Als der Buchhändler Johann Philipp Palm für den illegalen Verlag der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“, in der Napoleon scharf kritisiert wurde, am 26. August 1806 in Braunau am Inn hingerichtet wurde, dichtete Meggle:

Occasione necis Palmae Bibliopolae Norimbergensis, ad Napoleonem I.²⁹⁾

*Sanguine tam multo quoniam stetit ultima
Palma,*

In Palmam mortis poena statuta fuit?

*(Bei Gelegenheit des Mordes an Palm, dem
Buchhändler aus Nürnberg; an Napoleon I.)*

*Kam Dich die Palme des Sieges zuletzt so teuer
zu stehen,*

*Daß als Strafe dafür Palm nun sein Leben
verlor?*

Groß ist die Erleichterung Meggles, als die Alliierten Napoleon überwunden haben. Das Schiff, mit dem der gestürzte Imperator nach St. Helena verbracht wurde, hieß Bellerophon. Das erinnert den Dichter an den antiken Mythos von Bellerophon und der Chimära: Bellerophon, der Sohn des Glaukos von Korinth, muß auf Geheiß des Lykiers Jobates die Chimära, ein feuerspeiendes Ungeheuer, das in der Mischgestalt eines Löwen, einer Ziege und einer Schlange das Land verwüstete, töten. Das gelingt ihm mit Hilfe des Flügelrosses Pegasus. Für Meggle ist Napoleon die neue Chimära, die von dem neuen Bellerophon bezwungen wird:

Cum Napoleon 15. Julii 1815 in navi Anglica, quae Bellerophon vocatur, caperetur.³⁰⁾

*Cum nuper capta est a Bellerophonte Chimaera,
Denique vera vetus fabula facta fuit.*

*(Als Napoleon am 15. Juli 1815 in dem englischen
Schiff namens Bellerophon gefangen
weggeführt wurde.)*

*Als jüngst Bellerophon die Chimära gefangen
davontrug,*

*Wurde wahr endlich zuletzt, was alte Sage
erzählt).*

Alle Kritik an dem Korsen verstellt Meggle aber doch nicht den Blick für die Größe des Kaisers. Ein Rückblick auf Siege und Niederlagen Napoleons zeigt, daß er nur überwunden werden konnte, weil er die Fürsten Europas das Siegen lehrte:

Carmen consolatorium ad Napoleonem ob acceptas clades.³¹⁾

*Ne doleas, quod sis victus, Bonaparte: perennis
Cladibus ex tantis laus oritura tibi est.*

Iam ter sex annis hostes bellare docebas,

Victus es, hocque probat te docuisse bene.

„Discipuli faciunt hoc ingrati talia tantum“;

Inquis. In Europa moris id esse scias.

*(Trostgedicht an Napoleon wegen seiner
Niederlagen.)*

*Trau're nicht, weil besiegt Du wurdest, großer
Napoleon:*

*Ewiger Ruhm wächst selbst aus den Verlu-
sten Dir zu.*

*Dreimal sechs Jahre bereits die Feinde lehrtest
Du kämpfen,*

*Was für ein Lehrer Du warst, ist nun am En-
de zu seh'n.*

*„Undank ernte ich nur bei meinen treulosen
Schülern,“*

*Sagst Du, doch weißt Du es wohl: Brauch in
Europa ist dies.)*

Positive Gegeninstanz gegen Napoleon ist, wie schon ausgeführt wurde, für Meggle das alte, aus dem Mittelalter überkommene römisch-deutsche Reich. Es wird verkörpert durch die Landstände im vorderösterreichischen Breisgau. Der Angehörige eines Klosters, dessen Abt als Prälat diesen Landständen in Freiburg angehörte, kann sich mit den politischen Veränderungen im Gefolge der Säkularisation nur schwer abfinden, sie ist für ihn nur ein barbarisches Wort, das zu dem eisernen Zeitalter, in dem er leben muß, vorzüglich paßt,³²⁾ und er hat den nach St. Paul in Kärnten emigrierenden Ordensbrüdern aus St. Blasien ein tief empfundenes Gedicht gewidmet:

Ad suppressum principale Monasterium St. Blasii, cum anno 1813 jan multa ibi destructa, et plurima mutata essent.³³⁾

Ante meae fueras patriae coelestis imago,

Terrestris patriae nunc es imago meae.

*O Blasiana domus, quae scripsit dextera de te,
Delerunt lacrymae carmina cuncta meae.*

*(An die aufgehobene Fürstabtei St. Blasien,
als im Jahr 1813 dort vieles bereits zerstört,
und das meiste verändert war.*

*Du, das zuvor mir des himmlischen Vaterlands
Bild einst gewesen,*

*Bist jetzt des irdischen nur jammervoll' Ge-
genbild noch!*

*Ob St. Blasiens Haus, die Lieder, die schrieb
meine Feder,*

*Dir gewidmet zum Ruhm, Tränen löschten
sie aus.)*

Den Niedergang des Reiches hat Meggle in zahlreichen Gedichten zum Gegenstand bitterer Klage gemacht. Das Symbol dieses Reiches war der schwarze Doppeladler. Auf den Frieden von Lunéville, in dem Österreich das linke Rheinufer endgültig Napoleon preisgab (9. Februar 1801), ist ein Gedicht gemünzt, das ein Zwiegespräch zwischen einem Adler und dem vor Scham über diesen Frieden (und seine Vorgänger) rot gewordenen Reichsadler enthält:

Aquila ad aquilam Imperii rubro colore pictam.³⁴⁾

„*Cur rubra appares, quae nigra ante fuisti?*“

Me pacis puduit, tum rubra facta fui.“

„*Cur non restiteras?*“ *In pacibus antea factis*

Unguibus et rostris sum spoliata meis.“

*(Ein Adler an den Reichadler, der mit roter
Farbe dargestellt ist.*

„*Warum erscheinst Du hier rot, der schwarz zu-
vor doch gewesen?*“

„*Schäme des Friedens mich, drum hab ich rot
mich gefärbt.*“

„*Hast Du dich nicht widersetzt?*“ „*Die zuvor
geschlossenen Frieden*

*Hatten der Krallen mich schon und meiner
Schnäbel³⁶⁾ beraubt.*“

Immer wieder hat Pater Basilius das Lob des Hauptes der Habsburgerdynastie gesungen. Kaiser Franz (und Erzherzog Karl) gelten zahlreiche Gedichte. Der Sieg in der Völkerschlacht bei Leipzig hat in dem Dichter große Hoffnungen geweckt: Eine **De victoria ad Lipsiam Elegia³⁷⁾** (Elegie auf den Sieg bei Leipzig) spiegelt die Freude und Hoffnungen Meggles. Den 66 Versen dieses Gedichts hat er ein weiteres an Kaiser Franz angefügt, das er selbst (neben dem lateinischen Original) ins Deutsche übersetzte. Es stehe als Zeugnis der muttersprachlichen Dichtung Meggles: **An seine Majestät den Kaiser Franz, als Allerhöchst Dieselben nach der Schlacht/bey Leipzig, im freyen Felde nieder=/knieten, und dem Allmächtigen/ für den erhaltenen Sieg Dank/ sagten.**

Dein Herz war der Altar; das Kirchendach der Himmel;

Ein freyes Feld die Kirch bey diesem Kriegsetümmel.

Hier kniest Du nach dem Sieg, Franz, auf die Erde hin,

Und dankst, O Bester der Regenten, Gott für ihn.

In beyden Händen hielst, Du Kaiser, Deinen Degen;

Ihn zu den Füßen des Allmächtigen zu legen. Daß doch die ganze Welt hier wär', und Jedermann

Dich sah', zuerst die Franken, und Dein Tochtermann!

Was wirst Du in der Stille thun, um Gott zu ehren:

Wenn Du vor ihm so niederfällst bey Deinen Heeren!?

Dem Himmel selbst geschieht Gewalt; er muß uns retten:

Wenn so die Kaiser, und die Päbste Pii bet-
hen!

Keinem Leser, der des Lateinischen mächtig ist, wird entgehen, wie wenig der deutsche Vers Meggles sich mit seinem lateinischen messen kann. So wird man es kaum beklagen können, daß Meggle fast nur in lateinischer Sprache gedichtet hat.

Wenn Meggle auch sein ganzes Leben „seinem“ Kaiser die Treue hält (in Epigramm V,69 auf den Geburtstag Franz I. schreibt er: *Vota valent si plurima Germanorum, / Francisce, illorum denique Caesar eris* — Können unzähliger Deutscher Gelübde den Himmel erweichen, / Kaiser der Deutschen alsbald wirst, oh Franziskus, Du sein), ist er — wie sein Abt — doch bereit, sich auf die durch den Übergang des Breisgaus zunächst an Ercole d'Este, den Herzog von Modena, dann an Karl Friedrich von Baden, gegebenen Realitäten einzustellen. So dichtet er auch zum Lob des neuen Großherzogs von Baden, und auf sein Grab verfaßt er das folgende Chronogramm:

AD SepVLChrVM CaroLL. 38)

(= 1811)

Hic jacet Elector, Dux magnus, Marchio, Lector,

Tres ne crede Viros esse: Vir unus adest.

Ast tot virtutes Princeps hic unus habebat,

Quot vix in multis Regibus invenies.

(Auf das Grab Karls (gemeint ist: Karl-Friedrichs).

Hier ruht der Markgraf und Kurfürst, (auch Großherzog war er), oh Leser,

Glaube nicht, es seien drei: einer nur ist dieser Mann.

Soviel' der Tugenden sind in dem einen Manne vereinigt,

Wieviel' in Königen kaum find'st Du selbst endloser Zahl.)

Etwas von der geistigen Physiognomie eines Klosterdichters wollten wir sichtbar machen. Er war kein Großer unter den Poeten seiner Zeit, aber doch einer, der unser Interesse verdient. Er vertrat in einer Zeit, in der die politische und kulturelle Vielfalt des Alten Reiches (die liberalen Historiker des 19. Jahrhunderts sprachen nur von hoffnungsloser Zersplitterung) einem unaufhaltsamen Ende entgegengehend, noch einmal die lateinisch geprägte Kultur der süddeutschen Prälatenklöster. Diese haben redlich nach ihrem Vermögen ihr Scherflein zu unserem kulturellen Erbe

beigetragen — ohne die Arbeiten Abt Martin Gerberts von St. Blasien wäre die Literatur im deutschen Südwesten gewiß ärmer. Daß er einer Endzeit angehöre, war Basilius Meggle selbst bewußt. Er hat sich selbst eine Grabchrift gesetzt, die dieses Bewußtsein erkennen läßt:

Epitaphium, quod Author pro se ipso composuit, suo tempore in lapide sepulchrali inscribendum.³⁹⁾

Quod Benedictinus fuerim, ne Musa relevet:

Foedaret tumulum quisque Sophista meum.

Nec tales lacrymas posco, nec lilia. Tantum

Dic: Hic Basilius Meggle poeta jacet.

In coelum ut citius volitaret Spiritus: isthoc

Deponebat⁴⁰⁾ onus corporis ille loco.

(Grabchrift, die der Autor für sich selbst verfaßte, damit sie zu gegebener Zeit auf den Grabstein gesetzt werde.

Daß aus Benedikts Schar ich gewesen, schweig davon, Muse!

Schänden drum würde zu gern jeder Sophiste mein Grab.

Tränen erbitte ich nicht, und auch keine Lilien verlang' ich,

Du indeß künde nur dies: Meggle liegt hier, der Poet.

Himmelwärts auffliege eilends sein Geist, deshalb barg er an diesem/Irdischen Orte die Last dessen, was sterblich an ihm.)

Anmerkungen:

¹⁾ So der Dichter Klopstock 1789 (Klopstocks sämtliche Werke, Bd. IV, Leipzig 1839, S. 313).

²⁾ Vgl. die gute Zusammenfassung von Jürgen Voss: Baden und die Französische Revolution. In: Ders. (Hg.): Deutschland und die Französische Revolution . . ., München 1983, S. 98—117.

³⁾ Dazu vgl. Heinrich Scheel: Süddeutsche Jakobiner. Klassenkämpfe und republikanische Bestrebungen im deutschen Südwesten Ende des 18. Jahrhunderts, Vaduz²1980; sowie Voss, a. a. O. S. 109 u. ö.

4) Vgl. dazu Hermann Wiegand: *Solventur vincula populi. Aufklärung und Französische Revolution im Spiegel der neulateinischen Dichtung*, In: Ders. (Hg.): *Die Französische Revolution und die Antike. Der Altsprachliche Unterricht XXXII, 4* (1989), S. 59–87.

5) Bisher: Joseph Bader: *Ein Klosterepigrammatist vom Uebergange des vorigen in's gegenwärtige Jahrhundert*, in: *Freiburger Diözesan-Archiv 14* (1881), S. 199–206; Leo Fischer: *Ein Benedictinerdichter aus den Tagen der Säkularisation*. In: *Ordo Sancti Benedicti. Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienserorden Bd. 6* (1885), S. 40–47; Wilhelm E. Oeftering: *Der lateinische Poet Basil Meggle. m: Die Pyramide. Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt, 21. Jg. 1932, Nr. 32 (7. August 1932), S. 126 f.*; Ders.: In: *Geschichte der Literatur in Baden, II. Teil, Karlsruhe 1937, S. 68 f.* Ein nicht ganz vollständiges Verzeichnis der Werke Meggles findet sich bei Fischer, a. a. O., S. 41 f. Es ist zu ergänzen durch: *Sendschreiben an die Seligste Jungfrau Maria im Gotteshaus zu Tryberg . . .*, übersetzt aus dem Lateinischen des . . . Basilius Meggle, Mannheim 1821 (Exemplar der Stiftsbibliothek Einsiedeln Le 619). Für vielfältige Unterstützung bei der Beschaffung der seltenen Originaldrucke danke ich herzlich dem Stiftsbibliothekar von Einsiedeln, P. Dr. Odo Lang O. S. B.

6) Vgl. Ursmar Engelmann O. S. B. (Hg.): *Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, 2 Teile und Register, Stuttgart 1965–68* (= Veröff. d. Kommission f. Geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg, R. A, 12–14).

7) In einem seiner letzten Gedichte (Epigr. VI, 242) kommt er humorvoll auf seine Heimat zu sprechen. Vgl. auch Gustav Häusler: *Stühlingen. Vergangenheit und Gegenwart, Stühlingen 1966, S. 183–85* über den „Benediktiner-Dichter Basilius Meggle“ und seine Heimat.

8) Vgl. Engelmann, a. a. O. T. 1, S. 224.

9) Ebenda, T. 2, S. 226.

10) Ebenda, T. 2, S. 495.

11) Cod. Eins. 797 (211), Titel.

12) Friedrich Albrecht: *Abt Benedikt Knittel und das Kloster Schöntal als literarisches Denkmal, Marbach 1989* (= *Marbacher Magazin 50/1989*).

13) P.(ater) B.(asilius) M.(eggle) O.(rdinis) S.(ancti) B.(enedicti) Carminum liber sextus, Freiburg 1825, (hinfort VI), Nr. 202. Ein Epigramm des Thomas Morus wird zitiert im „Carminum liber quintus“, Freiburg 1818, Nr. 168.

14) Die erste Sammlung erschien unter dem Titel: „*Epigrammatum libri duo*“, Freiburg 1804; die zweite als „*Carminum liber tertius*“, ebenda 1813 und die dritte als „*Carminum liber quartus*“, ebenda 1816. Zu den kleineren Dichtungen vgl. Anm. 5 (Fischer).

15) Vgl. Engelmann, a. a. O., T. 2, S. 79 zum 20. August 1804.

16) Zitiert und übersetzt bei Oeftering, *Geschichte*, a. a. O., S. 68, III, 77.

17) Zitiert in Übersetzung bei Bader, a. a. O., S. 203.

18) Vgl. Oeftering, *Geschichte*, a. a. O., S. 68 (III, 91 mit Übersetzung), aber auch III, 176: „*De inventa arte volandi*.“

19) I, 4. (Die Übersetzungen im Versmaß der Originale stammen, wenn nicht anders bemerkt, vom Verfasser dieses Aufsatzes).

20) I, 5.

21) I, 7.

22) I, 98.

23) VI, 51.

24) I, 9.

25) I, 125.

26) IV, 57.

27) I, 71. Das „Item“ (= Desgleichen) bezieht sich auf das vorhergehende Epigramm verwandten Inhalts.

28) III, 150.

29) IV, 5. Mit „ultima Palma“ ist der blutige Sieg in der Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 gemeint.

30) IV, 197.

31) IV, 51.

32) Vgl. II, 33 „*De Saecularisatione*.“

33) IV, 45.

34) I, 52.

35) Die *Frieden von Basel 1795* und *Campo Formio 1797*.

36) Bekanntlich ist der alte Reichsadler ein Doppeld Adler.

37) Erschienen Freiburg 1813 (7 Seiten).

38) III, 295.

39) III, 272.

40) Meggle kommentiert den Ausdruck „*deponabat*“ selbst:

Depositum hoc terrae credit, quod in Resurrectione repetet. (Er vertraute diesen Körper der Erde zur Verwahrung, den er bei der Auferstehung wieder erlangen wird). Er spielt hier auf den Lehrsatz von der „leiblichen Auferstehung“ an. Der Verfasser dieses Aufsatzes plant eine größere Auswahl aus den Dichtungen Meggles mit deutscher Übersetzung und Kommentar.

1789/1989

Nachdenken über die Französische Revolution (I): Welt des Verwischens

— Aber gibt es denn noch diese eine Geschichte Frankreichs? Gibt es nicht vielmehr eine Vielzahl von Geschichten und Ursprungsmythen? Im Lauf unserer Spaziergänge durch Paris haben wir eine Menge gefunden, nur eines nicht: eine französische Identität. Gäbe es denn in Frankreich überhaupt noch Träger einer Geschichte im Sinne des kollektiven Gedächtnisses, nachdem die beiden alten Garanten einer linearen (oder chronologischen) Erzählung, nämlich die Kirche und der Schulunterricht im Stile der III. Republik, an Bedeutung verloren haben?

Vidal-Naquet: Davon bin ich überzeugt. Selbst nach dem Aufkommen der Regionalismen gibt es noch so etwas wie eine nationale Identität in Frankreich. Es gibt auch noch keine „europäische Identität“, die sie ersetzen könnte. Vielleicht wird sich das eines Tages ändern.

Aber Sie haben recht. Die gegenwärtige Welt hat einen Charakter des Verwischens, des Auswischens. Es entsteht etwas, das von Leibniz die *mentes momentanae* genannt worden ist, „momentane Bewußtseine“, die monadenhaft nur im geschichtslosen Augenblick existieren. Das ist richtig, aber es gibt auch die Gegenbewegung, symbolisiert etwa in dem Besuch Mitterrands im Panthéon 1981. Und 1968 hat gezeigt, daß es auch in diesem Land immer noch zu überraschenden Ereignissen kommen kann. Ich erinnere mich noch daran, wie Furet, der auch schon vor 1968 behauptet hatte, die „Zeit der Ideologien“ sei vorbei, am Abend der Sorbonne-Besetzung wie vor den Kopf geschlagen war: Der Mai 68 war schließlich ein fulminantes Revival von 1789 . . .

Vidal-Naquet: Jedes Land braucht eine größere Perspektive. Wenn es keinen Mythe mobilisateur — wie Georges Sorel sagt — gäbe, fürchte ich, daß sich die Mythologie durch die Hintertür hineinschleichen würde, wie zur Zeit des Rassismus. Die Linke hat Le Pen das Terrain überlassen. Die wichtigste Aufgabe ist, eine große republikanische Mythologie wiederzuerwecken, indem sie modernisiert wird. Es reicht eben nicht, herumzuspazieren und „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ zu rufen.

Darum noch einmal: auch die Debatte um das Bürgerrecht für Nicht-Franzosen, die in Frankreich leben, ist eine Diskussion, die unmittelbar aus 1789 erwachsen ist. Es war immerhin die Französische Revolution, die das Prinzip *jus solis* in ihrer Verfassung verankert hat. Ja, sie ging sogar noch darüber hinaus und erlaubte den Nachkommen der vertriebenen Hugenotten, jederzeit zurückkehren zu dürfen. Als eine Art Wiedergutmachung.

Alexander Smoltczyk, Fritz von Klinggräf — Auf der Suche nach der verlorenen Revolution, 1989

Felix Anton Blau (1754 — 1798)

Theologe, Aufklärer und Revolutionär aus Walldürn

Peter Assion, Marburg/Walldürn

Als vor zweihundert Jahren in Frankreich die Monarchie gestürzt und für die Republik gekämpft wurde, waren dies Ereignisse, die weithin Furore machten und ihren Wellenschlag selbst in abgelegenen Gebieten wie dem Odenwald und Bauland spüren ließen. Wie anderwärts, so belebten sich auch hier Freiheitshoffnungen gegenüber der erstarrten Herrschaft von Adel und Kirche, und mit Bewunderung sah mancher Bürgersohn und Student, ja sogar mancher Geistliche nach Frankreich und erblickte dort das „Geburtsland der Freiheit“. Ein Odenwälder, der in die revolutionäre Entwicklung direkt hineingezogen wurde und für seine Parteinahme schließlich mit dem Leben bezahlte, war der Walldürner Felix Anton Blau. Aus dem ehemals kurmainzischen (und erst seit 1806 badischen) Odenwald hatte ihn sein Weg in die Stadt Mainz geführt, wo er als Theologe, Aufklärer und Politiker eine bedeutende Rolle spielte. Näheres über sein Leben und Wirken sagen denn auch vor allem Mainzer Geschichtsquellen und -studien aus¹⁾, während im badisch-fränkischen Schrifttum sein Name kaum begegnet und in Blaus Geburtsheimat sein Andenken nur wenig gepflegt wurde. In Walldürn war er zwar nie ganz vergessen²⁾. Aber gerade hier tat man sich stets schwer, den aufklärerischen Kirchenkritiker, Revolutions- und Franzosenfreund als großen Sohn der Stadt anzuerkennen und im öffentlichen Bewußtsein zu halten. So ist auch erst vor wenigen Jahren eine kleine Straße nach ihm benannt worden. Dabei ist Blau der einzige gebürtige Walldürner, dessen Lebensbeschreibung etwa auch in das nationale Sammelwerk der „Allgemeinen Deutschen Biographie“

(ADB) aufgenommen wurde³⁾. Und seit systematisch die Geschichte der deutschen Jakobiner aufgearbeitet wird, gewinnt Blau neu an Berühmtheit und — was entscheidender ist — an gerechter Beurteilung⁴⁾. Jüngstes Zeugnis hierfür ist das Geschichtswerk, das Hellmut G. Haasis für die „Zeit der deutschen Jakobiner“ vorgelegt hat. Ein einfühlsames, persönlich berührendes Kapitel über Blau leitet es ein und enthält den gewichtigen Satz: „Blau kann als einer der interessantesten, aufrechtsten Vertreter der katholischen Aufklärung gelten, die ihren Beitrag zur Demokratisierung Deutschlands geleistet hat“⁵⁾.

Geboren wurde Felix Anton Blau am 15. Februar 1754 als eines von neun Kindern des Bäckers, Organisten und Stadtrats Adam Andreas Blau und seiner Ehefrau Anna Barbara, geb. Jordan⁶⁾. Seine Familie war in Walldürn alteingesessen, im Gastwirtsgewerbe und Handwerk verzweigt, wohlhabend und angesehen. Ein Bruder des Felix Anton, der Buchbinder Ignaz Fidel Blau, wurde später Walldürner Bürgermeister und blieb jahrzehntelang in diesem Amt⁷⁾. Felix Anton selbst wurde dem geistlichen Stand bestimmt und studierte — wie dann noch ein weiterer Bruder, der Pfarrer wurde⁸⁾ — Theologie, und zwar am erzbischöflichen Seminar bzw. an der Universität der Landeshauptstadt Mainz. Zum Priester geweiht, folgte 1779 die Anstellung als Kaplan an St. Agathen in Aschaffenburg.

Sein Studium hatte Blau mit ausgezeichnetem Ergebnis abgeschlossen, und so durfte er sich ermutigt sehen, als eigentliches Lebensziel eine akademische Karriere anzustreben. Doch gab es dabei auch von Anfang an Widerstän-

de zu überwinden. Denn Blau erschloß sich dem Ideengut der Aufklärung und setzte sich mit jugendlichem Enthusiasmus für die — auch von einflußreichen Theologen gewollte — Reformierung katholischer Glaubenslehre und Glaubenspraxis ein: für die Beseitigung dogmatischer Verengungen der Religion und blinder Unterwerfung unter kirchliche Machtansprüche einerseits, für die Bewahrung und Pflege eines aus Vernunft gewollten und in geistiger Freiheit bejahten „wahren Christentums“ andererseits. Auf diese Position legte sich Blau schon mit seiner Dissertation „De regula fidei catholicae“ (Über Grundregeln des katholischen Glaubens) fest, die er 1780 in Aschaffenburg im Druck erscheinen ließ und die begeisterte Zustimmung wie auch heftige Ablehnung erfuhr. Die Angriffe überwogen, und so konnte Blau erst 1781 zum Doktor der Theologie promoviert werden, nachdem er — ohne innere Überzeugung — einen Teil seiner Thesen widerrufen und zugelassen hatte, daß die erzwungenen Korrekturen im aufklärungsfeindlichen „Religionsjournal“ (1781, Nr. 6) publiziert wurden⁹).

Schon im folgenden Jahr berief man dann den begabten Jungtheologen als Professor für theoretische Philosophie an die Universität Mainz, übertrug ihm 1783 den Lehrstuhl für Dogmatik und versorgte ihn mit zugehörigen Pfründen. Auch wurde er Subregens des theologischen Seminars und Kapitular des St.-Johann-Stiftes. Dies bedeutete jedoch nicht, daß Blau seiner aufklärerischen Linie untreu geworden wäre. Erst recht von der Lehrkanzel herab focht er nun für einen geläuterten Katholizismus, und er besaß dazu höchste Rückendeckung, seit sich auch Erzbischof Friedrich Karl von Erthal für die kirchliche Erneuerung begeisterte und Weihbischof Heimes 1784 per Dekret verfügt hatte, daß die Universität Mainz der Aufklärung dienen solle. Blau gab im Anschluß an seine Schrift „Über die philosophische Freiheit des Menschen“ (1784) weitere dogmen- und kultuskritische Traktate heraus, hielt an Kant

orientierte Dogmatikvorlesungen und scharte Studenten um sich, die ihn aus menschlichen und aus wissenschaftlichen Gründen hochverehrten. Nach Blau nannten sie sich die „Blauianer“, und später trugen sie die Ideen ihres Lehrers hinaus in die Pfarreien, was noch nach Blaus Tod geschah und in einer Trauerrede wie folgt gerühmt wurde: „Der Name Blauianer bezeichnet eine Klasse junger Geistlicher, die den Geist des Evangeliums besitzen, den Kern der Religion von ihrer Schale unterscheiden, den belebenden Geist des christlichen Grundgesetzes den toedenden Buchstaben des Ceremoniendienstes vorziehen, und dahin arbeiten, Religion und Sittlichkeit in dem praktischen Leben ihrer Gemeinden so enge zu verbinden, als sie in der Theorie unzertrennlich sind“¹⁰).

Freundschaftlich verbunden war Blau mit dem Professorenkollegen Arnold Josef Dorsch, mit dem er gemeinsam ein Mietshaus bewohnte, sowie mit zwei weiteren Walldürnern in Mainz: mit Johann Georg Nimis (1754—1811) und Philipp Jakob Heimberger (1769—1834). Nimis hatte ebenfalls in Mainz studiert, war 1787 Lektor und Professor der Theologie geworden und Blau stets so nahe, daß auch sein weiteres Schicksal mit dem des Freundes weitgehend konform gehen sollte. Der 15 Jahre jüngere Heimberger war hingegen erst im Range eines Theologiestudenten und als solcher ein Lieblingsschüler Blaus. Näheres über Nimis und Heimberger teilt Hellmut G. Haasis mit, der auch die Biographien dieser Blau-Freunde recherchiert hat, wobei ihm auffiel, daß ausgerechnet aus der Wallfahrtsstadt Walldürn — der bekannten Verehrungsstätte des Heiligen Blutes — mehrere kritische Theologen und künftige revolutionäre Demokraten kamen: außer Blau, Nimis und Heimberger auch noch der in München und Freising studierende und nach Frankreich auswandernde Franz Joseph Creceley (1770—1839)¹¹). Haasis merkte dazu an, daß es vielleicht gerade der in Walldürn gepflegte — und auch sonst von der Aufklärung in Frage gestellte — Wunderkult war, der „bei

Kritische Geschichte
der
kirchlichen Unfehlbarkeit
zur
Beförderung einer freieren Prüfung
des
Katholizismus.

Nihil est tam voluntarium, quam religio, in qua si
animus sacrificantis auersus est, iam sublata,
iam nulla est.

LACTANT. *div. instit.* L. V. C. XLX.

Frankfurt am Main,
bei Philipp Wilhelm Eichenberg,
1791.

heranwachsenden kritischen Geistern einen Boden zur Auflehnung“ schuf¹²). Gegenüber dem aufklärerischen Zeitgeist und seiner Wirkung auf junge Intellektuelle wird man freilich dasjenige, was Walldürn zum Reformeifer seines Theologennachwuchses beitrug, auch nicht überschätzen dürfen.

Gegner Blaus gab es nach wie vor in der theologischen Fakultät, und wohl in Rücksicht auf diese Tatsache ließ er 1791 seine „Kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit zur Beförderung einer freien Prüfung des Katholizismus“ anonym erscheinen. Es war dies sein wichtigstes Werk, das in der ADB wie folgt charakterisiert ist: „Darin wird der Anspruch, als Glaubenswahrheiten zu gelten, auf jene Lehren eingeschränkt, die in der Bibel oder in der ältesten Tradition zu finden seien, dagegen eine Reihe von der mittelalterlichen Kirche verkündeter Dogmen ausdrücklich geleugnet“¹³). Auch die zusammen mit Dorsch verfaßten „Beiträge zur Verbesserung der äußeren Gottesdienste in der Katholischen Kirche“ ließ er 1791/92 ohne Verfasserangabe drucken. Gleichwohl entspann sich um diese Veröffentlichungen eine mehr persönlich als sachlich geführte Diskussion, und gegen Blau wurde eine Untersuchung wegen „anstößiger Lehren“ eingeleitet, die sich sogar auf seine Vorlesungsmanuskripte erstreckte. Taktisch verbarg sich Blau hinter der Autorität zitierter Schriftsteller, während er andererseits an die „Illuminaten“ – einen aufklärerischen Geheimorden – Anschluß fand und mit Gleichgesinnten die Gründung einer katholischen Akademie als eines Instituts der Aufklärung plante¹⁴). Dabei war Blau alles andere als ein von Skrupeln freier Draufgänger. Der dänische Kirchenhistoriker Frederik Münter, der ihn auf einer Deutschlandreise besuchte, zeichnete ein anderes Charakterbild, als er 1791 in sein Tagebuch schrieb: „Von allen Gelehrten, die ich in Mainz kennengelernt habe, ist mir Professor Blau der liebste gewesen. Ein sanfter, stiller, sehr aufgeklärter Mann, der gerne im Stillen Gutes wirkt, den Druck fühlt, der auf ihm

liegt, und das System, so sehr es irgend möglich ist, auf die Seite der Vernunft beugt“¹⁵).

Eine entscheidende Wende in Blaus Leben trat im Gefolge der von Frankreich ausgehenden revolutionären Entwicklung ein. Seit 1789 war im Nachbarland das Ancien régime zerbrochen und eine tiefgreifende Neuordnung der politischen (und kirchlichen) Verhältnisse im Gang, die vom Geistesgut der französischen Aufklärung inspiriert war. Die Revolution gewann dabei expansive Kräfte und stand bald in Wechselwirkung mit den „Revolutionskriegen“, die mit einer Kriegserklärung der Pariser Nationalversammlung an das mit Preußen verbündete Österreich begannen (20. April 1792). Um einer drohenden Intervention der österreichisch-preußischen Koalition in Frankreich zuvorzukommen, überschritten französische Revolutionsheere die Grenzen. Missionarischer Eifer, die Ideen der Revolution auszubreiten, kam hinzu. Die Koalitionstruppen wurden zum Rückzug gezwungen und die österreichischen Niederlande besetzt. An Frankreichs östlicher Flanke drang General A. P. Graf Custine in die Pfalz ein und eroberte am 21. Oktober 1792 die Stadt und Festung Mainz.

Radikale Demokraten, die in der Bischofsstadt eine geheime Opposition gebildet hatten, begrüßten den französischen Einmarsch als Chance, mit einer Neuordnung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse auch in Deutschland beginnen zu können. In der Hauptsache handelte es sich um Universitätslehrer, Studenten und Beamte, denen sich überraschend viele Welt- und Ordensgeistliche anschlossen. Beflügelt von den Vorgängen in Frankreich, wo man am 22. September 1792 die Republik ausgerufen hatte und sich das politische Geschehen durch die Partei der Jakobiner radikalisierte, waren sie allesamt bereit, für „die Freiheit“ auch ihrerseits zu kämpfen und der großen politischen Sache notfalls die eigene Existenz zu opfern. Zur „großen Sache“ vermischten sich dabei verschiedene Ideale und Kampfziele: politisch-

moralische (bezüglich der Menschenrechte, Denk- und Meinungsfreiheit usw.), politisch-rechtliche (bezüglich einer konstitutionellen Verfassung und bürgerlicher Selbstbestimmung) und — seitens der Geistlichkeit — kirchlich-emanzipatorische („Los von Rom!“). Die Franzosen, die „nicht sowohl durch die Gewalt der Waffen als durch die öffentliche Meinung siegen“ wollten (so als Zeitzeuge der Mainzer Oberstleutnant und spätere Revolutionsgeneral Eickemeyer), zeigten volle Sympathie. Blaus Freund und Kollege Dorsch hatte schon vor der Besetzung von Mainz mit General Custine engen Kontakt, und so konnte erstaunlich schnell die Bildung einer Mainzer Revolutionsregierung in Angriff genommen werden. Schon am 23. Oktober 1792 — zwei Tage nach dem Einmarsch — gründeten die Mainzer Freiheitsbegeisterten den jakobinischen „Club der Freiheit und Gleichheit“ als organisatorisches Zentrum ihrer Bestrebungen. Gegen den geflohenen Bischof und Kurfürsten wurden scharfe Reden geführt, und unter Verweis auf Frankreich wurde den noch Zögernden verkündet: „Mainz gewinnt durch die Revolution, die Mainzer sind schuldig eine Revolution zu unternehmen, und wer ihnen zu einer blossen Verbesserung ihrer alten Verfassung rath, der rath ihnen übel“¹⁶). Blau — wiewohl durch das früher Erlebte verbittert und seither seine Vorgesetzten als „Despoten“ verurteilend — stand zunächst zurück. Durch Dorsch und eine begeisterte Kollegen- und Studentenschaft ließ er sich aber dann doch mitreißen und trat am 7. November — zusammen mit Johann Georg Nimis — dem Klub der Mainzer Jakobiner bei. Auch stellte er sich der ersten provisorischen Regierung zur Verfügung, indem er sich von Custine, der einem Vorschlag Dorschs folgte, am 19. November zum Mitglied der „Allgemeinen Administration der besetzten Gebiete“ ernennen ließ und offenbar das Finanzreferat übernahm¹⁷). Der „Administration“ oblag die vorläufige Verwaltung des Mainzer Erzstifts und der Bistümer Worms und Speyer sowie die Vor-

bereitung von Wahlen für einen „Rheinisch-deutschen Nationalkonvent“, in dem der Volkswille des entstehenden Freistaates seine Repräsentanz finden sollte. Im Februar und März 1793 half Blau als Wahlkommissar auf dem Lande mit, die Wahlen — für die Bevölkerung eine ganz neue, demokratische Erfahrung — zu organisieren. Er bewarb sich auch selbst um einen Sitz im Konvent und wurde am 28. Februar 1793 in Badenheim gewählt. Im Parlament der „Mainzer Republik“ wirkte er dann im Petitions- und Justizausschuß und mischte — so Haasis — bei den Debatten und Beschlüssen jener turbulenten Wochen „kräftig mit“. So kam auch von ihm der Vorschlag, die erklärten Gegner der Revolution und Eidverweigerer als „Feinde“ zu behandeln¹⁸). „Dieser Zug paßt so gar nicht zu dem sanften Blau . . . Er offenbart uns [aber] einen zielbewußten Verteidiger der jungen Demokratie“¹⁹). Die Bedrohung des Erreichten durch innere und äußere Feinde war Blau nur zu gut bewußt. Im Innern war ein Gegenschlag der Reaktion zu fürchten, und von außen her geriet Mainz durch die vorrückenden Preußen in Bedrängnis. Als sich diese Lage zuspitzte, war es denn wohl auch tiefe Sorge um den Mainzer Volksstaat, die Blau bewog, am 21. März ein Gesuch an den Nationalkonvent in Paris zu richten und diesen zu bitten, das gesamte Administrationsgebiet der französischen Republik einzuverleiben²⁰). Das erschien später als „nationaler Verrat“, muß aber gewiß gerechter beurteilt werden als Versuch, ein frühes — oder wenn man will: verfrühtes — Stück Demokratie auf deutschem Boden in die Zukunft zu retten. Da kurz danach Mainz von den Preußen erobert wurde, war dies ein vergeblicher Versuch. Aus der schon halb belagerten Stadt gelang Blau noch am 30. März 1793 — zusammen mit Dorsch und anderen „Clubisten“ — die Flucht²¹). Er wollte Straßburg erreichen, fiel aber bei Guntersblum preußischen Truppen in die Hände und wurde verhaftet. Mit anderen Gefangenen wurde er zunächst nach Frankfurt gebracht, wo der Trupp vor der

Hauptwache einer aufgehetzten Volksmenge zur Schau gestellt und zumal Blau schwer mißhandelt wurde. Zu Fuß ging es dann zur Festung Königstein im Taunus weiter: erst recht ein Weg des Martyriums, denn auch an dieser Strecke lief immer wieder „rasender Pöbel“ zusammen und prügelte auf die gefangenen „Französlinge“ ein, wobei „der Professor Blau“ als bekanntester der Häftlinge und ehemaliger Geistlicher besondere Wut auf sich zog.

Es folgten zwei Jahre Festungshaft unter Bedingungen, die Blaus Gesundheit schwer schädigten. Mit sieben Mitgefangenen in ein dumpfes und kaltes Gemach eingepfercht, brach ein schon angelegtes Tuberkulose-Leiden bei ihm aus, von dem er sich nie mehr erholen sollte. Ein Trost mochte sein, daß er in Königstein seinen (gleichfalls verhafteten) Freund Nimis wiedersah, während der junge Philipp Jakob Heimberger nach dem Fall der Festung Mainz auf den Petersberg bei Erfurt verschleppt wurde und in der Ferne die sorgenvollen Gedanken Blaus erregte. Durch Briefe versuchte Blau, mit den einstigen Freunden und Verbündeten in Kontakt zu bleiben²²⁾ und in Walldürn die Angehörigen Heimbergers und seine eigenen zu beruhigen. Möglich war ihm dies durch eine gewisse Nachsichtigkeit des menschlich empfindenden Festungskommandanten Winkelmann, der ihm auch gestattete, Bücher und Zeitungen zu lesen und sich literarisch zu betätigen. So übersetzte er dann in der Haft Äsops Fabeln ins Deutsche und schrieb in Anlehnung an Kant ein weiteres religionskritisches Werk („Über die moralische Bildung des Menschen“, gedruckt 1795 in Frankfurt). Ein Prozeß wurde den Inhaftierten verweigert.

In Frankreich hatten die militärischen Rückschläge, die nicht nur bei Mainz hinzunehmen waren, zur Schreckensherrschaft der Jakobiner und zur Diktatur des Wohlfahrtsausschusses geführt, bis 1794 Robespierre gestürzt und mit seinem engeren Anhang hingegrüht wurde. Die extremen Entwicklungen kosteten die Revolution viele Sympathien,

und vor allem in Deutschland änderte sich die Einstellung bisheriger Revolutionsfreunde. Durch die Presse war wohl auch Blau über den Terror in Frankreich unterrichtet und über den dort 1793 eingeleiteten Versuch im Bilde, das Christentum durch einen Kult der Vernunft zu ersetzen. Wir können annehmen, daß er sich ebenso wie andere Zeitgenossen von den Exzessen abgestoßen fühlte, aber daß er auch besondere Erleichterung empfand, als nach dem Ende Robespierres wieder die gemäßigten Republikaner die Oberhand gewannen. Positiv stimmen mußten ihn außerdem die von Frankreich ausgehenden Initiativen zur Befreiung der Mainzer „Clubisten“. Diesen sollte die Auswanderung in die französische Republik gestattet werden: eine Forderung, der die kurfürstlich-mainzische Regierung 1795 nachgab, nachdem sie von den Franzosen durch die Gefangennahme von Geiseln unter Druck gesetzt worden war. Durch kaiserliche Husaren wurden Blau und seine Mitgefangenen nach Mombach bei Mainz gebracht und am 12. Februar 1795 gegen die französischen Geiseln ausgetauscht. Über Straßburg erfolgte die Weiterreise nach Paris. Dort erhielt Blau Gelegenheit, als Würdigster der Emigranten dem Nationalkonvent für seinen Einsatz zur Freilassung der Festungshäftlinge zu danken.

Innerlich begrüßte Blau die Emigration nicht nur als Wiedergewinnung der Freiheit, sondern auch als Möglichkeit, einen ihm zugemuteten Kniefall vor seinen alten Vorgesetzten vermeiden und seinen Freiheitsidealen treu bleiben zu können. Dabei war er fest entschlossen, „mit meinem Vaterlande nicht auch die Religion zu verlassen“. Er bekundete dies noch in Königstein in einem Schreiben an Heimberger²³⁾, nachdem ihn aus Walldürn besorgte Briefe der 72jährigen Mutter erreicht hatten, und er bewies zumal durch sein ferneres Verhalten eine selbstsichere Religiosität. Allerdings war diese stark innerweltlich gewendet und allen Grenzüberschreitungen vom Vernünftigen ins Transzendente ab-

X
53 efer

BEERDIGUNG
DES BÜRGERS
FELIX BLAU
BIBLIOTHEKARS
DER UNIVERSITAET ZU MAINZ

AM VI^{ten} NIVOSE
(18^{ter} Decemb^{er})
VII. JAHR DER FRAENKISCHEN REPUBLIK.
(1800)

MAINZ,
bei PFEIFFER und C. Departementsbuchdruckern,
Betzelsgasse Lit. C. N.º 129.

*Blau liegt im Hof der jetzigen Universität
für die Beisetzung am 17. Dec. 1800
Schachle*

Das Staatsbegräbnis, mit dem Blau geehrt wurde, fand 1798 seine Dokumentation in einer 92seitigen Druckschrift. Auf der Titelseite ist die Beisetzung nach der damals üblichen revolutionären Zeitrechnung datiert.

Heimatmuseum Walldüren

hold. Mit Glaubensfeindschaft waren seine radikale Kirchen- und Dogmenkritik und seine aufklärerischen Begriffe vom Christentum gleichwohl nicht zu verwechseln.

Bemerkenswert ist dazu, daß es gerade das revolutionäre Paris war, das in Blau neu den Theologen herausforderte. Er beobachtete, wie die Sache der Religion — bei staatlich garantierter Religionsfreiheit — von Priestern „ohne Kopf und Aufklärung“ vertreten und dadurch so desavouiert wurde, daß es ihm nur zu verständlich war, wenn sie von der „fränkischen Regierung“ bekämpft wurde²⁴). Er war sich jedoch auch sicher, daß „ohne Religion keine Sittlichkeit unter Menschen bestehen könne“, und so empfand er es als seine sehr persönliche Pflicht, zu einer Verbesserung des Religionswesens in Frankreich aufzurufen. Demgemäß verfaßte er eine „Kritik der seit der Revolution in Frankreich gemachten Religionsverordnungen“ (gedruckt Straßburg 1797), in der er die vom Konvent verfügte Trennung von Staat und Kirche begrüßte und theoretisch untermauerte, dem Staat aber zugleich die Verpflichtung auferlegte, „für den Unterricht und die Ausübung der moralischen Religion zu sorgen“. Das zielte auf nichts anderes als den organischen Ausbau einer neuen Volksreligion.

Seinen Lebensunterhalt bestritt Blau zu dieser Zeit, indem er in untergeordneter Stellung wechselnden Tätigkeiten nachging, zu denen ihm seine Verbindungen zu führenden Republikanern verholfen hatten. Mal war er in einem Depot für Bücher und Kunstschatze aus den eroberten Gebieten angestellt, mal in der „Commission de l'instruction publique“, einem Regierungsorgan für die Bildungspolitik. Schließlich wurde er dann, bis Februar 1798, als Sekretär im Justizministerium beschäftigt. Daß es ihm nicht gut ging, bezeugen mehrere Unterstützungsgesuche an das Direktorium. Privat fand er immerhin im alten Freundeskreis Halt, teilten doch Nimis, Dorsch und andere das Pariser Exil mit ihm. Die Freundesgruppe gab den „Pariser Zuschauer“ — die erste deutsche Zeitung im Paris der Revolu-

tionszeit und ein Propaganda-Organ für französisch besetzte deutsche Gebiete — heraus²⁵), und auch daran beteiligte sich Blau eine Zeitlang in der Hoffnung auf Broterwerb (1796). Von einem nach Paris adressierten Angebot des Mainzer Generalvikariats, als „Poenitent“ (Büßer) zurückkehren und die ihm als Universitätslehrer zustehende Pension genießen zu können, machte er 1796 keinen Gebrauch²⁶).

Frankreichs Krieg mit Österreich — und bis zum Basler Frieden 1795 auch mit Preußen — war inzwischen weitergegangen und hatte dank neu aufgestellter Armeen zur Eroberung des ganzen linken Rheinufer geführt. Ende 1797 fiel auch Mainz wieder an die Franzosen zurück und blieb, legalisiert durch den Friedensschluß von Lunéville 1801, mit der linken Rheinseite bis 1814 französisch. Den „réfugiés mayençais“ (Mainzer Flüchtlingen) war damit die Möglichkeit zu einer ehrenvollen Rückkehr geboten. Auch brauchte man sie für die Organisation des neugebildeten Departments Donnersberg (Pfalz) mit der Hauptstadt Mainz. Blau wurde entsprechend am 19. Februar 1798 zum Richter am Kriminaltribunal des Departments ernannt. Aber er kehrte krank und geschwächt nach Mainz zurück, ohne Interesse für triumphale Auftritte und auf eine Bestrafung seiner früheren Peiniger verzichtend. Seine Lungenkrankheit zeichnete ihm den baldigen Tod vor, und als Blau nach einigen Monaten juristischer Tätigkeit zum Bibliothekar der neuen Zentralschule (Universität) ernannt wurde, war es ihm schon nicht mehr möglich, zur Eröffnungsfeier der Hochschule zu Fuß zu erscheinen. Von seiner Wohnung am Weihergarten trugen ihn Freunde in einer Sänfte zur Feier. Unversöhnt mit seiner Kirche, unter Zurückweisung der Sterbesakramente, erlag er bald darauf — am 23. Dezember 1798 — seinem qualvollen Leiden, erst 44 Jahre alt. Liebevoller Betreuung hatte er bis zuletzt durch Philipp Jakob Heimberger erfahren, der aus der Emigration ins Elsaß zurückgekehrt war und über 1814 hinaus hohe Regie-

rungsämter in Mainz und in Speyer innehatte²⁷).

Blaus Tod wurde von den Mainzer Republikanern als schwerer persönlicher Verlust wie als politische Entmutigung empfunden²⁸). Für die Beisetzung im Garten des theologischen Seminars, an dem Blau einst gewirkt hatte, ordnete die Zentralverwaltung des Departments einen Staatsakt an, und Haasis vermutet, daß diese Ehrung, die noch keinem anderen Bürger in Mainz zuteil geworden war, zu dem Zweck geschah, der düsteren Stimmung im Lager der Demokraten entgegenzuwirken. Was sich im einzelnen am Tag der Beisetzung (27. Dezember) ereignete, wurde zusammen mit den gehaltenen Trauerreden in der Druckschrift „Beerdigung des Bürgers Felix Blau“ überliefert. Vor Blaus Wohnung formierte sich ein Trauerzug, den die Professoren der Universität anführten. Schriftbänder mit philosophischen Zitaten wurden mitgetragen. Acht junge Bürgerinnen gingen mit Cypressenzweigen neben dem Leichenwagen her, und auf dem Sarg lag in einem Eichenkranz Blaus „Kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit“. Den Schluß des Zuges bildeten Blaus Freunde „Arm in Arm ohne gesuchte Ordnung“. Im Hörsaal des neuen Universitätshauses versammelten sich die Trauernden zum letzten Mal um Blau, der hier offen im Sarg lag, mit einem Eichenkranz um die Stirn, „seine rechte Hand . . . auf seinem menschenfreundlichen Herzen“. Nacheinander würdigten Regierungskommissar Mulot, Philosophieprofessor Johann Baptist Neeb und Zivilrichter Andreas Georg Rebmann Blaus Verdienste, während Georg Wedekind als Arzt des Verstorbenen einen Nachbericht zu seiner Krankheit gab. Danach wurde der Sarg wieder geschlossen und zum Bestimmungsort gebracht, wo der junge Dichter Friedrich Lehne — stellvertretend für die Studentengeneration — eine weitere Rede hielt und emphatisch ausrief: „Du bleibst unter uns, Du lebst, denn der Tugendhafte stirbt ja nicht, lebst in der Brust deiner Freunde, in dem Andenken aller guten Menschen, in dem

Danke der Nachwelt“²⁹). Als der Sarg der Erde übergeben wurde, spielte die Trauerkapelle in gedämpftem Ton die Marseillaise. So war Blaus Tod umschlossen „vom Festkult der Revolutionsbewegung“³⁰).

Auch später erfolgten noch Ehrungen. So wurde eine Büste Blaus, die seine äußere Anmut und den „griechischen Schnitt seines Profils“ wiederzugeben suchte, 1799 im Dekadentempel in Mainz aufgestellt und mit Lorbeer gekrönt, wobei sein Name öffentlich zu demjenigen eines verdienstvollen Mannes proklamiert wurde. Das hinderte indessen nicht, daß die Erinnerung an Blau bald auch in Mainz verblaßte und dann später zuerst von posthumen Gegnern wiederaufgefrischt wurde³¹). Sein Grab und jene Büste gingen verloren, und es erhielt sich in Mainz kein Porträt des bedeutenden Mannes³²), was für die Verdrängung Blaus aus dem geschichtlichen Bewußtsein symbolische Bedeutung hat. Daß mit Blau heute ein früher Aufbruch zu demokratischen Verhältnissen in Deutschland wiederentdeckt und geehrt wird, muß um so mehr begrüßt werden. Männer wie Blau waren es, die uns heute gestatten, der Französischen Revolution nicht nur quasi ersatzweise — stellvertretend für eine ausgebliebene Deutsche Revolution — zu gedenken, sondern mit Stolz auf einen deutschen Anteil an dem, was von 1789 aus in die Zukunft wies.

Anmerkungen:

1) Siehe vor allem Josef Hansen, Quellen zur Geschichte der Rheinlande im Zeitalter der französischen Revolution, 1—4, Bonn 1931/38 (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, 42); Leo Just und Helmut Mathy, Die Universität Mainz. Grundzüge ihrer Geschichte, Darmstadt und Mainz 1965; Helmut Mathy, Felix Anton Blau (1754—1798). Ein Mainzer Lebensbild aus der Zeit der Aufklärung und Französischen Revolution, zugleich ein Beitrag zur radikalen Aufklärungstheologie am Mittelrhein, in: Mainzer Zeitschrift 67/68 (1972/73), S. 1—29; Franz Dumont, Die Mainzer Republik von 1792/

93. Studien zur Revolutionierung in Rheinhessen und der Pfalz, Alzey 1982.

²⁾ Vgl. unten Anm. 30 sowie Karl Keim, Familienbuch, enthaltend Genealogisches über Glieder der Familien Keim und Blau samt ihren Verzweigungen, Karlsruhe 1914, Tafel 37 und Anhang S. 11–15; Rudolf Schick, Vom wechselvollen Schicksal des Felix Anton Blau, in: Fränkische Nachrichten, Ausgabe Buchen-Walldürn, vom 2. April 1964; Peter Assion, Gedenkblatt für Felix Anton Blau, den Mainzer Jakobiner aus Walldürn, in: Unser Land 1989. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau, S. 76–79. — Als Stadtarchivar und Museumsleiter Rudolf Schick auch zur Kreisbeschreibung „Der Kreis Buchen“ (Aalen und Stuttgart 1964) eine Blau-Biographie beisteuern wollte, wurde diese von der Redaktion abgelehnt mit der Begründung, Blau sei „kein typischer Odenwälder“ gewesen (Mitteilung Dr. Schicks an den Verfasser).

³⁾ Leser, Blau: Felix Anton, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Band 2, Leipzig 1875, S. 699 f. — Siehe auch: Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg 1958, Band 2, Sp. 526 f.

⁴⁾ Vgl. Heinrich Scheel, Süddeutsche Jakobiner. Klassenkämpfe und republikanische Bestrebungen im deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts, Berlin 1962, S. 152, 423; ders., Die Mainzer Republik, 2 Bände, Berlin 1975/81. Ferner siehe auch Robert Schmitt, Simon Joseph (Gabriel) Schmitt (1766–1855), Koblenz 1966, S. 56, 93 f.

⁵⁾ Hellmut G. Haasis, Gebt der Freiheit Flügel. Die Zeit der deutschen Jakobiner 1789–1805. 2 Bände, Reinbek bei Hamburg 1988 (= rororo-Sachbuch, 8363). Das Kapitel über Blau findet sich Band 1, S. 23–51, das Zitat ebenda, S. 33.

⁶⁾ Vgl. Keim (wie Anm. 2).

⁷⁾ Siehe Peter Assion, Walldürn im 19. Jahrhundert, Walldürn 1977 (= Walldürner Museumschriften, 4), S. 19.

⁸⁾ Mathias Konrad Blau (1764–1837). Sein Leben verlief ruhiger als dasjenige des Bruders, doch hatte er indirekt unter dessen Konflikten mit der Kirche zu leiden, indem ihm als Kaplan — als solcher ist er 1793 in Wichert bezeugt — zehn Jahre lang eine Pfarrei verweigert wurde. Schließlich war er von 1797 bis zu seinem Tod Pfarrer in Münster bei Dieburg.

⁹⁾ Schick (wie Anm. 2).

¹⁰⁾ Aus der Rede J. B. Neeps an Blas Bahre, abgedruckt in: Beerdigung des Bürgers Felix Blau Bibliothekars der Universität zu Mainz am VIten Nivöse VII. Jahrs der fraenkischen Republik, Mainz 1798, S. 30–50. Das Zitat hier S. 38.

¹¹⁾ Haasis (wie Anm. 5), S. 33 f.

¹²⁾ Ebenda, S. 33.

¹³⁾ Allgemeine Deutsche Biographie (wie Anm. 3), S. 699.

¹⁴⁾ Haasis (wie Anm. 5), S. 34 f.

¹⁵⁾ Zitiert nach Haasis (wie Anm. 5), S. 35.

¹⁶⁾ Georg Wedekind, Drei Reden an seine Mitbürger, gehalten am 27., 28. und 29. Oktober in der Gesellschaft der Volksfreunde zu Mainz, Mainz 1792, S. 5. — Wedekind war Arzt und stand Blau sehr nahe. Er sprach später ebenfalls an seiner Bahre.

¹⁷⁾ Haasis (wie Anm. 5), S. 35.

¹⁸⁾ Vgl. Scheel, Mainzer Republik (wie Anm. 4), Band 2, S. 475.

¹⁹⁾ Haasis (wie Anm. 5), S. 35.

²⁰⁾ Schick (wie Anm. 2).

²¹⁾ Ein Zeitzeuge schrieb, daß die Mainzer „Clubisten“ sehr gut wußten, „was sie von ihren Gegnern zu erwarten hätten. Wer unter ihnen einen gewissen Einfluß gehabt hatte, eilte mit den Franzosen abzuziehen, theils unter den sonderbarsten Verkleidungen und durch Hilfe mannigfaltiger Kunstgriffe. Die Parthei, welche jetzt die Oberhand hat, legt ihnen dieß aus, als eine Wirkung des bösen Gewissens“. Siehe C. U. D. von Eggers, Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799, Band 1, Kopenhagen 1801, S. 82.

²²⁾ Vgl. einen Brief Blas an Heimberger bei Haasis (wie Anm. 5), S. 39 f.

²³⁾ Siehe ebenda.

²⁴⁾ Vgl. einen Brief Blas an den dänischen Kirchenhistoriker Münster vom 28. Mai 1796 bei Haasis (wie Anm. 5), S. 41–44.

²⁵⁾ Vgl. Hansgeorg Molitor, Deutsche Publizistik in Paris und Straßburg unter dem Direktorium und Napoleon. „Der Pariser Zuschauer“ und andere deutschsprachige Zeitungen, in: Francia 4 (1976), S. 409–420.

²⁶⁾ Schick (wie Anm. 2). Dadurch sah er auch seine Mutter, die aus der Ferne an seinem Schicksal Anteil nahm, nie wieder. Sie starb am 21. Februar 1797 in Walldürn.

²⁷⁾ Vgl. Haasis (wie Anm. 5), S. 33 f. Zu Heimbergers Beistand am Sterbebett liest man in der Schrift „Beerdigung des Bürgers Felix Blau“ (wie Anm. 10): „Blau . . . starb . . . in den Armen seines Schülers und Freundes Heimberger“ (S. 3).

²⁸⁾ Die Volksmeinung führte Blas Tod direkt auf die Mißhandlungen von 1793 zurück und spann manche Anekdote um sein Ableben. Dies klang nach in den „Denkwürdigkeiten“ des deutsch-französischen Revolutionsgenerals Rudolf Eickemeyer, in denen man liest: Blau, geschätzt als Gelehrter, „und noch mehr als biederer menschenfreundlicher Mann, starb 1798 zu Mainz an den Folgen der bei der Wiedereingliederung von Mainz als Klubist erlittenen Mißhandlungen. Vor seinem Ende hatte er

noch Gelegenheit, den verwaisten und verunglückten Enkeln des Mannes, der ihn gemißhandelt hatte, nützlich zu sein und so die Erinnerung eines wohlwollenden Gemütes zu befriedigen“. Die Stelle ist wiederabgedruckt bei Claus Träger (Hg.), Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur, 3. Aufl. Köln 1989 (= Röderberg-Taschenbuch, 36), S. 549.

²⁹⁾ Beerdigung des Bürgers Felix Blau (wie Anm. 10), S. 68.

³⁰⁾ Haasis (wie Anm. 5), S. 27. — Daß die Kunde davon auch nach Walldürn kam, bezeugt folgender Eintrag im Tagebuch des Händlers Joseph Anton Schachleiter: „Zu Mainz starb der von hier geborene aber durch seine Grundsätze berühmte Profeßor

Blau, und wurde nach französischem Gebrauche in das Seminarium in den Hof unter die Bäume begraben, er starb als Philosoph!“ (Stadtarchiv Walldürn, B 6). Der Sohn des Schreibers, Joseph Matthäus Schachleiter, zählte später zusammen mit Bürgermeister Wilhelm Hildenbrand (vgl. Assion, wie Anm. 7, S. 95 f., Anm. 179) zu einer kleinen Gruppe von Walldürner Liberalen, die Blaus Andenken durch das 19. Jahrhundert hindurch in Ehren hielten und Bücher von ihm aufbewahrten.

³¹⁾ Dazu Haasis (wie Anm. 5), S. 47.

³²⁾ Briefliche Auskünfte des Stadtarchivs Mainz und der Archivabteilung des Bischöflichen Ordinariats Mainz an den Verfasser vom 4. bzw. 12. April 1989 .

1789/1989

Nachdenken über die Französische Revolution heute (II): Französische Revolution und politische Kultur

Die Frage nach Auswirkungen der deutschen Debatte über die Französische Revolution auf die politische Kultur in Deutschland hat sich erst neuerdings gestellt. Mangels einschlägiger Untersuchungen läßt sie sich vorerst nicht beantworten. Es seien jedoch einige Hypothesen gewagt.

1. Das Exempel der Großen Französischen Revolution, deren Gewalttätigkeit viele deutsche Zeitgenossen und später auch Philosophen und Historiker auf die verderbten Zustände im alten Frankreich zurückgeführt haben, dürfte in Deutschland das Streben nach Reform von oben, vorbeugender Gesetzgebung und geregelter Interessenausgleich bestärkt haben. Der politische Diskurs rechtzeitige Reform statt gewalttätiger Revolution, der sich hier nur andeuten ließ, zieht durch die deutsche Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution ebenso kontinuierlich wie der hier hervorgehobene nationale Diskurs. Er wurde durch den Zusammenbruch von 1945 nicht tangiert und konnte im demokratischen Staat unverändert fortgesetzt werden. In der realen Geschichte und in der gegenwärtigen politischen Kultur beider Länder lassen sich Unterschiede aufzeigen, die mit diesem Diskurs in Einklang zu stehen scheinen. Als Stichworte für das 19. Jahrhundert seien die Aufeinanderfolge von Revolutionen in Frankreich — 1789, 1830, 1871 — genannt und andererseits die preußischen Reformen zu Beginn, die Vorreiterrolle des deutschen Kaiserreiches in der Sozialgesetzgebung zu Ende des Jahrhunderts. Für die Gegenwart sei auf die Tatsache verwiesen, daß viele Franzosen große Mühe haben, das Konzept der Tarifpartnerschaft in der Bundesrepublik Deutschland zu verstehen, während die Häufigkeit und Härte der Arbeitskämpfe in Frankreich viele Deutsche befremdet. Ob und wie weit die Entwicklung auf deutscher Seite aber tatsächlich durch die Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution oder durch andere Faktoren bestimmt gewesen ist, muß genau geprüft werden. Bevor sich darüber urteilen läßt.

2. Welche fatalen Folgen die hier am Beispiel Hegel skizzierte, in Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution entwickelte deutsche Staatsauffassung, von dem Augenblick an gewann und unweigerlich haben mußte, als die von Hegel klar genannte Prämisse der Gesinnung des Staates nicht mehr gegeben war, ist so oft erörtert worden, daß es sich erübrigt, hier darauf einzugehen. Statt dessen sei die Aufmerksamkeit auf das Bild gelenkt, das sich die Deutschen in Konfrontation mit der Französischen Revolution von sich selbst gemacht haben. Zwar sind weder der Glaube an die Führungsrolle und besondere Sendung des eigenen Volkes noch die Pervertierung patriotischer Gesinnung zu nationalem Chauvinismus im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert spezifisch deutsche Phänomene. Es gab sie vielmehr auch in Frankreich. Das gilt auch für den sogenannten „modernen“ Antisemitismus, der hier nicht zum Thema gehörte,

Fortsetzung auf Seite 416

Revolutionssagen

Peter Assion, Marburg/Walldürn

Kriege und Revolutionen haben noch stets das Gemeinschaftsleben tief erschüttert und heftiges Räsionieren und Debattieren ausgelöst, bei direkt und indirekt Beteiligten. So waren sie auch immer für Erzählungen ein fruchtbarer Nährboden. Erörterungen des Für und Wider bedurften der Beweisgeschichten und Warnexempel. Erlebtes setzte sich in Erlebnisberichte und deren Nacherzählungen um, Befürchtetes oder Erhofftes in weitererzählte Gerüchte¹). Ein Genre konnte dabei leicht in das andere übergehen und gelegentlich auch zur Sage werden: zum wirklichkeitsnahen, indes von geistigem Erbe mitgeformten Bericht von einer (meist schrecklichen, erschütternden) Begebenheit. Belegmaterial findet man hierzu in allen größeren Sagensammlungen, wengleich auch eine verständliche Scheu zu registrieren ist, Leidenszeiten (wie zuletzt den Zweiten Weltkrieg) ausgerechnet auf ihren Ertrag für die Erzähl- bzw. Sagenüberlieferung abzuklopfen. Der volkskundliche Zugriff auf Kriegs- und Revolutionsgeschichten ist jedoch immer dann gerechtfertigt, wenn nicht lediglich anekdotisch Kurioses und altertümlich Abergläubisches²) anvisiert, sondern das Erzählte in seinem Kontext begriffen wird: als Ausdruck von Wünschen und Ängsten, die ihren guten Grund hatten, und als Zeugnis subjektiver Reaktionen auf objektive Geschehnisse, die meinungs- und bewußtseinsbildend, zum Teil unterstützend von Propaganda, auf die historische Objektivität zurückgewirkt haben. Für eine „Erzählkultur“ der Französischen Revolution, die u. a. auf Sagen basierte, gibt es Belege von jenseits und diesseits des Rheins, aus dem Elsaß und aus Baden bzw. dem deutschen Südwesten. Das nach dem 30jährigen Krieg zu Frankreich gekommene

Elsaß war vom Umsturz, der den Pariser Ereignissen von 1789 folgte, unmittelbar betroffen, ja sogar ein exponierter Schauplatz der Revolution, weil diese hier — an der Grenze zum gegnerischen Ausland — besonders rigide verteidigt wurde, gegen innere und äußere Feinde der (1792 ausgerufenen) Republik³). Das recht Rheinufer lag gleichzeitig im Bannkreis der Vorgänge in Frankreich: eingebunden in die grenzüberschreitende Vermittlung von Nachrichten und Revolutionspropaganda und schließlich auch politisch-militärisch ins Revolutionsgeschehen hineingezogen, als 1792 der erste Revolutionskrieg gegen Österreich und seine Verbündeten ausbrach.

Für die Masse der deutschen Bevölkerung kam der Krieg ziemlich überraschend, und mit Siegen und Niederlagen auf beiden Seiten nahm er auch einen schwer vorhersehbaren, verwirrenden Verlauf. Hochkonjunktur hatte entsprechend die Ausschau nach Zeichen für die Zukunft, und es ist bemerkenswert, daß trotz der Fortschritte der Aufklärung eine populäre Orakelgläubigkeit bis in höchste Kreise geteilt wurde. Es belebte sich dadurch neu eine alte Sage: diejenige vom Odenwälder „Schnellertsgeist“, den man vereinfachend auch „Rodensteiner“ und fälschlich „Lindenschmitt“ nannte. Ihr Inhalt war kurz folgender: „Der Schnellertsgeist zieht aus, wenn bedeutsame politische Ereignisse nahe sind, vor allem Kriegswirren am Rhein. Er zieht wieder zurück auf den Schnellerts, wenn der Krieg zu Ende geht“⁴). Ohrenzeugen wollten das Hin und Her des Geisterzuges zwischen den Burgruinen Schnellerts und Rodenstein im mittleren Odenwald immer wieder gehört haben, und was sie beschworen, hatte jeweils ungeheures Aufsehen erregt und war seit 1742 in amtlichen Verhörprotokollen auf der

gräflich Erbachischen Burg Reichenberg bei Reichelsheim festgehalten worden. Der Odenwälder „Landgeist“ — ausfahrend „als ob er flüchten und das Seinige in Sicherheit bringen wollte“⁵⁾ — war dabei dem Rahmen einer Lokalsage entwachsen und zum personifizierten Kriegsorakel des Rhein-Main-Gebietes geworden, nach dem man sich von weit her beim Reichenberger Amt, Protokoll-Abschriften erbittend, erkundigte⁶⁾.

Es ist anzunehmen, daß der „Schnellertsgeist“ auch 1792 gehört worden ist. Nur so ist die Spannung zu erklären, mit der dann in der Folgezeit seine — den Frieden verheißende — Rückkehr zum Schnellerts erwartet wurde. 1793 schrieb diesbezüglich der pfälzische Beamte von Lindenfels nach Reichenberg und erbat Auskunft, ob es zutrefte, daß das „Lindenschmitter Kriegsheer“ heimgekehrt sei. In der Stadt Mannheim hätte sich dieses Gerücht verbreitet und werde wirklich als „Hauptobjektum der dasigen Politiker“ diskutiert⁷⁾. Auch vom reichsgräflich Riaucourtischen Amtmann zu Binau am Neckar, vom mainzischen Amtsvogt von Heppenheim und aus der Stadt Frankfurt trafen Anfragen ein⁸⁾. Doch erst im Juni 1796 — nach dem Basler Sonderfrieden mit Preußen und den österreichischen Kriegserfolgen 1795/96 — erschien der Schultheiß des Odenwaldorfes Ober-Kainsbach auf dem Reichenberger Amt und meldete die Rückkehr des „Schnellertsherrn“. Während 1792 zu einem Auszug des Geistes nichts notiert worden war, hielt man die Meldung von 1796 fest und schloß damit die Reichenberger Protokolle. Als 1798 — beim Ausbruch des Krieges der Zweiten Koalition gegen Frankreich — wieder eine Anzeige beim Amt erfolgte, zeigte man sich dort reserviert. Denn in einer aufklärerischen Regierung — und vielleicht auch aus Furcht vor politischen Verwicklungen — hatte die Regierung zu Erbach angeordnet, „kein Protokoll mehr aufzunehmen, sondern die Leute mit einer zweckdienlichen Zurechtweisung und mit dem Bedeuten nachhause zu schicken, sie möchten sich für die Zukunft die Mühe des

Anzeigens ersparen“⁹⁾. Gleichwohl blieb der „Schnellertsgeist“ im Gespräch und beschäftigte als Unheilsverkünder auch während der langen Zeit der Napoleonischen Kriege die Gemüter. Bis hin nach Paris schrieben die Zeitungen von dem hartnäckig sich haltenden „Feenmärchen“¹⁰⁾, und selbst 1816 — also nach dem Wiener Kongreß — sollen die Bauern in Hessen, Baden und der Pfalz wiederum „von nichts anderem gesprochen“ und so eine Untersuchung der badischen Regierung provoziert haben¹¹⁾.

Gut möglich, daß die Sage vom Odenwälder Geisterheer nach 1792 auch ins Elsaß hineingetragen worden ist. Kriegsängste und Friedenshoffnungen bewegten auch dort die Bevölkerung, und um so mehr, als das Elsaß nicht nur das Aufmarschgebiet für die französischen Vorstöße in die Pfalz und über den Rhein abgab, sondern 1793 selbst zum Kriegsschauplatz wurde und die preußische Besetzung Weißenburgs und die österreichische Eroberung Hagenaus hinzunehmen hatte. Doch fiel im Elsaß der äußere Krieg mit dem inneren gegen echte und angebliche Revolutionsfeinde zusammen, und die Verbindung von „la guerre et la terreur“¹²⁾ hielt die Bevölkerung nicht nur außenpolitisch in Atem. Saint-Just und Lebas agitierten als Pariser Gesandte im Land. Als öffentlicher Ankläger beim Kriminalgericht des Departements Bas-Rhin wurde Eulogius Schneider — ein deutscher Emigrant und ehemaliger Geistlicher — zum gefürchteten „Säuberer“ der Republik. Hinrichtungen häuften sich, wobei unter den Opfern besonders viele Priester waren¹³⁾. Gegen die katholische Kirche als Stütze der verhaßten Monarchie wurde besonders scharf vorgegangen, auch ideologisch, indem mit dem Pariser Beschluß ernstgemacht wurde, das Christentum durch den Kult der Vernunft zu ersetzen. Klöster und Gotteshäuser wurden gestürmt, und das Straßburger Münster — seiner christlichen Einrichtung entäußert — wurde zum Tempel der Vernunft erklärt (20. November 1793).

Hatte die elsässische Bevölkerung die befreienden Wirkungen der Revolution durchaus an sich erfahren, so überforderte sie doch der politisch-ideologische Extremismus, was in Revolutionssagen mit antirevolutionärer Tendenz seinen Ausdruck fand. Eine solche ist uns aus der Stadt Rufach überliefert, wo 1793/94 die Kirche gestürmt und das Franziskanerkloster geplündert worden war. Im Zusammenhang mit diesen turbulenten Ereignissen schreibt Rufachs Historiker Theobald Walter folgendes: „Eine seltsame Anekdote erzählt sich heute noch der Leute Mund von einem früheren Barfüßer, dem sog. Pater Lektor. Westhaltens Patrioten hatten sein Verderben geschworen. Einer der Hatschiere wurde bewaffnet ins Bett gelegt, das Haus umstellt und der Pater unter dem Vorwand der hl. Wegzehrung herbeigelockt. — Der Pater betrat das vermeintliche Krankenzimmer, hob den Bettvorhang und meinte tief ergriffen: ‚Ich komme leider zu spät; euer Kranker ist schon tot!‘ — Darob allgemeine Bestürzung! Aber es war so; die Hand des Herrn hatte den Heuchler berührt und den Anschlag der Bösewichte zu Schande gemacht. Niemand wagte mehr Hand an ihn zu legen¹⁴⁾. Der Frevler, gegen den sich eine beabsichtigte Untat selbst kehrt, ist in der Sage eine stehende Figur und u. a. auch Wallfahrtsagen bekannt¹⁵⁾. Dies beglaubigt die Rufacher „seltsame Anekdote“ als echte Volkssage, deren Funktion es offenbar war, Erfahrungen der Rechtsunsicherheit und Machtexzentrik mit dem tröstlichen — in revolutionärer Perspektive reaktionären — Ausblick auf das Walten höherer Mächte zu kompensieren. Doch eigneten sich solche Geschichten auch gut für die „besonders kräftig von katholischer Seite geschürte“ Propaganda der Gegenrevolution¹⁶⁾, und so ist nicht minder mit gezielter Verbreitung zu politischer Wirkung zu rechnen. Dies gilt auch für die Schreckensgeschichten, die sich mit der Tätigkeit des Eulogius Schneider und dem Einsatz der Guillotine im Elsaß verbanden. Noch der Restauration nach 1815 mußten sie willkommen gew-

sen sein, um damit ein einseitiges und verzerrtes Bild von der Revolution weiterzugeben. Entsprechend ist bei späten Überlieferungen oft die Vermischung von Tatsächlichem, Sagenhaftem und Propagandistischem wahrscheinlich. Aus all dem formte sich wohl auch, was noch um 1900 in Ensisheim den Kindern erzählt wurde und mehr als alle Gespenstersagen die „Lieblingsgeschichte“ einer Zuhörerrunde um den alten Stadtwaibel „Schambi“ abgab. Man liest davon in den Jugenderinnerungen Gustel Ehrmann-Bretzings: „Schambi“ berichtete „von der Schreckenszeit, da auch in Ensisheim die Guillotine auf dem Rathausplatz gestanden habe, gerade hier unter der alten Linde, wo zur Kilbe der Tanzboden ist . . . Dann gruselte es einem so schön . . . Aber erzählen sollte Schambi immer wieder, wie damals die Köpfe rollten bis vor die Kirchentreppe. Und wie’s manch einen unserer Ahnen wohl auch gekostet habe . . . Obgleich man genau wußte, daß keiner der eigenen Voreltern dabei gewesen sein konnte, schauerte man bis ins Innerste beim Gedanken an die armen Urgroßväter, deren Köpfe bis zur Kirchentreppe gekollert waren¹⁷⁾).

Was schon zu Lebzeiten Schneiders — oder kurz nach dessen eigener Hinrichtung Ende 1793 — über die Blutrünstigkeit und Tücke des „Marats von Straßburg“ erzählt wurde, fand auch diesseits des Rheins ein aufnahmeberechtigtes Publikum. Emigranten, Diplomaten, Soldaten und gewöhnliches Volk sorgten für die Verbreitung der Geschichten, und einer, der sich „im Elsas Züge von seinen [= Schneiders] Verfahren“ erzählen ließ und sie nur zu willig weitergab, war der dänische Legationsrat Christian Ulrich Dietrich von Eggers. Derselbe nahm 1797/98 am Rastatter Kongreß teil, bei dem die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich beschlossen wurde, und nutzte den Aufenthalt in Baden, um sich ein Bild von der Stimmungslage am Oberrhein zu verschaffen. Seine wenig später veröffentlichten Reise-Erinnerungen gerieten zum entsprechend farbi-

gen Zeitgemälde und zu einer Geschichten-sammlung, in der man über Schneider folgen-des liest: „Einst speisete er bey einem Pfarrer, den er vor vielen Jahren gekannt hatte. Sie waren sogar Freunde gewesen. Schneider ließ es sich recht wohl seyn. Der Pfarrer vergaß vielleicht in dem Augenblick zum Theil das allgemeine Elend; vielleicht dachte er mit Hoffnung auf des alten Freundes kräftige Fürsprache. Er gab am Ende der Mahlzeit einen ausgesuchten Wein. Schneider rühmt den Wein. ‚Hast Du noch eine Flasche, Bürger?‘ Für Dich habe ich noch eine. Der Wein kömmt. Sie trinken. ‚Laß es Dir gut schmekken‘, sagte Schneider, ‚denn vielleicht ist es die letzte Flasche, die Du trinkst‘. Er stand auf, gieng nach der Municipalität, requirirte die Guillotine. Der Unglückliche ward noch denselben Nachmittag vor seinem Hause hingerrichtet“¹⁸).

Als Schneider-Anekdote ist diese Erzählung wohl kaum zu bezeichnen. Eher haben wir hier eine Angstphantasie vor uns, die das Bedrohliche der Schreckenszeit und das Unheimliche, das von Schneiders Person und Wirken ausging, zur Eindringlichkeit einer Geschichtssage¹⁹) verdichtete: einem Schema folgend, nach dem auch „Sagen“ um weitere Revolutionsgrößen gestaltet wurden. So tückisch und unverhofft, wie Schneider angeblich den Pfarrer köpfen ließ, fällt anlässlich einer Mahlzeit auch der berühmte Saint-Just über einen Bürger her: in einer weiteren und vielleicht in Rastatt aufgeschnappten Erzählung des dänischen Legationsrates. In dieser wird berichtet, Saint-Just habe einmal in einem Wirthshaus bei Paris speisen und einen Hahn haben wollen, den bereits ein anderer Gast bestellt hatte. Nach vergeblichen Bitten und Forderungen „verließ St. Just, ohne zu speisen, wüthend das Haus. Er eilte auf eine benachbarte Municipalität, und fertigte einen Befehl aus, welchem zufolge der Eigenthümer des Hahns als schlechter, gegen die Repräsentanten des Volks conspirirender Bürger sogleich guillotiniert ward“²⁰).

Die nicht unbegründete Furcht vor einem Übergreifen des Revolutionsfeuers auf das rechtsrheinische Gebiet ließ Geschichten wie die zitierten auch in Deutschland zum antirevolutionären Propagandamittel werden, wobei damit zu rechnen ist, daß zu den elsässischen Erzählungen noch neue hinzuerfunden wurden und das Bild des Eulogius Schneider, das die heutige Geschichtsforschung gerechter und wahrer zeichnet²¹), vollends enstellt wurde. Erzählstoff ist möglicherweise auch dem „Manuel des electeurs“ entnommen worden: einem 1797 in Paris aufgelegten und schon kurz darauf in Rastatt gelesenen Wahlpamphlet, in dem ein Rückblick auf die Schreckenszeit gegeben wurde und „die auffallendsten Frevelthaten bei jedem, der sich in jener Zeit auszeichnete, namentlich angezeigt“ waren²²).

Doch kann man andererseits sicher sein, daß sich die rechtsrheinische Bevölkerung nicht nur nach den Schreckensmeldungen aus Frankreich und nachgelieferten Horrorgeschichten ihre Vorstellung von der Revolution bildete. Freiheitshoffnungen, die in den „unteren Volksklassen“ aufkeimten, machten nämlich auch für bessere Nachrichten von jenseits des Rheins und für die Revolutionspropaganda französischer Emissäre geneigt. Legationsrat von Eggers hat nicht versäumt, auch davon zu berichten. In einem badischen Städtchen, dessen Name nicht mitgeteilt wird, hatte er 1798 den Auftritt von „Revolutionspredigern“ aus Straßburg oder Basel und das willige Eingehen auf deren Reden erlebt: „Die Scene war in einem Wirthshause in einem Städtchen, wo gerade des Markttags wegen viele Menschen versammelt waren. Von diesen saßen etwa zwanzig um den langen Tisch in der Gaststube, wo jene Prediger ihre Lehren verbreiteten“²³). Eggers berichtet weiter, daß in der Tischrunde eine revolutionäre Stimmung geherrscht habe, der kaum zu widersprechen gewesen sei. Als Revolutionsgegner, der er war, habe er schließlich beschlossen, „ihnen von Seiten der Religion anzukommen, die glücklicherweise im Baden-

schen noch sehr geachtet und geschätzt wird“. Als Erfolg von Vorwürfen, die sich auf die Einziehung der geistlichen Güter und die Beraubung der Kirchen in Frankreich bezogen, sei dann immerhin festzustellen gewesen, daß „die ganze Gesellschaft . . . in ihrer Geistlichkeit die Religion verhöhnt (fand), und jeder glaubte, zu seiner Seelen Heil die Frevler bestreiten zu müssen“.

Ob der Herr Legationsrat damals auch auf seinen Fundus antirevolutionärer Geschichten zurückgegriffen hat, bleibt offen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, war das Gasthaus doch stets ein bevorzugter Ort des Diskutierens wie Erzählens und so auch eine Stätte, die die Weitergabe von Revolutionssagen begünstigte. Dies nützten gewiß auch die Propagandisten der Revolution aus. Man weiß, daß auch diese im Ausmalen und Erfinden von Schreckensgeschichten nicht zimperlich waren, wobei allerdings die Zeit vor der Revolution beschworen und zu nachträglicher Verachtung an adelige Menschenschinder und kleriale Heuchler erinnert wurde. Auf Revolutionssagen dieser Art führte der Bonner Volkskundler Matthias Zender maßgeblich zurück, was als „antifeudale Volkssage“ im Rheinland — und darüber hinaus — bis ins 20. Jahrhundert weitergelebt hat²⁴⁾.

Anmerkungen:

¹⁾ Zu den genannten Erzählgattungen und ihren Merkmalen vgl. die im Erscheinen begriffene „Enzyklopädie des Märchens“. Zur Sage siehe besonders Lutz Röhrich, *Sage*, 2. Aufl. Stuttgart 1971 (= Sammlung Metzler, Abt. E: Poetik, M 55).

²⁾ Vgl. Ernst Moritz Kronfeld, *Der Krieg im Aberglauben und im Volksglauben*, München 1915.

³⁾ Dazu jetzt Jean-Luc Eichenlaub, *L'Alsace et la Révolution*, Straßburg 1989.

⁴⁾ Theodor Meisinger, *Der Rodensteiner. Geschichte und Wandlungen einer deutschen Sage*,

Darmstadt 1954 (= Hessische Volksbücher, 4/5), S. 47.

⁵⁾ Ebenda, S. 33 (aus dem ersten Protokoll von 1742).

⁶⁾ Siehe ebenda, S. 44—46.

⁷⁾ Ebenda, S. 46.

⁸⁾ Ebenda, S. 46.

⁹⁾ Ebenda, S. 44.

¹⁰⁾ Vgl. Anton Birlinger, *Vom Rodensteiner*, in: *Alemannia* 14 (1886), S. 260—262.

¹¹⁾ Ebenda. In den Zeitungsberichten, auf die sich Birlinger stützt, ist dabei allerdings Burg Rodenstein im Odenwald mit Schloß Rotenberg bei Wiesloch verwechselt worden. Birlinger führt ergänzend an, daß sich „der Rodensteiner“ auch 1848 wieder gerührt habe: 14 Tage vor dem Ausbruch der Februar-Revolution in Paris. Vgl. dazu auch Meisinger (wie Anm. 4), S. 55.

¹²⁾ Siehe das entsprechend betitelte Kapitel bei Eichenlaub (wie Anm. 3), S. 93—140.

¹³⁾ Ebenda, S. 122—124.

¹⁴⁾ Theobald Walter, *Revolutionstage in Rufach (1787—1800)*, Gebweiler 1913, S. 42.

¹⁵⁾ In solchen wird z. B. von der beabsichtigten Verletzung oder Beraubung eines Kultbildes erzählt, wobei sich der Frevler dann selbst verletzt oder von höherer Gewalt als Dieb festgehalten wird.

¹⁶⁾ Siehe Hellmut G. Haasis, *Geht der Freiheit Flügel. Die Zeit der deutschen Jakobiner 1789—1805*. 2 Bände, Reinbek bei Hamburg 1988 (= rororo-Sachbuch, 8363). Hier Band 1, S. 72.

¹⁷⁾ Gustel Ehrmann-Bretzing, *Elsaß — Mein Jugendland. Erzählungen*, 2. Aufl. Lahr 1968, S. 16.

¹⁸⁾ C. U. D. von Eggers, *Bemerkungen auf einer Reise durch das südliche Deutschland, den Elsaß und die Schweiz in den Jahren 1798 und 1799*. 8 Bände, Kopenhagen/Braunschweig 1801—1809. Hier Band 2 (1802), S. 127 f.

¹⁹⁾ Vgl. Hermann Bausinger, *Formen der „Volks poesie“*, 2. verbesserte und vermehrte Aufl., Berlin 1980 (= Grundlagen der Germanistik, 6), S. 191 f.

²⁰⁾ Eggers (wie Anm. 18), Band 1 (1801), S. 230 f.

²¹⁾ Vgl. Haasis (wie Anm. 16), Band 1, S. 383—415; Band 2, S. 791—806.

²²⁾ Eggers (wie Anm. 18), Band 1 (1801), S. 233.

²³⁾ Ebenda, Band 1 (1801), S. 300 f. Danach auch das folgende.

²⁴⁾ Matthias Zender, *Volkserzählungen als Quelle für Lebensverhältnisse vergangener Zeiten*, in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 21 (1973), S. 114—169.

aber mit dieser Pervertierung in Zusammenhang steht. Auch haben Deutsche und Franzosen in den Zeiten ihrer feindseligen Konfrontation einander mit gegenseitigen Anklagen von der Schwere „Hochverräter der Menschheit“ nicht nachgestanden. Dennoch scheint, so die zweite Hypothese, ein Zusammenhang zwischen der tiefverwurzelten, an der Schreckensherrschaft der Jakobiner festgemachten Vorstellung von der Sittlichkeit der Deutschen und der Tatsache denkbar, daß Nationalismus und Antisemitismus in Deutschland sehr viel verhängnisvollere Folgen hatten als in Frankreich. Hat etwa auch die Selbstgewißheit deutscher Sittlichkeit, so sei einmal gefragt, den Nationalsozialisten die Ausübung ihrer Verbrechen erleichtert? Mußte das in Deutschland bis 1945 vorherrschende Deutungsmuster, wonach die Schreckensherrschaft der Jakobiner ein Ausfluß des französischen Nationalcharakters gewesen sei, nicht die Möglichkeit verstellen, den exemplarischen Charakter einer historischen Erfahrung wahrzunehmen, die das Nachbarvolk früh gemacht hatte und notgedrungen politisch verarbeiten mußte, weil ihm die Ausflucht in die Vorstellung vom verderbten Nationalcharakter der anderen hier nach Lage der Dinge versperrt war? Wie sollte indes ein Volk eine politische Kultur ziviler Wachsamkeit gegenüber staatlicher Macht entwickeln, solange es in dem Glauben lebte, seine und seines Staates Sittlichkeit sei fest in seinem Nationalcharakter verankert? Vielleicht waren erst als sich dieses Eigenbild als Trugbild erwiesen hatte, von der Mentalität her die — möglicherweise notwendigen — Voraussetzungen gegeben, um eine politische Kultur demokratischer Wachsamkeit gegenüber der Ausübung staatlicher Macht zu entfalten.

3. Es ist ein besonderes Merkmal der deutschen Debatte über die Französische Revolution, daß es für alle Aussagen über „Greuel“, „Pöbelherrschaft“ und fatale Konsequenzen französische „Kronzeugen“ aus dem Lager der Rechten gab und gibt, angefangen von den Emigranten in Koblenz über Hippolyte Taine bis hin zu Pierre Chaunu. Nichtsdestoweniger ist es vor dem Hintergrund des „Historikerstreites“ erstaunlich, wie gleichgültig es die Hüter unserer politischen Kultur gelassen hat und läßt, wenn Verbindungslinien zwischen der Französischen Revolution und dem Nationalsozialismus gezogen werden⁷⁰). Das stellt sich die Frage nach den Gründen für die unterschiedliche Reaktion auf Vergleiche zwischen Nationalsozialismus und Terrorphase der Französischen Revolution einerseits, Nationalsozialismus und Bolschewismus/Stalinismus andererseits, Nationalsozialismus und Bolschewismus/Stalinismus andererseits. Ihr nachzugehen, so die dritte Hypothese, würde ein Stück mehr Aufschluß über die politische Kultur in unserem Land geben und ihr gleichzeitig auch dienen.

4. Die deutsche Debatte über die Französische Revolution ist hier in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge skizziert worden. Die angedeuteten Wechselwirkungen von politischen Erfahrungen und historischen Diskursen könnten durch den heutigen „Kulturkonsum“, so die vierte und letzte Hypothese, möglicherweise ihren Zusammenhang verlieren. Die meisten der hier zitierten Werke befinden sich zur Zeit auf dem Büchermarkt. Die technische Möglichkeit des photomechanischen Nachdrucks ist sowohl für das grundlegende Werk von Lorenz von Stein wie für die Kriegsreden von Ernst Troeltsch genutzt worden — in beiden Fällen unter Verzicht auf einen einführenden Kommentar⁷¹).

Beate Gödde-Baumanns, Die Deutschen und die Französische Revolution in: Der Bürger im Staat, Landeszentrale für politische Bildung Heft 2/1989

Ernst Ludwig Posselt (1763 — 1804)

Im Umbruch der Zeit

Erwin Dittler, Kehl - Goldscheuer

Posselt, ein faszinierender Schriftsteller und Journalist zur Zeit der Französischen Revolution, den uns ein kritischer Zeitgenosse so vorstellt: „Posselt war unter allen historischen Schriftstellern der Deutschen derjenige, der am meisten gelesen worden ist; aber schwerlich ist er derjenige, der am längsten gelesen werden wird. Seine schnelle Zelebrität, sein großes Publikum verdankte er teils dem Umstande, daß der Sinn für echte historische Darstellung noch zu wenig in Deutschland verbreitet ist; noch weit mehr aber dankte er beides der Zeit, in der und über die er schrieb. Nicht in ferner Vergangenheit war es, die seine Kunst erst aufs neue ins Leben rief und in Gegenwart verwandelte; es war die Gegenwart selbst, die er frisch, wie sie war, aufnahm und zur Beschauung ausstellte. Und welche Gegenwart! Es war die Zeit der allgemeinen Erschütterung, allgemeiner Verwandlung, allgemeiner Leidenschaftlichkeit. Fast jeder Tag war Zeuge einer Weltbegebenheit; und jedermann brannte, von dem, was geschah, so schnell, so genau, so interessant als möglich unterrichtet zu sein. Jeder Zeitungsschreiber galt mehr, wirkte mehr, als die ersten Männer der Nation. Demnach war es kein Wunder, daß ein Mann, der sich so weit über die Schar gewöhnlicher Nouvellisten erhob, der die Begebenheiten des Tages mit soviel Vollständigkeit, soviel Zusammenhang, soviel Lebendigkeit darstellte, sehr schnell ein großes Publikum erhielt, und daß selbst die ihn lasen, denen sein Vortrag und noch mehr seine Denkart höchst widerlich war.“¹⁾

Nach dem Urteil von James Wald war der vielbewunderte Historiker und Essayist nicht nur eine faszinierende, sondern auch eine wi-

derspruchsvolle Figur²⁾. War er ein „feuriger Liberaler“, wie Hans Fenske meint³⁾, gar nur ein „gemäßigter liberaler Publizist und Historiker“ nach der Einschätzung von Claus Träger⁴⁾, ein „Anhänger der Gironde“, als den ihn Monika Neugebauer-Wölk in ihrer Doppelbiographie über die Brüder Cotta apostrophiert⁵⁾ oder ein „gemäßigter Jakobiner“, wie ihn Angelika Ebner in ihrer Arbeit charakterisiert⁶⁾

Seine Lebensgeschichte beginnt in Durlach

Ernst Ludwig Posselt kam am 22. Januar 1763, also Ende des Siebenjährigen Krieges, als Sohn des Oberamtsverwalters und angehenden Hofrates Philipp Daniel Posselt und seiner Frau Elisabeth Katharina geb. Klose in Durlach zur Welt. Nach Besuch des Pädagogiums in Durlach und des Karlsruher Gymnasiums schreibt er sich als Siebzehnjähriger an der Universität Göttingen zum Studium der Rechte, Politik und Diplomatie ein. Nach dem in Straßburg verbrachten Wintersemester 1782/83 promoviert er dort zum Doktor der Rechte. Seine berufliche Laufbahn beginnt er in Karlsruhe als Regierungs-Advokat. Im Jahr darauf übernimmt er noch eine Lehrtätigkeit am Karlsruher Gymnasium; ein Ruf nach Göttingen im Jahre 1785 verschaffte dem Zweiundzwanzigjährigen die Ernennung zum Professor des Rechts und der lateinischen Sprache mit Charakter und Rang eines Geh. Sekretärs. Sein Biograph Vierneisel gibt auch einen Einblick in seine Vorlesungen im Winterhalbjahr 1785/86: „Geschichte der römischen Sprache, Erklärung von Ciceros Rede gegen Milo, Einführung in die Lektüre klassischer Geschichtsschreiber an Hand des

Cornelius Nepos, des Livius und des Tacitus, schließlich Geschichte des römischen privaten und öffentlichen Rechts. Als Lehrer der Rhetorik hatte er, gleich den Rhetorikern an den Universitäten, zugleich eine repräsentative Aufgabe⁷⁾.

Seine ersten Schriften schreibt der junge Gelehrte fast durchweg in Latein, das er nach Aussage von Ludwig Schubart bis an sein Ende wie seine Muttersprache beherrschte⁸⁾.

J. G. Müller, Kehl, verlegt die Erstlingsschriften

Dabei hatte er keine Schwierigkeit einen Verleger zu finden, denn der bot sich in der Person des markgräfl. Bad. Hofbuchdruckers Johann Gottlieb Müller an, der aber aus dieser Verbindung mit Posselt wohl den geringsten Nutzen zog. Seinen Titel hatte Müller 1783 mit der Übernahme des Karlsruher Gymnasium-Verlags erhalten; er druckte damals zunächst nur in Kehl, wo sein Betrieb zur Unterscheidung von Beaumarchais' Unternehmen die „deutsche Druckerei“ genannt wurde. Mit seinem richtigen Namen hieß er Bärstecher⁹⁾, aber Beaumarchais war schließlich auch erst als Pierre Augustin Caron geboren worden; und Voltaire, dessen Werke seine „Société littéraire-typographique“ in Kehl druckte, war bekanntlich nur der Schriftstellername des François-Marie Arouet.

Posselt publiziert schon 1783 „An Sterne's Geist“¹⁰⁾ und bei Müller eine Schrift mit dem Titel „Utrum ad vota communia . . .“, die im 90. Stück der „Strasburgischen gelehrten Nachrichten“ vom 10. 11. 1784¹¹⁾ mit einer Neuerscheinung „Historiam Corporis Evangelicorum“ angezeigt wird. Posselt behandelte in dieser Schrift eine durch Art. V Paragr. 52 des Friedensvertrages von Osnabrück verursachte Streitfrage. Die Besprechung schließt mit den Worten: „Überhaupt zeigt Hr. D. Posselt in dieser kleinen Schrift viele Richtigkeit im denken und nicht zu verachtende Kenntniß des teutschen Staatsrechts. Auch sein Ausdruck zeugt von seiner Be-

kanntschaft mit den guten lateinischen Schriftstellern; obschon Recensent nicht läugnet, daß ihn an verschiedenen Orten der Stil etwas poetisch dünkt. Übrigens wünscht er dem Herrn Verfasser Muße, um die in der Vorrede versprochenen weitem Abhandlungen über die itionem in partes dem gelehrten Publikum mitheilen zu können“. Auch die Besprechung der Abhandlung über die Geschichte des Evangelischen Bundes läßt erkennen, daß es sich noch um nichtausgereifte Arbeiten handelt. Im gleichen Jahr erscheint bei J. G. Müller in Kehl auch eine dem Curator des Gymnasiums, Consistorialpräsident Freiherr August Johann von Hahn gewidmete Abhandlung „Ad vir: perill et excell. Aug. Joan de Hahn, Epistola de optima studii juris . . .“

Posselt trägt sich offensichtlich schon mit weiterreichenden Plänen, da er sich nicht an dem neuen Verlagsprojekt von Müller beteiligt, das die „Strasburgische gelehrte Nachrichten“ 1784 im 19. Stück ankündigen: „Portefeuille historique ou recueil de pièces rares & intéressantes peu connues, concernant la politique, l'histoire, le commerce etc. 1784“. Zu diesem neuen Wochenmagazin hatte auch Amtmann Schlosser mit einem wohl älteren Artikel etwas beigesteuert.

Wissenschaftliches Magazin für Aufklärung

Tatsächlich brachte Posselt dann 1785 bei Müller in Kehl eine eigene Zeitschrift heraus: das „Wissenschaftliche Magazin für Aufklärung“, welches wiederum von den „Strasburgischen gelehrten Nachrichten“ im 2. Vierteljahrsheft 1785 mit den Titeln der Beiträge angekündigt wurde.

Zu den Autoren zählte einmal Posselt selbst, der u. a. über die neuentdeckten römischen Bäder in Badenweiler berichtete oder die Frage beantwortet: „Ist es wohl noch der Mühe wert, die römische Sprache zu studieren?“, dann findet man Beiträge von Hofrat Böckmann, seinem Kollegen vom Gymnasium, ferner von Heinrich Johann von Hahn, dem



Ernst Ludwig
Posselt
geb. 1763.

Ernst Ludwig Posselt
Bad. Generallandesarchiv
Karlsruhe,
Sign.: J-AC-P-21

Bruder des Consistorialpräsidenten, der noch weitere liefern wird, so daß das Magazin auch in Karlsruhe mit interessierten Lesern unter den Beamten rechnen kann.

Nach seiner Vorrede vom 18. März bestand der Zweck des Magazins darin, Aufklärung über alle Zweige des menschlichen Wissens in einer gefälligen Form zu verbreiten. Bei Müller, der schon 1774 mit der Herausgabe des „Encyclopädischen Journals“ von C. W. Dohm nicht sehr erfolgreich gewesen war, erschienen dann allerdings nur vier Stücke. Aus der Vorrede vom 14. Mai 1786 zum 2. Band, der wiederum 4 Hefte umfaßte, erfuhr der Leser durch Posselt, daß das Magazin von

nun an in Leipzig im Verlag der Jacobäerschen Buchhandlung herauskomme¹²⁾.

Doch auch bei dem neuen Verlag sollte sich für das Magazin, das ursprünglich als Organ für Karlsruher Schriftsteller gedacht war, kein dauernder Erfolg einstellen: mit dem 3. Band (1787/88), der 6 Hefte enthielt, stellte es sein Erscheinen ein.

Posselt plädiert für reichsständisches Bündnisrecht

Aus dem literarischen Füllhorn Posselts floß 1785 noch die in Kehl verlegte Schrift „Systema jurium Corporis Evangelici“ und seine ausführliche Nachricht für das Publikum in

dem von Müller herausgegebenen „Oberheinishen Hinkenden Bothen“ vom 29. 11. 1785 anlässlich des am 23. 7. 1785 erfolgten Zusammenschlusses der Kurfürsten von Sachsen, Preußen und England-Hannover zum Deutschen Fürstenbund, dem auch Baden am 21. 11. beitrug:

„Es ist bekannt, welches Aufsehen das zwischen den evangelischen Kurhöfen vor einigen Monaten errichtete Bündnis zur unveränderten Erhaltung des teutschen Reichssystems gegen alle Austausch-Veräußerungs- und Säkularisierungsprojekte in ganz Europa noch jetzo erregt. Nenne man dieses Bündnis, wie man will: Union, Association, Konföderation — so bleiben doch immer die Zweifel, welche man hie und da der Rechtmäßigkeit desselben entgegengestellt hat — vorausgesetzt, daß es im Ernst geschah — ein auffallender Beweis, wie wenig noch echte publizistische Aufklärung unter uns im Umlauf ist. Die Zeiten sind doch längst vorüber, wo sich unser Staatsrecht zuerst aus dem Gewühl despotischer römischer Rechtsgrundsätze mühsam loszuwinden anfang, wo jeder schüchterne Zweifel an der Allmacht des Kaisers für Majestätsverbrechen galt und Geistliche über die innersten Staatssachen in letzter Instanz sprachen!“

Beim Fürstenbund handelt es sich um ein Lieblingsprojekt des Markgrafen, das mit Rückendeckung Frankreichs als Sicherung gegen die österreichische Machtpolitik gedacht war: „Als Nachbar Österreichs, dessen breisgauische Besitzungen die obere von der unteren Markgrafschaft trennten, war Baden von einer gewaltsamen Ausdehnung der österreichischen Machtsphäre in erster Linie bedroht“ (Obser). Realisiert wurde der Plan erst durch das Eingreifen von Preußen. Friedrich II. hatte ihn schon 1778 der badischen Regierung durch seinen Gesandten Freiherr Georg Ludwig von Edelsheim vortragen lassen, wobei es ihm aber weniger um die Reichsverfassung als vielmehr um rein preußische Interessen zu tun war¹³). Mit dem Fürstenbund, dem sechzehn deutsche Fürsten

angehörten, verhinderte Friedrich eine Abdrückung Österreichs durch Bayern.

1786 werden seine Arbeiten letztmals bei Müller verlegt: „De Virgilio Georgicis, Programma, quo ill. Gymnasii memoria saecularis publice celebranda in dicitur“ und „Über deutsche Historiographie“ in Durlach, wohin im Herbst 1785 der größte Teil der Kehler Druckerei verlagert worden war, und in Kehl die Schrift „Über die Reden großer Römer in den Werken ihrer Geschichtsschreiber“. Diese Schrift war dem Andenken des im gleichen Jahr verstorbenen Freiherrn von Günderrode gewidmet.

Die Werbung des Verlagsbuchhändlers J. G. Müller, die Besprechungen in den „Strasburgischen gelehrten Nachrichten“, in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ und anderen Blättern verschafften Posselt natürlich sehr viel Publizität; seine Schriften „sind zu ihrer Zeit von Kennern mit Wohlgefallen und mit öffentlich rühmlichen Ermunterungen an den jungen rüstigen Verfasser beehrt worden und haben ihn als Eingeweihten der deutschen Staatsrechte gezeigt“ (L. Schubart). Und mit den Schriften wurden auch seine Reden bekannt und verbreitet, die er aus besonderen Anlässen halten mußte, wie das bei der Jubelfeier des Karlsruher Gymnasiums am 21. 11. 1786 am Vortage des Geburtstages des Markgrafen der Fall war. Bei dieser Gelegenheit sprach er in Huldigung des verstorbenen Preußenkönigs vom „Jahrhundert Friedrichs des Großen“: „denn nach wem sonst wird die Nachwelt unser Jahrhundert nennen?“ —

Weniger günstig wurde anscheinend sein „überaus kühner Erguß des politischen Freiheitssinnes“ im anonymen Beitrag „Über den Frieden und das freye Amerika“ im 2. Band seines Magazins aufgenommen. Trotz der „rühmlichen Freiheit der Meinungen, die in Karlsruhe herrschte“, meinte sein Biograph Vierneisel, sei es verständlich, daß Posselt eine feierliche Verwahrung für notwendig erachtete, als wolle er mit dem Abdruck auch dessen ganzen Inhalt unterschreiben.

Der Wechsel von J. G. Müller zu F. G. Jacobäer in Leipzig bedeutete auch ein neuer Abschnitt seiner Arbeiten: „Schon ein größeres Publikum als durch diese Jugendversuche, bildete sich Posselt durch seine bei Jakobäer erschienene Geschichte der Deutschen für alle Stände; ferner, durch seine Geschichte Carls XII. nach Voltaire; und sein Leben Gustavs III. von Schweden“. 1787 erschienen bei Jakobäer die von Posselt herausgegebenen „H. W. von Günderodes sämtliche Werke aus dem teutschen Staat- und Privatrecht, der Geschichte und Münzwissenschaft, mit neuen Abhandlungen und Zusätzen“ und die von Schubart erwähnte „Geschichte der Teutschen“, eine „Geschichte der deutschen Fürstenvereine“ und in Karlsruhe „Friedrich dem Großen. Eine Rede am ersten Jahrestag seines Todes, den 17. August in Gegenwart des Hochfürstlichen Hauses gehalten“. Mit seiner Rede stieß er bei dem Markgrafen gewiß auf Wohlgefallen, hatte dieser doch sogar dem Preußenkönig schon ein Gedicht gewidmet, wie auch der spätere Jakobiner Georg Forster die deutsche Ausgabe seiner „Reise um die Welt“.

Schubart: „O, herrlicher Mann . . .“

Mit seiner literarischen Tätigkeit gewann Posselt aber auch sehr schnell einen beachtlichen Freundeskreis. Als Christian Friedrich Daniel Schubart nach 10jähriger Haftzeit von seiner Entlassung erfuhr, schrieb er am 11. Mai 1787 von der Veste Asperg an den 24jährigen Posselt:

„Ich bin frei! — O, herrlicher Mann, voll Hoch- und Tiefgefühl. — mit welch trunknem Entzücken ertheil ich Ihnen diese Nachricht! — Heute kam der Herzog, meist meinethalben, hieher und ließ mir durch seiner Gemahlin Mund die grose Botschaft der Freiheit erteilen . . . Ich bin nun mit einem ansehnlichen Gehalt Director des Theaters und der Music in Stuttgart, für den Rest meines Lebens ganz nah Hang und Wunsch versorgt.

— Sagen Sie all'diß', edler Mann, dem Publikum in Ihrer Mannsprache, denn ich bin stolz genug, meine Freiheit von einem Posselt angekündigt zu lesen. — Leben Sie wohl, Jüngling, — der den nahen großen Mann ankündet! — Ewig Schubart.“¹⁴⁾

Im „Oberrheinischen Hinkenden Both“ vom 12. 6. 1787 erscheint aus diesem Anlaß ein Gedicht von Eccard: „Auf Schubart's Befreiung, an Hr. Doktor Posselt in Karlsruhe“ mit der Aufforderung: „Du aber, o trauester Posselt — Erfülle bald, was dem Vaterland du gelobtest, — Zeig' ihn, den Edlen, in seiner strahlenden Größe . . .“

Schubarts Laudatio für Posselt als Redner

Nach der Weiterführung der ehemaligen „Teutschen Chronik“ im Juli 1787 als „Schubarts Vaterländische Chronik“ weist Schubart da und dort auf Posselts Magazin, aber im September insbesondere auf dessen Talent als Redner hin, wobei er an eine Bemerkung Goethes anknüpft, daß sich bei seiner Nation „nichts zu reden fand“. Es sei ungerecht, wenn man der Nation immer vorwerfe, „sie habe keine politischen Redner — wie Griechenland, Rom, Engeland und Frankreich. — Aber wozu in aller Welt soll man das üben, was man nicht braucht? . . . Große politische Gesinnungen zeugen Demosthenes, Cicero, Lysias, Isokrates, aber für was? und wo? sollen wir sprechen. Keine öffentlichen Rednerstühle, keine Gerichtsschranken — doch ich mag kein altes, so oft behandeltes Thema aufs neue rütteln. Genug, daß wir schön und groß reden können — wenn wir dürfen. Jerusalem, Sulzer, Engel haben uns treffliche Lobreden geliefert, und Posselt, dieser so vielseitige wirkende Kopf, hat unsren panegyrischen Vorrat mit einer feurigen Rede — Friedrich dem Großen, an seinem Todestage gehalten — vermehrt. Er flicht nicht die große Ciceronianische Perioden, spricht auch nicht zu kurz — oft zu undeutlich, wie Quintilian; sondern der Bau, die

Länge und Zurundung seiner Perioden ist der Natur unserer Sprache gemäß. Sein Ausdruck ist stark, oft neu und originell — nur, dünkt mich, manchmal zu poetisch. Der junge Mann überflutet in der Begeisterung und braust dann ins Gebiet der Dichtkunst hinüber. Ohne Großgefühl wird man kein großer Redner. Welch erhabene, allen deutschen Patrioten ewig wichtige Gegenstände sind hier auf drei Bogen zusammengedrängt!¹⁵⁾ An dieser Rede hebt Schubart hervor, daß sie von großem nationalen Interesse sei: „gegen Universalmonarchie und für deutschen Bund ist gewiß noch niemals so zusammengedrängt vollständige geschrieben worden als hier“ und schließt: „Es ist wahre Herzensstärkung für den Vaterlandsfreund, wenn unter einem Klube furchtsamer, mit Angst und Zagen schreibender Schriftsteller einmal ein Jüngling auftritt, dem der Busen im Freiheitsgefühl aufklopft und der es wagt, vor einem durchlauchtigen Auditorium so kühn und mutig zu sprechen, als kühn und mutig er denkt. Ha, rüstiger Mann, mit welcher Freude feir' ich dein Andenken beim Glase voll blinkender Liebfrauenmilch!“ Ludwig Schubart würdigt das Verdienst seines Vaters sicherlich zu recht, wenn er später feststelle: „Mein sel. Vater in seiner viel gelesenen Vaterlands-Chronic, war der erste, welcher in Posselts Jünglingsschriften schon den ganzen Geist und Gehalt des Mannes erkannte, und sie mit Wärme, mit Auszeichnung und frohen Erwartungen für die Zukunft, anzeigte“.

Für die unterdrückten Bürger von Worms

Im Dezember 1787 mischt der ehemalige Regierungsadvokat kräftig in einem Verfassungsstreit außerhalb seines engeren Vaterlandes mit: in einer Auseinandersetzung zwischen Bürgerschaft und einem auf Grund eines Mandates des Reichskammergerichtes von 1778 verfassungswidrig amtierenden Magistrat in Worms verfaßt er für die Bürger-

schaft eine Klageschrift an den Reichshofrat. Wesentliche Unterstützung verspricht er sich von seinem neugewonnenen Freunde Johannes Müller in Mainz. An ihn wendet er sich am 27. 12. 1787 „aus einer alten, sehr bedrängten Reichsstadt, in deren Innerm Zerrüttung und Kampf des Despotismus mit langhergebrachter Form in fürchterlicher Krisis wühlt“, mit der dringenden Bitte, die beiliegende Requisition der Gewährleistung der Wormser Grundverfassungsverträge dem Kurfürsten als dem Bischof von Worms, dem Coadjutor von Dalberg und dem Geheimrat von Strauß gebührend zu empfehlen. Am 4. 1. 1788 faßte Posselt unter Berufung auf die „gemeinsame Liebe für Recht und Freiheit“ in dem Anliegen „der von den Oligarchen unterdrückten Bürgern“ nach. Am 25. 3. übersendet er Müller das Ergebnis eines mühevollen Geschäftes, „Licht in ein solches Chaos zu tragen“, das er aber gerne übernommen habe, „weils für Recht und althergebrachte Form galt“: „Über den Oligarchendruck in Worms. Ein merkwürdiges Actenstück für's Archiv der reichsstädtischen Oligarchie überhaupt, zur Beherzigung der Patrioten“ (Frankfurt und Leipzig 1788). Er „wünsche sehr, bald zu hören, wie der oligarchische Unfug, den ich sehr einfach entschleiert zu haben hoffe, Ihre hohe Römerseele, die in Gesetz und Freiheit lebt und webt, empört haben wird“. Doch Müller schwieg sich nun aus, so daß Posselt am 16. 5. wieder darauf zurückkommen muß. Aus seiner Feder stammt auch eine zweite Klageschrift vom 1. 10. 1789: „Die Bürger in Worms und die Dreizehnmänner in Worms. Zur lehrreichen Warnung für alle Reichsbürger“.¹⁶⁾ Der Präsident der Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit zu Worms, Friedrich Henninger, wird am 16. 12. 1792 seine Mitbürger daran erinnern: „habt ihr alle die Mißhandlungen, alle die Ungerechtigkeiten vergessen, wegen welcher ihr und eure Vorfahren jahrhundertlang bei den Reichsgerichten geklagt und wovon eure neueren gedruckten Beschwerdeschriften, insbesondere der Olig-

archendruck, so lang und so öffentlich vor ganz Deutschland gesprochen haben“.¹⁷⁾

Posselt und der Heldentod der 400 Pforzheimer

Gute Dienste leistete Posselt dem Karlsruher Hof als Redner bei feierlichen Anlässen. In diesem Zusammenhang hat uns Wilhelm E. Oeftering eine köstliche und hintergründige Geschichte überliefert, die es verdient, als Lehrstück für Heimatforscher tradiert zu werden¹⁸⁾.

Da hatte der Pforzheimer Kaufmann Ernst Ludwig Deimling die „Bürger von Calais“ des Franzosen Belloy gelesen, und da angeblich ein Bürgermeister Deimling und 400 wackere Pforzheimer sich in der Schlacht bei Wimpfen (1622) für die Rettung des Markgrafen Georg Friedrich heldenmütig opferten, reifte in ihm der patriotische Plan eines Gegenstückes aus deutscher Geschichte. Aber sein vaterländisches Trauerspiel „Die vierhundert Pforzheimer Bürger oder Die Schlacht bei Wimpfen“ konnte sich auf keine historischen Belege stützen. Oeftering:

„Der Verfasser schickte sein Stück durch Vermittlung des Hofrates Ring an den Markgrafen Karl Friedrich mit einer treuehormsamsten Widmung vom 15. Februar 1785, und 1788 kommt das Trauerspiel bei Macklot in Karlsruhe in Druck. Von Deimlings Bericht, der sich angeblich auf eine Familientradition stützt, läßt sich der Professor des Rechts und der Beredsamkeit Ernst Ludwig Posselt anstecken und veröffentlicht darüber, als handle es sich um urkundlich beglaubigte Geschichte (in seinem ‚Wissenschaftlichen Magazin für Aufklärung‘, III. Bd., 5. Heft 1788) unter der Überschrift ‚Über Volksreden‘, dann auch als selbständiges Büchlein (wieder abgedruckt von Sommerlatt ‚Erinnerungen an die Schlacht bei Wimpfen‘, 1824) die Gedächtnisrede, welche er im Auftrag Karl Friedrichs bei der Ehrenfeier für die 400 Pforzheimer am 29. Januar 1788 halten muß-

te. Am gleichen Tag predigte in Pforzheim Gottfried Posselt im schwülstigen Stil der Zeit über dasselbe Thema. Damit war die Sage zum historischen Faktum gestempelt.“

Posselt als „Volksredner“

Posselt sprach vor dem ganzen fürstlichen Haus mit dem Hofstaat. Nach der Schilderung von Gehres befanden sich links vom Redner die 24 Deputierten der Stadt Pforzheim, rechts die Deputierten aus dem Stadtrat von Karlsruhe und mehreren benachbarten Städten, hinter dem Redner stand ein auserlesenes Militärkorps. Der Eindruck auf alle Zuhörer im Karlsruher Schauspielhaus muß sehr groß gewesen sein: die Pforzheimer vergossen sogar Tränen rührungsvollen Dankes! Natürlich war vor allem Posselt selbst begeistert. Am 7. 3. 1788 schickt er Müller eine seiner neuesten Arbeiten und bittet ihn um Beantwortung zweier Fragen: „Erstens sollen Sie mir sagen, wie Ihnen der Gedanke gefällt, durch Volksreden erst bürgerliche Beredsamkeit und dann auch allmählich mehr Volks-, Vaterlands- und Freiheitsgeist unter den Deutschen zu gründen? Und zweitens, . . . ob und inwieweit Sie mit meinem Versuch einer Ausführung desselben zufrieden sind? . . . In jedem Fall hab’ ich doch vaterländische und kühne, echt deutsche Seiten vorzukehren versucht; auch bin ich wirklich von der fürchterlich zusammengedrängten Volksschar mit einer Aufmerksamkeit und Rührung angehört worden, die ich nie zuvor gesehen hatte.“

Posselt empfiehlt sich als Redner in Mainz

Posselt hatte dem Mainzer Kurfürsten schon einmal eine Rede geschickt, ohne daß dieser reagiert hätte. Nun legte er seinem Brief an Müller erneut ein Exemplar bei: „Diese neueste Rede schick’ ich ihm indes hier doch wieder, weil mir an der Allgemeinmachung der Idee selbst, die gewiß allmählich weiterführen wird, als man jetzt noch denkt, des Vater-

lands wegen viel liegt. Ja ich bin, wahrlich auch wieder bloß des Vaterlands wegen, erbötig, wenn der Churfürst mir einigen Wink dazu zu geben geruhen würde, über irgend einen von ihm selbst zu bestimmenden patriotischen Stoff, in Mainz selbst mit einer ähnlichen Rede aufzutreten . . .“

Am 23. März 1788 konnte sich Posselt auch eines praktischen Erfolges rühmen, den er mit seiner Rede über den Heldentod der Pforzheimer erzielte: „Wissen Sie, daß seit meiner Rede der Markgraf 74 neue freiwillige Soldaten bekommen hat? Wer sollte glauben, daß unser niederes armes Volk noch so große Empfänglichkeit für's Hohe hat?“ Und wie Gehres berichtet, erhielt Posselt für seine Lobrede das Pforzheimer Bürgerrecht.

Wie sehr Posselts Redetalent am Hofe geschätzt wurde, erweist sich auch aus der ehrenvollen Aufgabe, die ihm beim Tode des Präsidenten von Hahn zugewiesen wurde: „Der Markgraf hielt es für Pflicht, sein Andenken zu ehren. Es war ihm eine Lobrede gehalten, nicht an seiner Bahre der Gewohnheit nach von einem Geistlichen, — weil solche Reden durch ihre Allgemeinheit schon ihren Wert verloren haben —; sondern von dem D. Posselt, der sich schon bei anderen Gelegenheiten als einen nicht gemeinen Redner gezeigt hatte. Diese Rede ist unter dem folgenden Titel gedruckt: „Dem Andenken des Freyherrn August Johann von Hahn, u. s. f. Eine Rede, den 6. Junius 1788 in Gegenwart des hochfürstlichen Hauses gehalten von D: Ernst Ludwig Posselt u. s. f. Carlsruhe 1788 nebst dem sauber in Kupfer gestochenen wohlgetroffenen Bildnisse des Verstorbenen. Freilich enthält auch diese Rede viele Schmeicheleien und Hyperbeln. Sie setzt aber auch die Verdienste dieses Mannes um die badenschen Länder sehr gut ins Licht.“¹⁹⁾

Offensichtlich erfreute sich Posselt zu dieser Zeit noch des Wohlwollens des Markgrafen, wie man aus einem Brief vom 7. 10. 1788 an Carl Philipp Conz entnehmen kann: „Erst vor wenigen Tagen ward mir ein sehr ansehnlicher Ruf angeboten; bei der ausgezeichneten,

mir erst wieder erprobten Gnade des Markgrafen, meines Herrn, hab' ich ihm aber entsagt“.²⁰⁾ Aus einem Brief Schubarts an Posselt vom 20. 9. 1788 geht hervor, daß es sich um eine Berufung nach Preußen handelte: „Aus beiliegendem Brief Hertzbergs kannst Du sehen, wie scharf er Dich ins Auge gefaßt hat . . . Bis zu Thränen hat es mich gerührt, daß Dein göttlicher Markgraf Dich an den Banden der Liebe festhält.“²¹⁾

Falls dem so gewesen wäre: Posselt wollte mehr als nur „Bande der Liebe“, er wünschte sich eine angesehene Stellung. Und diese hoffte er mit Hilfe seines Freundes Müller zu erhalten. In seinem Brief vom 25. 12. 1788 wandte er sich an ihn mit einem entsprechenden Anliegen: „Der Churfürst, Ihr Herr, als Reichserzkanzler, als erster Mitverbündeter des deutschen Bundes, und auch schon als Churfürst und Erzbischof zu Mainz, hat in diesen Gegenden und Kreise doch manche Geschäfte und Sachen, die ihn interessieren. Sie — das weiß ich und das verdienen Sie so sehr — vermögen bei ihm alles. Könnten Sie nicht (wie ich nicht zweifle; und vom Wollen ist mir ohnehin keine Frage) die Einleitung dahin treffen, daß ich vom Höchstdemselben, unter einem angemessenen Titel, an den hiesigen und die benachbarten Höfe akkreditiert würde? Der Markgraf, mein Herr, würde mir dazu sehr gerne seine Bereitwilligkeit geben“.

Vier Wochen später, am 28. 1. 1789, kommt Posselt erneut und in neuen Variationen zur Sache, reflektiert sogar auf eine preußische Legation in der Schweiz, spekuliert aber zunächst hauptsächlich auf die Verleihung eines angemessenen Legationstitel durch den Kurfürsten. Nach einem weiteren Brief vom 14. 2. 89 schien es, als nähme sein sehnlichster Wunsch Gestalt an, „dadurch in eine Laufbahn eingeleitet zu werden, die ich, nach der genauesten Überlegung, als für mich passend erkenne, und wozu ich auch, wegen künftiger nicht unwahrscheinlicher Aussichten, mich bestimmen zu dürfen glaube“. Mit Rücksicht auf „die Vorurteile des Publikums“ sei es von

Vorteil, wenn mit der Anstellung ein Gehalt von wenigstens 50 Louis d'or nebst Erstattung des Aufwands für Reisen, Stafetten etc. auch ein angemessener Charakter verbunden würde. Posselt rechnete offenbar fest mit einem Einverständnis des Markgrafen, wenn er auch noch in den Dienst des Mainzer Kurfürsten trete. Am 4. 3. 89 stimmt Posselt zu, daß eine Akkreditierung beim Schwäbischen Kreis das beste und schicklichste sei, besteht aber auf ständiges Gehalt, wenn er auch seinen Anspruch nun auf jährlich 40 Louis d'or oder auf 400 fl. herunterschraubt. Der Briefwechsel zog sich sporadisch dahin, unterbrochen durch eine Erkrankung von Müller. Man kann sich vorstellen, wie ungeduldig er wochenlang auf Antwort wartet, welche Überwindung es ihn wohl kostet, in jedem Brief auf sein Anliegen zurückkommen zu müssen und dabei die Form zu wahren. Am 3. 5. 89 mahnt er Müller: „Nun, mein edler bester Freund! Wenn Ihre Kräfte es Ihnen wieder gestatten, werden Sie doch auch meines warmen Wunsches eingedenk sein? — Ich hoff' es mit großer Überzeugung! und ich weiß, was Sie vermögen! Ich wünsche sehr, daß durch Ihre gütigste Einladung die Sache so betrieben wird, daß man hier vor der Hand nichts davon erfahre und, wenn meine hiesigen Dienstverbindungen in jener Rücksicht anstößig gefunden werden sollten (wie ich doch just nicht glaube), so würde ich wegen wichtiger auswärtiger, Ihnen zum Teil nicht unbekannter Aussichten und Verhältnisse, allenfalls wahrscheinlich eher jene Verbindungen aufheben, wenn sie nicht compatible gefunden werden sollten“.

Wilhelm v. Edelsheim ist von Posselt enttäuscht

Mit der Bitte um Diskretion kam Posselt entweder zu spät, oder aber, was wahrscheinlicher ist, Müller bat seinerseits Wilhelm von Edelsheim darum, als er sich ihm wegen der Bewerbung Posselts anvertraute. Anscheinend handelte es sich um den Posten eines

Geschäftsträgers beim Schwäbischen Kreis. Nach der Vermutung von Edelsheim würde der Markgraf die Annahme des Amtes durch Posselt keineswegs verhindern, aber dieser könne dann nicht mehr geheimer Sekretär und Professor bleiben²²⁾.

Die Beurteilung Posselts durch Edelsheim im Brief vom 16. 5. 1789 könnte als Fingerzeig dafür dienen, daß die sich entwickelnden Differenzen in ihrer tieferen Ursache nicht allein auf seine freie Schreibart zurückgehen. Edelsheim, der von der Freundschaft zwischen Müller und Posselt wußte und der sich selbst als dessen Freund bezeichnete, begann den berechtigten Hoffnungen, die Posselt in ihm geweckt hatte, zu mißtrauen. Offensichtlich hatte er den Eindruck gewonnen, daß es für jenen besser gewesen wäre, wenn man ihn von vornherein in eine feste Laufbahn gewiesen hätte, wo er sich verpflichtet fühlte, nach dem Vorbild der anderen zu arbeiten. Der Geist der Zeit sei nach Posselts Meinung lehrreicher als alles andere, und ein talentierter junger Mann wäre diesem Glauben besonders ausgesetzt, wenn man ihn zu lange allein lasse und seine Landsleute ihn verehrten, anstatt ihn zu beraten und zu leiten. Posselt habe seine Erfolge mit großer Leichtigkeit erzielt, und man fühle sich als halber Gott, wenn man in diesem Alter gelobhudelt werde; infolgedessen glaube man, daß alles, was einen umgebe, nichts für einen taue.

Edelsheim wünschte, daß er sich für eine Beschäftigung entscheide, um vom Staat nicht jährlich 800 fl. gratis zu erhalten. Und da der Markgraf seine Ansicht teile, müsse sich Posselt in Kürze darüber klar werden. Aber eine Sekretärstelle bei der Regierung dünke diesem angesichts seiner Fähigkeiten allzu gering.

Posselt war demnach nicht geneigt, auf die guten Ratschläge von Edelsheim zu hören, dem er den 1. Band seiner „Geschichte der Teutschen“ widmete und der sich für seine berufliche Laufbahn verantwortlich fühlte. Und offensichtlich war man am Hof der Auffassung, daß sich Posselt sein Gehalt erst ein-

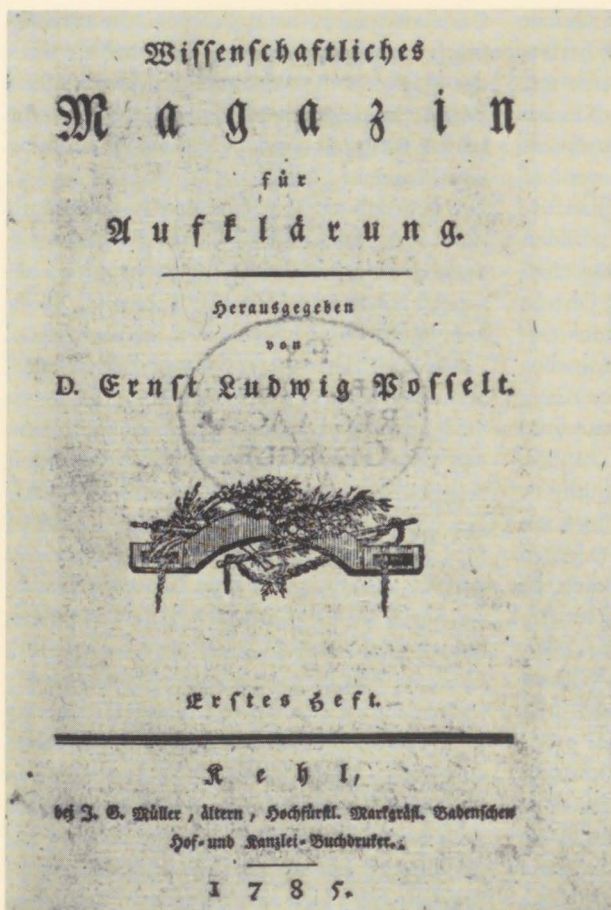


Foto: Dr. Erwin Dittler

mal durch solide Verwaltungsarbeit verdienen müsse.

Doch dem stand die Mentalität Posselts entgegen, der in seinem Brief vom 25. 12. 88 an Müller nach der Feststellung ihrer gemeinsamen geistigen Herkunft: „Sind wir doch beide unter den großen Menchen der Vorzeit aufgewachsen, unter den Unsterblichen des Plutarch und Titus Livius“, kritisch zur Sprache brachte, was das Studium der gegenwärtigen Verhältnisse ergeben habe: „Darum, bei aller Verehrung für alte Verfassungen und wohlhergebrachte Formen (für sie flossen Ströme Bluts und ohne sie ist Freiheit ein Traum) haben Sie doch gewiß auch, so wie

ich, oft tief geseufzt, daß im Schwung unserer teutschen Staatsmaschine immer noch so viel Phlegma, fremdartiger Sinn, Pedantismus und elende Formalisierung ist.“ Wie sollte er sich im Apparat der Verwaltung wohlfühlen, da er voller Reformeifer Müller aufforderte: „Auch wir sollten, müssen vorrücken, aber in gleichem Geist der Freiheit und Verfassung. Und welche Zeit war zu einer solchen Revolution befruchteter als diese?“

Ein Mann wie Posselt, der „unter den großen menschen der Vorzeit“ aufgewachsen war, orientierte sich natürlich auch an den Großen der Gegenwart. Wen er dazu rechnete, machte er im gleichen Jahr wieder aller Welt deut-

lich, als er den „Anti-Mirabeau“ gegen die im Januar herausgekommene „Histoire secrète de la cour de Berlin“ schrieb. Posselts Buch trug den Titel: „Über Mirabeau's Histoire secrète de la Cour de Berlin, aus authentischen Quellen“, erschien 1789 bei Schmieder in Karlsruhe und war „dem Geiste Friedrichs des Großen“ geweiht. Es war nach Vierneisel „im wesentlichen eine Apologie des preußischen Staates als solchen, d. h. seiner Fähigkeit zu dauerndem Bestand als einer großen Macht. Hier erhebt sich denn auch Posselt zu einer wirklichen geschichtlichen Würdigung Friedrich des Großen, und dies allein schon durch die Fragestellung: was war Europa vor ihm, und was wurde es durch ihn?“.

Die authentischen Quellen waren Posselt von dem seit 1762 amtierenden preußischen zweiten Staats- und Kabinettsminister Ewald Friedrich Graf v. Hertzberg geliefert worden, mit dem er 1785 in Verbindung getreten war. Hertzberg spielte im Leben Posselts zweifellos eine bedeutsame Rolle: „Posselt hatte von Anfang an von Hertzberg eine außerordentliche Meinung, die der Selbsteinschätzung des Ministers entsprach. Die Hertzberge gehörten so gut zu den außerordentlichen Erscheinungen wie die Friedriche selbst, hieß es in der Rede über deutsche Historiographie“. Das freundliche Verhältnis des Ministers zu Posselt hatte nach Vierneisel einen triftigen Grund: „Das Bedürfnis nach öffentlicher Anerkennung neben dem Grundsatz der Publizität, den er in eigentümlicher Form der preußischen Politik gab, war wohl auch die Ursache der Intimität, mit der er Schriftsteller wie Schubart und Posselt auszeichnete. Immer nahm er sich Zeit, ihre Bücher und Briefe zu lesen und ihnen selbst Briefe zu schreiben. Ein Beispiel der Brief an Posselt mitten während des holländischen Unternehmens vom 13. Oktober 1787. Die Rede auf den Vaterlandstod der 400 Pforzheimer versicherte er am 22. April 1788 ‚mit eben so viel Rührung als Vergnügen gelesen‘ zu haben, und er geht mit knappen, aber inhaltsreichen Sätzen auf die Grundgedanken sein“. Es wäre denkbar,

daß gerade der Briefwechsel und Gedankenaustausch mit Hertzberg Posselts Ambitionen verstärkte. Vierneisel erwähnt, daß sich Hertzberg selbst bewußt an den Alten orientierte: „Hierher gehört auch das Motiv des Ruhmes, zu dem sich Hertzberg unter Berufung auf die Alten wie auf Friedrich den Großen in einem Briefe an Posselt — anlässlich seiner Idee der Volksreden — ausdrücklich bekennt: dieser Trieb habe bei ihm von Jugend auf am meisten bewirkt. Er verführte ihn allerdings auch zur Überschätzung seiner historischen Rolle und zu dem für ihn verhängnisvollen Glauben an seine Unentbehrlichkeit für den preußischen Staat“. Posselt widmete dem am 27. Mai 1795 verstorbenen Grafen eine Schrift: „Ewald Friedrich, Graf von Herzberg; mit Auszügen aus seiner Correspondenz, die neueste Welthandel betreffend. Tübingen 1798“, die nach Gehres mehr Aufmerksamkeit wegen der angehängten Briefe des Ministers an den Verfasser als der biographischen Darstellung wegen verdient.

„Die Könige mögen für sich sorgen, wir für uns“

Auf die revolutionären Ereignisse in Frankreich geht Posselt in einem Brief vom 5. 1. 1790 an Johannes Müller zunächst zwar wenig enthusiastisch ein, dafür aber mit einer kühlen Distanzierung von den Königsthronen:

„Auf der politischen Schaubühne wird jetzt ein ziemlich verwirrtes Drama aufgeführt. Wohl mögen vielleicht die Spieler selbst nicht wissen, wann und wie all die Knoten sich lösen werden. Ein Friedrich II. oder, allgemein gesprochen, ein großer Mann reißt oft sein ganzes Zeitalter empor und haucht über alles einen Geist der Konsequenz, der Festigkeit und Größe aus, der unseren meisten jetzigen Verfassungen zu fehlen scheint. Hätte Preußen nicht noch seinen Hertzberg, so würde ich selbst für dieses fürchten, wenigstens mich nicht in selbiges schicken können. Doch, die Könige mögen für sich sorgen, wir für uns.“

Lebensbeschreibung

von

Dr. G. L. Posselt,

nebst

mehrern ungedruckten Briefen desselben
und Biographischen Nachrichten
von Durlach's denkwürdigen
Männern.

Von

Siegmund Friedr. Gehres,

dem Verfasser der kleinen Chroniken von Pforzheim,
Bretten und Weil, der Stadt.

Auf Kosten des Verfassers.

Mannheim.

In Commission bei Tobias Köffler.

1827.

Nach dieser lapidaren Feststellung, daß ihm das Schicksal der Könige gleichgültig sei, erinnerte er Müller wieder an seine eigene Sorge:

„Ich möchte nichts als einen Legations-Charakter, nebst der damit verbundenen Prärogationen, und ein (aus Ursachen, die ich schon damals schrieb) damit zu verbindendes Gehalt, wenn solches auch nur 400 Gulden betragen sollte . . . Der Kurfürst, als Erzkanzler des Reichs, kann doch gewiß der Verbindungen im Reiche nicht zu viele haben, und als so richtiges Mitglied des deutschen Bundes muß es ihm um so wesentlicher sein.“ Posselt hob auch auf die neuesten Vorfälle im Elsaß ab, die eine solche Stelle nicht überflüssig erscheinen ließen. Notfalls wäre er auch mit 300 Gulden jährlich zufrieden, ihm komme es wesentlich darauf an, daß wenigstens einiges Gehalt damit verbunden sei. An der Sache war ihm jedenfalls unendlich gelegen. Und sie schien ihm so dringlich, daß er in einer Antwort vom 22. 2. seinen Wunsch weiter herabschraubte: es ging ihm nur noch um „irgendeinen Charakter“, gleichviel, ob mit oder ohne einiges Gehalt, mit oder ohne wirkliche Mission, wenn damit nur die unbestrittene aktive und passive Postfreiheit auf der reitenden Post verbunden war. Die Gründe für seinen Wunsch könne Müller aus dem schließen, was ihm angetragen worden sei. Bis 6. April blieb Posselt noch ohne Antwort: „Ich glaube wohl, daß der Reichssachen manigfacher Wirrwarr Sie jetzt übel beschäftigen mag. O, wir beide, wenn irgend jemand, lieben gewiß eine freie, auf altes Recht und Billigkeit sich gründende Verfassung; aber lassen Sie's uns nicht verhehlen — Deutschland hat Gebrechen, die unheilbar sind. Das fühlte Friedrich II. in seinem Mannesalter so tief, daß es sehr natürlich ist, wie ihn das Vaterland auch politisch gleichgültig ward (für

den literarischen Teil konnte freilich ihm Voltaire allein ausreichen).“

„Die Völker sind müde geworden des tausendjährigen Jochs“

In der Öffentlichkeit äußert sich Posselt anscheinend erst im „Archiv für ältere und neuere vorzüglich Teutsche Geschichte, Staatsklugheit und Erdkunde“, das er an Stelle des eingegangenen Magazins ins Leben gerufen hatte und dessen erstes Bändchen 1790 in Memmingen bei Andreas Seyler erschien. In seiner Vorrede, die er zwar „An die Nation“ betitelte, welche aber vornehmlich an die Fürsten gerichtet war, dokumentiert er sein positive Aufnahme der revolutionären Ereignisse, ohne daß er konkrete nationale Wunschvorstellungen formuliert. Indem er wohl das Schicksal seines Freundes Schubart vor Augen hat, läßt er seinen Gefühlen gegen despotische Fürsten freien Lauf, erweist aber wieder Friedrich II. seine Reverenz; ihm rechnet er hoch an, daß er „in die Monarchie einen bis dahin ungewohnten Geist von Freiheit“ brachte. Seine Verehrung für ihn geht so weit, daß er das Titelblatt des Archivs mit dem Bildnis des Königs schmückt, dem er nun noch ein Verdienst an der Entwicklung von der Aufklärung zur Revolution zuweist: „Die Völker sind müde geworden des tausendjährigen Jochs und des wohlherkömmlichen Tappens im Finstern; die Weisen, vorzüglich der königliche Weise von Sanssouci, der zu groß war, um irgend das Licht zu scheuen, haben hie und da und dort Feuerflocken der Aufklärung geworfen, die zuletzt notwendig zünden mußten. Die Menschen, die in Friedrich II. das Höchste sah'n, wozu die Menschheit sich erheben kann, verehren keinen Tiger und keinen Oran-Utan in menschlicher Gestalt mehr, nur darum, weil er so klug war, sich von einer Königin gebären zu lassen.“

Preist Posselt hier noch die „Feuerflocken der Aufklärung“, die „notwendig“ zünden mußten, so leugnet er an anderer Stelle der Vorrede

de diese Konsequenz: „Man hat aus Gelegenheit der jetzigen Revolutionen der Aufklärung aufgebürdet, sie führe die Bürger zu Unzufriedenheit und Empörung. Was sollen wir dazu sagen? Also das einzige, was der Mensch mit Gott gemein hat, machte ihn zum Rasenden? O nein, nein. Aufklärung ist der sicherste Grundpfeiler jeder guten Verfassung, eine ehernen Mauer für jeden guten Fürsten. Der aufgeklärte Fürst wird und kann nichts wollen, als das Glück seiner Bürger; und die aufgeklärten Bürger werden, nicht aus knechtischem Zwang, sondern aus innerer fester Überzeugung, gern und freudig seinen wohlthätigen Willen tun.“

Gegen grenzenlose Übel „kein Mittel zu gewaltsam“

Nun kann ja Posselt nicht gemeint haben, daß die von Friedrich II. geworfenen „Feuerflocken“ in Frankreich oder Ungarn zündeten, sondern muß ja Deutschland im Auge gehabt haben, zumal er zum mindesten von den mittelbadischen Bauernaufständen Kenntnis hatte. Und diese müßte er ja auch im Auge gehabt haben, wenn er weiterfuhr: „Freilich, wenn irgendwo ein Sodoma ist, dessen Gräuel nur das verzehrende Feuer tilgen kann; wenn ein Staat krank ist in allen seinen Teilen, der Sultan schläft, die Bassen schwelgen, und das Volk niedergetreten im Elende liegt: dann wird — aber dann mag auch — die Aufklärung für abscheuliche, grenzenlose Übel keine Mittel zu gewaltsam, keine Vorurteile zu alt oder zu heilig finden; dann ist es ihr charakteristischer Ruhm, ihr herrlichster Triumph, wenn überhaupt neben ihr keine solche grundverdorbene Verfassung mehr dauern kann“. In Anbetracht dessen, daß publizistische Äußerungen unter dem Aspekt der bestehenden Machtverhältnisse gewertet werden müssen, kann die Rechtfertigung Posselts einer gewaltsamen Änderung einer „grundverdorbenen Verfassung“ nach den aktuellen Ereignissen nur als das moralische Recht zur Revolution ausgelegt werden.

Mancher Duodez-Sultan tat einige Tötchen . . .

Der erste Schlag, gleichsam der erste warnende Aufschrei zur Freiheit sei in Amerika geschehen, und dieser Dämon der Freiheit habe nun auch an der Seine sein Racheschwert gezogen: „plötzlich keine Bastille, keine lettres de cachet mehr; nicht mehr göttliche Allmacht des Königs über vierundzwanzig Millionen Sklaven; so in Frankreich. Aber der elektrische Schlag drang weiter. Auch die Niederländer fuhren auf — die Ungarn — Auch in Deutschland fing hie und da Bürger und Bauer an, sich die dumpfe Stirne zu reiben, und war im Begriff, der deutschen Tugend des Gehorsams zu vergessen. Dank sei's den Franken! Schon dies kleine Murren des Volkes wirkte: Mancher Duodez-Sultan zog wohlbedächtlich die Segel ein, tat einige Tötchen, die seine Pflicht schon längst von ihm erfordert hätte, und ließ in den Zeitungen baß posaunen, welch ein Landesvater er sei!“

Die Fortsetzung mutet doch etwas merkwürdig an, auch wenn man sich stets vergegenwärtigen muß, daß das politische Lavieren angesichts seiner Stellung einfach notwendig war und mancher Schmus von den Zeitgenossen auch richtig verstanden wurde:

„Fürsten Deutschlands! Ihr, eines freien Reichs erste freie Vorsteher! Gönnst auch Euren Bürgern, was Euch selbst so wünschenswert scheint — jenes bißchen Freiheit, ohne das sich's nicht zu leben lohnt. Euer Bund, durch Friedrich II. gestiftet, soll Eure Freiheit und Eure Rechte schützen. Kann, wird er das, ohne den teilnehmenden Eifer Eurer Bürger?“ „Freie Vorsteher“ eines freien Reichs? Nur ein „bißchen“ Freiheit für die Bürger?

Stark ist die ganze Masse des Volkes

Und gleich wieder ein Hinweis auf die potentielle Stärke des Volkes: „Was in unseren Tagen geschah, ist Fingerzeig genug, Euch zu deuten, wer schwach und wer stark ist. Stark ist die ganze Masse des Volkes, wenn sie vom

Sendschreiben

über

P o s s e l t s

Leben und Character



von

[*Liedberg* Albrecht]
Schubart.

München 1805,

in der Schererschen Buchhandlung.

N. Od. 812.

Foto: Dr. Erwin Dittler

Gefühl des Drucks, der lange auf ihr lastete, endlich aufgeschreckt, mit einmal ihr angebohrtes Recht erheischt. — Wahrlich, es bedarf keines Sehergeistes; die Zeichen der Zeit reden laut genug für sich: die Völker haben aufgehört, unmündige zu sein; der Sieg des Menschenverstandes ist entschieden; fürder wird keine Tyrannei mehr sein. Seid gerecht, seid menschlich: wir folgen Euch, lieben Euch, verehren Euch — aber vergöttern Euch nicht mehr. Die Tage des Götzendienstes sind vorüber; drüben überm Rhein ist das Land der Freiheit; Wir sind Menschen gleich wie

Ihr, nur daß Ihr das mühevollte Vorrecht habt, uns zu leiten. Ja, es ist mühevoll; vorausgesetzt, daß Ihr gewissenhaft tun wollt, was Eure Pflicht ist.“

Ist der Deutsche erst einmal ins Feuer gesetzt . . .

Und nachdem er die Fürsten als „Landesväter“ hofiert — ein schier unverwüchtlicher Begriff —: „Es ist göttlich, Vater des Vaterlands zu sein, und wären die Kreise der Herrschaft noch so klein: der wahre Vater seines Länd-

chens ist vor Gott und vor Menschen, vor Zeitgenossen und vor Nachkommen, größer als ein fauler oder tyrannischer Weltherr“, droht er ihnen massiv: „Langsam entzündet sich der Deutsche; aber ist er einmal ins Feuer gesetzt, dann gnade Gott allen, wider die er's ist! Haben wir nicht erst gesehen, zu welchen Gräueln die Wut der Rache den fröhlichen und leichten Franken getrieben hat? Mögen wir nie mehr erfahren, wozu sie den Deutschen treiben würde!“

Auf die bäuerlichen Revolten reagierte er auch mit einem sehr bemerkenswerten Aufsatz des Markgräfl. Badischen Hofrates Freiherr von Zinck: „Etwas über den Geist und die Begebenheiten des jetzigen Zeitalters“, in welchem dieser unter Hinweis auf das Geschehen in Frankreich den Ursachen der Unruhen ein wenig nachspürt, „die den kaltblütigen Deutschen leicht zu ähnlichen Ausbrüchen aus seinem natürlichen Phlegma aufreizen könnten“. Was Zinck aber an Ursachen und Mißständen aufspürte, war gar nicht so „wenig“. Sicherlich wußte er, wovon er sprach, wenn er den steigenden Luxus der Höfe kritisierte, der zu steigenden Abgaben der Untertanen führe, die in Wohnungen lebten, „die oft Neuseeländischen Hütten nicht unähnlich“ seien. Er übertreibe nicht, denn er habe das Elend dieser Klasse in der Nähe gesehen; aber sei der Landmann nicht Mensch und Vater wie der Fürst? Schlimmer als die drückendsten Abgaben empfinde der Bauer oft die hinterlistigen und gewalttätigen Eingriffe in seine Menschen- und Bürgerrechte seitens der Staatsdiener, mit denen er es unmittelbar zu tun habe²³).

Versetzung nach Gernsbach

Wie es nach Edelsheims Ausführungen an Johannes Müller nicht anders zu erwarten war, hielt man im Februar 1790 Posselt tatsächlich zum geregelten Dienst an, indem er zur Unterstützung des Geheimen Sekretärs Hofrat Wielandt herangezogen wurde.

Seine publizistischen Erfolge dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß sein Leben

nicht immer eitel Sonnenschein war; da gab es auch gesundheitliche Tiefpunkte: „Dein letzter Brief, Herzensbruder“, schrieb ihm am 29. März 1791 Christian Fr. D. Schubart: „hat mich bis zu Tränen gerührt, und ich würde untröstlich sein, wenn mir nicht mein Herz sagte: die schwarze Wolke, die jetzt deines Posselts Horizont verdüstert, wird sich bald verziehen, und seine Lebenssonne wird desto herrlicher wieder hervorstrahlen. Bruder, sei unverzagt! Ich hab 1766 eben diese Krankheit gehabt; mir schwellen die Gelenke an Händen und Füßen; höllischer Schmerz raste in all meinen Gliedern . . . Du wirst sehen, Bruder, daß Du aus dem Feuerofen dieser Krankheit wie neuverklärt hervorgehen, und, zu unsterblichen Werken des Geistes gestärkt, eine Reihe von Jahren leben, und einst als Altvater entschlummern wirst“.²⁴)

Seine Versetzung als Amtmann nach Gernsbach im September 1791 mit gleichzeitiger Bestellung zum zweiten Beamten in der „privaten Grafschaft Eberstein“ war nun nicht gerade geeignet, sein Gemüt aufzuheitern. Am 15. Januar 1792 schrieb er an Joh. L. Klüber: „Was Sie wohl noch nicht wissen mögen, — ich bin nicht mehr in Karlsruhe. Meine freimütigen Äußerungen über einige currente Tagesmaterien haben mißfallen, und ich bin, unter dem Namen einer Beförderung, mit einiger Erhöhung des Gehalts, als Beamter der Badischen Grafschaft Eberstein, nach Gernsbach . . . gesetzt worden. Aus Familienrück-sichten hab' ichs mir dann so gefallen lassen; aber ich werde nur kurze Zeit hier sein . . .“ Und 14 Tage später, am 1. 2., schreibt er ähnlich an seinen Freund Karl Philipp Conz: „Man hat mich hierher gestellt, weil ich zu frei und zu freiheitsliebend zu sein und zu reden und zu schreiben schien“. Ob das nun eine Strafversetzung war, wie man dies aus seinen Äußerungen schließen könnte, bleibt dahingestellt. Man darf annehmen, daß er die Entlastung von Hofrat Wielandt auch nur lax vorgenommen hat und selbst jetzt nicht daran denkt, das zugewiesene Amt ernstlich auszu-

füllen, denn er versichert auch Conz, daß er nicht lange bleiben werde.

Er steckt dauernd voller neuer Projekte, wie er nun auch Conz wissen läßt: „Ich trage schon lange einen Plan im Busen, wozu Sie selbst die erste Feuerflocke in mich geworfen haben. Ich denke, wir könnten und sollten zusammen ein Werk ausarbeiten, das uns miteinander hinab zur Nachwelt bringen könnte. Sie selbst haben mir schon dazu einen Stoß vorgeschlagen. Ich will Ihnen auch meine Propositionen überschreiben“.

Natürlich hatten die Fürsten seine Bemerkung wegen der Tiger und Orang-Utan nicht weggesteckt, und es ist auch nicht erstaunlich, daß ihn selbst Georg Forster in einem Brief vom 9. 8. 1791 als Verfasser der in Straßburg anonym im Juni jenes Jahres erschienenen Flugschrift von Carl Clauer: „Der Kreuzzug gegen die Franken“ vermutete²⁵). Doch von einer Benachteiligung Posselts seitens seiner Vorgesetzten ist bisher nichts bekannt geworden, auch wenn sich der verärgerte Posselt im Brief an Conz vom Hof distanziert: „Lassen Sie uns künftig ohne den Tand eitler Höflichkeit — das Wort Höflichkeit kommt ja von den Höfen her, und wir gehören nicht zu den Höfen — unsere Briefe beginnen und enden“.

Immerhin gehörte er der „guten Gesellschaft“ von Karlsruhe an, zu der er aber offenbar das Band durchschnitt, als er 1792 die Tochter eines badischen Grenadiers heiratete.

Unentwegt geht Posselt seiner schriftstellerischen Arbeit nach, die er 1791 in seiner Vorrede vom 23. Dezember für den 2. und letzten Band des „Archiv“ mit einem Abschiedswort an den am 10. Oktober verstorbenen Christian D. Schubart schließen muß; dessen Sohn, der Legationsrat Ludwig Schubart, führt die „Chronik“ seines Vaters zusammen mit Gotthold Friedrich Stäudlin als „Fortgesetzte Schubartsche Chronik“ weiter.

„Das erste was Posselt über die Revolution schrieb, war sein *Bellum populi gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios. Annus 1792. Goettingae 1793*“.

Der erste Feldzug sei mit Beifall aufgenommen worden und zum „Zeichen desselben — nach Reichsgebrauch! an verschiedenen Orten nachgedruckt“, berichtet L. Schubart. Hocks/Schmidt werten es als „sein vielleicht bedeutendstes historisches Werk“, das er in der Römischen Sprache verfaßte, „um das alles misverstehende profanum vulgus ferne davon zu halten“ (Vorrede zu: Krieg der Franken gegen die wider sie verbündeten Mächte. Jahrgang 1792. Aus dem Lateinischen des D. Ernst Ludwig Posselt. Göttingen 1793.)²⁶). Ob es sich dabei um einen „standesspezifischen Unterschied in der Information“ handelt, wie Gonthier-Louis Fink hervorhebt, bleibe dahingestellt²⁷).

Der Kommentar Vierneisels zur Verwendung der „Mannsprache“ der Römer scheint mir treffend: „Die Wahl dieses sprachlichen Gewandes ist vielsagend: denn weniger hat ihn dabei gewiß das Motiv getrieben, das alles mißverstehende profanum vulgus von dem Gegenstände fernzuhalten — er behandelte ihn im Rahmen der ganzen Revolution —, als das andere, daß für ihn die zu schildernden Geschehnisse in mancher Hinsicht den Geist des Altertums zu atmen schienen“²⁸).

Manche der Zeitgenossen Posselts hielten wiederum seine 1792 geschriebene „Geschichte Gustav III. König der Schweden und Gothen“, der am 29. 3. 1792 von einem ehemaligen Offizier erschossen wurde, „als für die beste und ausgeführteste“ (Schubart) seiner Schriften.

1793 begann „die glänzende Periode“

Nach L. Schubart begann eigentlich erst von 1793 an „die glänzende Periode dieses Schriftstellers, und sein Name war in- und bald auch außerhalb Deutschlands allen Beobachtern, Bewunderern, freundlichen und feindlichen Beurteilern der französischen Revolution bekannt. Denn er widmete sein ganzes Leben und alle seine Tätigkeit, von nun an ausschließend dieser größten Erscheinung unserer Tage, drang ins Innere derselben ein,

errang sich unter der Schar von Autoren und Autorchen, die diesen Ozean befuhren, eine der ersten und bleibendsten Stellen“.

In jenem Jahr erschien in Basel seine zweiteilige „Unparteyische, vollständige und actenmäßige Geschichte des peinlichen Prozesses gegen Ludwig XVI. König von Frankreich“, die er am 17. 2. 1794 der Herzogin, Franziska von Hohenheim, schickte und dabei in seinem Brief vermerkte, daß „nie jemand schuldloser, wütender gemordet“ worden sei als dieser König, dessen einziger Fehler allzu viele Güte gewesen sei²⁹). Und noch 1795 behauptet er in den „Annalen“, daß der gute König an allem schuldlos gewesen sei, obwohl der „Anhänger der Girondisten“ bereits vor dem Prozeß die Reden von Vergniaud vom 10. 3. und 3. 7. 1792 gegen den König kennen mußte, wie auch die von Brissot vom 9. 7. gegen die Intrigen des Hofes. Und er hatte ja sicherlich auch den Hinweis von Saint-Just in seiner Rede vom 26. 2. 1794 zur Kenntnis genommen: „Im Jahre 1787 ließ Ludwig XVI. achttausend Menschen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts in Paris auf der Rue Méléé und auf dem Pont-neuf hinschlachten. Der Hof wiederholte diese Szenen auf dem Marsfeld. Der Hof ließ in den Gefängnissen hängen; die Ertränkten, welche man aus der Seine zog, waren seine Opfer . . .“³⁰).

Zum wichtigsten Meilenstein auf seinem publizistischen Weg sollte die Bitte des Tübinger Buchhändlers Johann Friedrich Cotta um Mitarbeit an seinem Verlag werden. Er schlug diesem zunächst eine Sammlung seiner kleinen Schriften vor, an denen Cotta aber nicht interessiert war; sie erschienen dann zwei Jahre später in Nürnberg. Posselt lieferte nun wunschgemäß und zur Zufriedenheit Cottas ein Manuskript: „Über die französische Republik“. Außerdem bot er Cotta eine Geschichte des Revolutionskrieges an und unterbreitete ihm ein Zeitungsprojekt mit der Anfrage: „glauben Sie nicht, daß mit einer lateinischen, gelehrten oder politischen Zeitung etwas zu tun wäre? besonders aber mit einer

politischen, worin sich so vieles sagen ließe, das man dem profanum vulgus auf deutsch nicht sagen kann“ (9. 4. 1794). Es scheint auch hier nicht überzeugend, was Posselt wieder für den Gebrauch des Latein ins Feld führt. Da er es fließend beherrschte, hatte er doch wohl das verständliche Bedürfnis, seine Kenntnisse zu pflegen und anzuwenden. Und schließlich mag ja auch ein wenig berechtigter Stolz dabei im Spiele gewesen zu sein, denn in seinem Brief vom 7. März 1794 an Johann Müller, dem er auch schon einmal am 5. 1. 1791 zu seiner Ernennung zum Staatsrat ein lateinisches Glückwunschsreiben geschickt hatte, erkundigte er sich: „Was sagen Sie zu der antiken (ich hoffe wenigstens, sie ist es) Sprache, die Sie in dem Bello Gallico finden werden?“

Herausgeber der „Europäischen Annalen“

Auch wenn sich Posselt und Cotta im August 1794 über die Herausgabe einer Zeitung unter der Redaktion Posselts einig geworden waren, so scheiterte zunächst das Projekt an Problemen mit der Zensur. Dafür wurde am 3. 12. 1794 in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ die Herausgabe der „Europäischen Annalen“, eines historisch-politischen Magazins angekündigt. Natürlich war Posselt bis dahin literarisch nicht müßig gewesen: in Nürnberg erschien 1794 der erste Band des „Taschenbuches für die neueste Geschichte“, von dem bis 1803 insgesamt 9 Bände erschienen, in denen er laufend die Feldzüge der Koalitionskriege beschrieb. „Wer nicht aus eigener Quelle schöpfte und doch mit der Zeit im gleichen Schritt fortgehen wollte, dem blieben die ‚Europäischen Annalen‘ und ‚das Taschenbuch für die neueste Geschichte‘ durchaus unentbehrlich“, schrieb Posselts Kritiker.

Das erste Stück der im Februar 1795 herauskommenden „Annalen“ enthielt einen „Rückblick auf das Jahr 1794“:

„Hinabgerollt ist eines der merkwürdigsten Jahre nicht nur dieses Jahrhunderts, sondern

der ganzen Weltgeschichte; nur allzu reich an nie erhörten, an den größten wie an den scheußlichsten Taten, an Wechseln des Schicksals, wie sonst oft ein volles Jahrzehnt sie nicht darbeut. Der denkende Beobachter, wenn er auf das ungeheure Konvolut so verschiedenartiger Tatsachen zurückblickt, die das Jahr 1794 auf immer in der Geschichte auszeichnen werden, fühlt sich zwischen Abscheu und Enthusiasm, zwischen Schrecken und Bewunderung hin und her gerissen ...“³¹⁾

Gegen den Terror der Jakobiner und der Royalisten

Heftig geißelt Posselt das „Ungeheuer, genannt Robespierre“. Während an den Grenzen fast eine Million Soldaten mit einer beispiellosen Begeisterung für die Idee von Freiheit kämpften, werde die Nation im Innern von einer Tyrannei zerrissen. Die Gründe, welche ursprünglich zur revolutionären Terreur geführt hatten, standen zu diesem Zeitpunkt für Posselt nicht zur Debatte; er hatte sicherlich vor Augen, daß auch der Bruder seines Verlegers, Friedrich Cotta, am 27. September 1793 in Straßburg verhaftet, wenn auch bald wieder freigelassen worden war, dann am 10. Januar 1794 erneut festgenommen, nach Paris in die Conciergerie gebracht und erst am 18. September freigesprochen wurde.

Der Abscheu Posselts vor einer Terreur, die Robespierre zuletzt nur dazu dienen mochte, seine Macht zu stärken, um deretwillen er „zunächst seine Rivalen von links auf die Guillotine, dann aber auch die Dantonisten“ schickte, entsprach jener, die sicher durchgängig in ganz Frankreich herrschte. Robespierre und seine Leute hatten zu keiner Politik gefunden, „die ihnen wenigstens die Unterstützung des Bürgertums oder der unteren Schichten des Volkes gesichert hätte. Als einziges Mittel, sich an der Macht zu halten, blieb der auf die Spitze getriebene Terror übrig, der die allgemeine Unzufriedenheit

nur noch verstärkte“.³²⁾ Ende Juli werden in Paris über hundert Robespieristen hingerichtet: „der scheußliche Koloß des Jakobinismus erbebt in seinen Grundtiefen“ (Posselt). Danach beginnt allerdings die Geschichte des weißen Terrors, dem gegenüber Posselt keinesfalls blind war und auf den er im 3. Band der „Annalen“ im Zusammenhang mit religiösen Fragen zu sprechen kommt:

Auf den Wunsch des Nationalkonvents, daß der Deismus siegen möge, trieb sich der Fanatismus so ungestüm herum, „als ob er ganz Frankreich wieder — wenn es sein müßte, mit Strömen von Blut — zur alten herrschenden Religion umtaufen wollte; überall flocht er den Royalismus mit ein: Er gruppierte sich in besondere geheime Gesellschaften unter mystischen Namen und Gebräuchen. Hier war es eine Jesus-Gesellschaft, anderwärts eine Sonnen-Gesellschaft, die sich zu dem frommen Werke verband, alle ehemaligen Jakobiner, jetzt Terroristen genannt, zu schlachten. Diese Septembriseurs im heiligen Gewande verrieten inzwischen deutlich genug, daß sie ihre Opfer nicht sowohl als Terroristen, sondern als hochgespannte Republikaner hinhürgten ...“

Cotta moniert zwar, daß das erste Heft fast nur von Frankreich handle, wie es dann auch vom 3.—6. Stück der Fall war, aber Posselt war bis in sein Innerstes von den Ereignissen gepackt, deren Bedeutung für die Menschheitsgeschichte er erkannte. Vierneisel charakterisiert in wenigen Sätzen sowohl seinen Standort als auch sein Engagement: „Weiterhin aber wurden die Annalen wieder ganz zu den Annalen Frankreichs und seines Krieges; denn in seiner gewiß ausgezeichneten Darstellung des Krieges schildert er nicht den Krieg der Koalition gegen Frankreich, sondern den Krieg Frankreichs gegen die Koalition. Dabei ist es allerdings manchmal auch das Interessante als solches, das in ihm das Fieber des Journalismus entzündet. ‚Welch ein Stoff für dies 4. Heft! Wie scheußlich reich ist diese Zeit!‘, entfährt es ihm bei den ersten Nachrichten vom Aufstand des 12.

Germinal (1. April) in Paris. Aber bei der Darstellung des Einrückens Pichegrus in Holland — ‚Welch ein Stoff für die Annalen!‘ hatte er am 2. Februar im Briefe frohlockt — muß er sich zugegebenermaßen Gewalt antun, ‚um den Debit der Annalen auch an finstern Orten nicht zu erschweren‘. (An Cotta, 16. Februar).“

Und der Debit war nicht schlecht: „Die Absatzziffern stiegen von Monat zu Monat. Freilich war die Leistung als solche bewundernswert. Schon auf Grund des 1. Stückes bestätigte die Oberdeutsche Allg. Literaturzeitung dem Herausgeber die Überlegenheit über alle bestehenden Journale . . . Die Jenaer Allg. Literaturzeitung widmete den ersten sieben Stücken eine ganze Nummer. Der Rezensent war kein Geringerer als Friedrich Gentz, der doch damals bereits der Schüler Burkes geworden war“ (Vierneisel).

1796: Abschied von Gernsbach

Nach dem erfolgreichen Start der „Annalen“ im Februar 1795 bewarb sich Posselt mit Unterstützung von Cotta und des preußischen Gesandten von Madeweiß um eine Professur an der Tübinger Universität, doch er kam nicht zum Zuge³³). Obwohl ein solcher ehrenvoller Absprung vom ungeliebten Amt mißlungen war, machte er sich mit ungebrochener Schaffenskraft an die Übersetzung des Werkes von Condorcet: „L'Esquisse ou prospectus d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain“, das nach dessen Tode von seiner Frau 1795 herausgegeben wurde und 1796 bei Cotta unter dem Titel erschien: „Entwurf eines historischen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes. Ein Nachlaß, übersetzt durch Dr. E. L. Posselt“. Im Gernsbacher Amt hatten sich die Verhältnisse 1795 doch so zugespitzt, daß Posselt wegen seiner Amtsführung in Karlsruhe denunziert wurde. Nach einer Überprüfung wurde er vermahnt und eine Visitation angedroht. Dieser ging seinerseits in die Offensive und betonte die Unangemessenheit des Amtes für ihn „und trug auf eine Stelle im gelehrten

oder im Legationsfache an“. Welche Vorteile Posselt aus der für ihn ja nicht gerade rühmenswerten Affäre noch schlagen konnte, schildert uns Vierneisel: „Er hatte in Karlsruhe auf eine ‚in der wahren historischen Manier‘ zu schreibende Badische Geschichte angespielt; diese, nie geschrieben und auch nie ernstlich in Angriff genommen, wurde das bequeme Band, das ihn für den Rest seines Lebens mit dem ‚Vaterlande‘ in fester Verbindung und im Genusse staatlicher Einkünfte erhielt. Am 6. März wurde er demzufolge auf den 23. April von seinem Gernsbacher Amt enthoben und bis zu anderweitiger Anstellung in den Genuß der ‚alten‘ halben Hofratsbesoldung gesetzt, wogegen er in dieser Zwischenzeit die Badische Geschichte zu schreiben und sich der sonst noch vom Ministerium ihm etwa übertragenden publizistischen Arbeiten zu unterziehen hatte“.

„Ich hatte die Ehre . . .“

Das Jahr 1796 brachte Posselt das große geschichtliche Erlebnis, dessen weitreichende Folgen er nicht ahnen konnte. Nachdem Moreau in der Nacht vom 24./25. Juni seine Armee bei Kehl über den Rhein geführt hatte, kam diese bei ihrem Angriff am 27. 6. zügig voran; am 9. mußte Erzherzog Karl den Rückzug antreten und am Abend des 11. Juli waren die Franzosen in Karlsruhe und Durlach. Mit seiner Mitteilung vom 21. 7. an Cotta: „Ich hatte die Ehre, die meisten fränkischen Feldherrn und darunter auch den Oberbefehlshaber zu sprechen“ — in diesem Falle nicht nur eine Höflichkeitsfloskel —, ließ er keinen Zweifel, auf welcher Seite seine Sympathie lag. Er unterstrich sie Cotta gegenüber in zahlreichen Bemerkungen: ihm gratulierte er am 29. Juli zur Geburt eines „lieben jungen Republikaners“, und den Rückzug von Jourdan nach dessen Niederlage am 3. September bei Würzburg fand er „skandalös“.

Am bedeutsamsten war das Zusammentreffen mit Moreau, dem er auch nach dessen Rück-

zug begegnete: „Bekanntlich hat er diesen von allen Kriegskennern bewunderten Rückzug in seinen Annalen treffend und besser als irgend ein anderer Schriftsteller beschrieben. Ein geschickter französischer Taktiker übersetzte bald hernach diesen Aufsatz meisterhaft ins Französische, versah ihn mit Berichtigungen und Zusätzen und gab ihn zu Straßburg mit dem Beifall von ganz Frankreich heraus. — Eine seltene Ehre, wovon es, besonders in der historisch-deutschen Literatur, wenig Beispiele gibt! Kein Wunder, daß Moreau seine Freundschaft einem deutschen Manne widmete und ihn mit Beiträgen unterstützte, welcher so viel zur Verherrlichung seines Namens beitrug“ (L. Schubart).

Herausgeber der „Neuesten Weltkunde“

Nach langer Vorbereitung konnte am 31. 10. 1797 als politisches Tageblatt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung die „Neueste Weltkunde“ angekündigt werden, welche den Lesern eine Darstellung aller wichtigen Begebenheiten in allen Staaten Europas versprach, und dies mit dem Anspruch, daß es „wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Gestalt unsrer Zeit zurückstrahle, so vollständig, als ob es der ganzen Menschheit angehörte, so untergeordnet den großen Grundsätzen der Moral und bürgerlichen Ordnung, als ob es ganz auf das Bedürfnis einer Welt voll Gährungsstoff berechnet wäre, so edel in Sprache und so unparteiisch in Darstellung, als ob es auf die Nachwelt fort dauern sollte“.³⁵⁾

Die Zeitung wurde für ein Jahr von der Zensur befreit, Cotta und Posselt wollten für jeden Artikel die persönliche Verantwortung übernehmen. Die erste Nummer erschien am 1. Januar 1798 mit einem größeren Aufsatz „Über die neueste Politik und über den Plan dieses politischen Tagblattes“, indem er vorsorglich versichert, daß man versuchen müsse, dem Zeitgeist eine Richtung zu geben, „daß er nie in Revolutionen, das größte und den Inbegriff aller Arten von Unglück, aus-

schlage“. Wenn er am 6. Januar mit dem Aufsatz: „Fränkische Republik“ beginnt, so kommt er nicht nur einem Informationsbedürfnis entgegen, sondern dokumentiert auch sein persönliches leidenschaftliches Interesse an „Ereignissen, welche so außerordentlich sind, daß wir über ihren bisherigen kühnen Verlauf nur staunen können, und ihre weitere Entwicklung kaum zu ahnen wagen; so weitgreifend in ihren Grundsätzen und Folgen, daß sie das ganze, jetzige und künftige, Schicksal des Menschengeschlechts umfassen“.

Auf der Liste der Verschwörer

Die „Republik“ stand aber auch am südlichen Oberrhein auf der Tagesordnung: nach dem ersten Anlauf von 1796 war im Herbst 1798 mit General Augereau von den badischen Jakobinern ein zweiter vereinbart worden. Auch dieses Mal wurde militärische Unterstützung zugesagt. Alles war exakt unter der Leitung des Karlsruhers Georg List und mit Unterstützung von Karl Fahrländer von Etenheim, Christoph Hoyer aus Müllheim und Ernst Alexander Jägerschmid aus Kandern vorbereitet, der das Unternehmen mit der revolutionären Entwicklung in der Basler Landschaft koordinierte, an der er einen bedeutsamen Anteil hatte. Geplant war die Sprengung des Rastatter Kongresses, der am 9. 12. 1797 offiziell eröffnet worden war³⁶⁾. In der Markgrafschaft, im Hanauerland, in Ritterschaftlichen Gebieten, im Fürstenbergischen und anderen Territorien wurde ein Flugblatt mit der Überschrift „Freiheit-Gleichheit“ verteilt, in dem es hieß: „Deutschlands Volk erklärt also hiermit, daß es das Joch jeder Art abwirft und einen unabhängigen Freistaat bildet“. Das Unternehmen scheiterte an der fehlenden Unterstützung von Augereau, der sich offensichtlich schon einige Zeit vor der vereinbarten Aktion entschlossen hatte, sich entgegen seiner Versprechungen herauszuhalten³⁷⁾.

Als ein Paket mit Aufrufen in falsche Hände geriet, wurde am 20. 1. bei Christoph Hoyer eine Haussuchung durchgeführt, bei der eine Liste der Hauptverschwörer gefunden wurde, auf der auch Posselt verzeichnet war. Zählte Posselt zu den Verschwörern? Obser hielt allerdings eine Beteiligung, auch eine innere Billigung für völlig ausgeschlossen³⁸). Daß Posselt alles abstritt und sich in der „Neuen Weltkunde“ am 31. 1. und 5. 2. 98 vom Revolutionsprojekt distanzierte, ist selbstverständlich. Für seine Erklärung könnte jedoch sprechen, daß er in verschiedenen Ausgaben der „Neuesten Weltkunde“ berichtete, auf dem Kongreß seien entsprechende Befürchtungen über seine Sprengung geäußert worden³⁹). Aber die Angabe des 18. Januars als Beginn des Unternehmens stand erst in der Ausgabe vom 31. 1.⁴⁰).

Posselt war außerdem auch etwas wie ein gebranntes Kind, gehörte er doch nach einem Hinweis von Monika Neugebauer-Wölk der „Deutschen Union“ des radikalen Aufklärers Karl Friedrich Bardt an, der im April 1789 verhaftet und sieben Monate lange „in menschenwürdiger Untersuchungshaft gehalten und lange Zeit mit Besuchs- und Schreibverbot belegt“ worden war. Die Anklage lautete nach Mühlpfordt auf Majestätsverbrechen und gesetzwidrige Geheimbündelei: „auch anderwärts wurden führende Vertreter der Deutschen Union gefangengesetzt oder gemäßregelt. In Wien bewahrte die vielgerühmte josefinische Toleranz das Haupt des besonders großen österreichischen Zweiges des Union nicht vor Verhören, Beschlagnahmen und Haft.“⁴¹)

Für eine Sympathie an dem geplanten Umsturz spricht jedenfalls überzeugender seine leidenschaftliche Begeisterung für die Französische Revolution. Wäre die Errichtung des Freistaates gelungen, der sich französischer Protektion erfreute, hätte Posselt sicherlich ein ihm angebotenes Amt in der Regierung nicht ausgeschlagen.

Die Warnung Posselts vor Illusionen in bezug auf eine „Allemanische Republik“ als einem Pufferstaat zwischen Frankreich und Österreich stand erst am 6. April 1798 in seiner Zeitung⁴²), könnte also auch nicht zu seiner Entlastung herangezogen werden.

Auf der Liste, die ich im Hinblick auf eine potentielle Kabinettsbildung wegen ihrer Zusammensetzung für realistischer halte als die neuerdings wieder erwähnte von 1796⁴³), stand auch der frz. General Eickemeyer, der 1796 mit der frz. Armee nach Durlach gekommen war. Dazu Vierneisel: „Merkwürdig war zum Schluß das Zusammentreffen mit Eickenmaier. Hier muß es doch zu ziemlich vertraulichen Aussprachen gekommen sein. Es ging dabei auch um Eickenmaiers Anteil an der übereilten Kapitulation von Mainz im Spätjahr 1792. An der Hand einer Abschrift des seinerzeitigen Kriegsratsprotokoll suchte er Posselt zu beweisen, daß er gerade als einziger gegen die sofortige Übergabe gesprochen habe. Von seinem Auftreten in Durlach rühmt Posselt Uneigennützigkeit und Disziplin unter seinen Truppen.“

Die Beschuldigung, von der noch die Rede sein wird, daß Posselt, welcher der badischen Delegation in Rastatt beigeordnet war, im Bündnis mit dem frz. Gesandten Debry versuche, Schwaben mit Hilfe der Neuesten Weltkunde zu revolutionieren, hat zwar keinen Beweiswert, könnte aber ebenfalls für eine Mitwisserschaft Posselts von dem Umsturzplan sprechen. Wie dem auch sei: Wandel weist darauf hin, daß Reinhard, der frz. Gesandte in Florenz, immerhin seiner Regierung vorschlug, mit Posselt in regelmäßige Verbindung zu treten, und schließlich gibt es eine Aussage im württembergischen Hochverratsprozeß vom Jahre 1805, daß Isaak von Sinclair, der hessen-homburgische Gesandte in Rastatt, seinen dort entworfenen Plan zur Revolutionierung Schwabens auch Posselt mitgeteilt hatte⁴⁴). Alles in allem: grundlos kann Posselt nicht auf die Liste gesetzt worden sein, auch wenn er nichts davon gewußt haben wird, wie leichtsinnig mit jener hantiert

wurde, was wiederum nur dadurch zu erklären ist, daß die badischen Jakobiner ihrer Sache sicher waren, zu sicher.

Verbot der „Neuesten Weltkunde“

„Die vielseitigste Kunde vermittelte die Zeitung über Vorgänge, Zustände und Personen in Frankreich“ (Vierneisel) und offensichtlich stieß dieses Thema auf größtes Interesse, denn die „Neueste Weltkunde“ hatte bereits im Januar 1798 1400 Abonnenten; im August waren es insgesamt 2000. Doch sollte sich Posselt seines Erfolges nicht lange erfreuen können. Von Anfang an war dem Kaiserlichen Gesandten beim Schwäbischen Kreis, dem Grafen Josef Maria Fugger, die gewährte Zensurfreiheit ein Dorn im Auge, gegen die erst zunächst erfolglos anging. Schließlich beantragte die Wiener Hofkanzlei am 31. Mai beim Reichshofrat das Verbot der Zeitung mit der Begründung, daß sie auf die Stimmung des Volks in Schwaben den schädlichsten Einfluß habe, „da diese Schrift die französischen Grundsätze reizend vorstellt...“. Durch Reichshofratsbeschuß vom 13. 8. 1798 wurde dem Antrag entsprochen. Der Verleger Cotta arrangierte sich mit dem Herzog von Württemberg, dem die Durchführung des Reichshofratsbeschlusses übertragen worden war: offiziell wurde die „Neueste Weltkunde“ verboten, aber Cotta erhielt die Genehmigung für eine neue Zeitung, die aber nun der Zensur unterliegen sollte. Posselt wurde von der Redaktion entbunden, sein Nachfolger wurde der bisherige zweite Redakteur Ludwig Ferdinand Huber, dessen Mutter eine geborene Französin war. Allerdings erhielt Posselt, der wieder nach Karlsruhe zog, am 26. 9. 1798 einen unbefristeten Vertrag, der ihn zur Lieferung monatlicher Manuskripte verpflichtete; er blieb auch weiterhin Herausgeber der „Europäischen Annalen“, die nach einer Mitteilung Lichtenbergs vom 3. 1. 1798 von der englischen Zeitschrift „The Monthly Magazine“ zum „vorzüglichsten politischen Journal des Jahres“ gewählt worden war⁴⁵).

General Graf von Sztarray droht mit schwerer Gefangenschaft

Wir wissen nicht genau, wie Posselt den erzwungenen Rücktritt von der Redaktion der „Neuesten Weltkunde“, die ab 9. September als „Allgemeine Zeitung“ herauskam, verkraftet hat. Auch die militärischen Ereignisse des Jahres 1799 mögen ihn negativ beeinflusst haben, waren doch mit dem Vorstoß der Donau-Armee unter Jourdan am 1. März auch große Erwartungen der süddeutschen Jakobiner auf eine Revolution verbunden, die mit der weiten und intensiven Verbreitung des „Entwurfes einer republikanischen Verfassungsurkunde, wie sie in Deutschland taugen möchte“, auch propagandistisch gut vorbereitet war.

Doch persönlich mußte ihn besonders schwer belasten, als nach dem Rastatter Gesandtenmord vom 28. April 1799 im Juli 1799 anonym (Johann Benedikt von Scherer) eine Schrift: „Die Urheber des Mordes der französischen Kongreßgesandten. Aus dem Französischen der vierten Pariser Ausgabe, zweite deutsche verbesserte, und mit Anmerkungen des Übersetzers vermehrte Auflage“, Frankfurt und Nürnberg, erschien, die einen wüsten Angriff des anonymen Übersetzers enthielt. In diesem Pamphlet wurde behauptet, daß den Mord an zwei französischen Gesandten die Mitglieder des französischen Direktoriums auf dem Gewissen hätten.

Über den einzig überlebenden Gesandten schrieb der Übersetzer:

„Jean Debry war der Agent des Insurrektionsdepartements für Süddeutschland. Sein Auftrag war: Schwaben, Franken, Bayern, und womöglich Österreich zu revolutionieren. Trouve, Alquier und Bacher waren seine Unteragenten. Die von ihm besoldete Neueste Weltkunde, eine Zeitung, an deren Spitze sich Posselt, gedungen durch den Bürger General Desaix für ein Jahrgehalt stellte, war das große Werkzeug dieser Süddeutschen Insurrektionen und ein Kloak von allen Volksverführungen. Mit der größten Niederträch-

tigkeit machte Posselt in dieser Zeitung und in den europäischen Annalen, mit welchem Journale er diese Zeitung verband, den Speichellecker der Franzosen und den offenbaren Verleumder der Engländer und den geheimen der Österreicher. Das Schwert des Kaisers hing zu nahe über seinem hochverräterischen Haupt, darum verkleidete er seine Verschwärzungen der hohen und tapferen österreichischen Nation in Zweifel, in Berichtigungen, in Zusammenstellung mit französischen Fanfaronaden und in Verdrehungen. Jede für Deutschland noch so schimpfliche Forderung der Franzosen bereitete er in seiner Zeitung vor, er entschuldigte, verteidigte sie, gab sich Mühe, sie erträglich und wohl gar für Deutschland heilsam vorzustellen. Und er trieb dies Unwesen fort, bis der Kaiser dem Herzog von Württemberg die Duldung einer so treulosen und schändlichen Zeitung in seinen deutschen Lehnlanden ernstlich verwies und ihm, ihr ein Ende zu machen gemäßenst befahl.“

Ludwig Schubart hat die damalige psychische Situation Posselts anschaulich geschildert:

„So günstig und enthusiastisch aber auch Posselts Annalen und Kriegsgeschichte von den Freunden Frankreichs aufgenommen wurden, so viele Feinde machte er sich unter der Gegenpartei, wenn ihn gleich auch diese las. Denn bekanntlich vertrieben sich die Annalen sehr stark unter den österreichischen, besonders ungarischen Offizieren; und von dem Taschenbuche wurden den ganzen Krieg hindurch beträchtliche Lieferungen zur kaiserlichen Armee gemacht. Als daher im Jahre 1799 der kurz ruhende Krieg wieder ausbrach, als Scherer in Italien und Jourdan in Deutschland geschlagen wurden und das Waffengeräusch dem Wohnsitze des Verfassers immer näher kam, als endlich gar der kaiserliche General Sztarray seine persönliche Freiheit und Sicherheit bedrohen ließ, da wagte er es nicht länger, in seinem Vaterlande zu bleiben, und zog mit seiner Frau nach Erlangen unter preußischen Schutz — wo er sehr still und eingezogen lebte, keine Gesell-

schaft besuchte, fast allein mit dem dasigen würdigen Hofrat Klüber umging, und in dieser anachoretischen menschenscheuen Abgeschlossenheit sein Studium und seine Annalen fortsetzte. — Von dem Schicksale der neuen Republik und ihrem Waffenglück schien auch das ihres erklärten Freundes und Verfechters abzuweichen. Was er damals schrieb, trägt zwar den Stempel deutschen Fleißes, der Sachkunde und eines anhaltenden Studiums, aber man fand darin nicht das Feuer, nicht den Schwung und männlichen Mut, die seine besten Arbeiten charakterisieren, und man konnte sich dies, auch ohne Kenntnis seiner mißlichen persönlichen Lage, schon aus dem plötzlichen Umschlage der Dinge erklären. Die etwas derbe und soldatische Bedrohung des kaiserlichen Generals hatte dem ohnehin sehr empfindlichen Posselt eine gewisse Schreckhaftigkeit eingejagt, die auf seine Schreibart, wie auf sein Betragen Einfluß hatte und ihn in der Folge nie ganz wieder verließ. Hat der Annalist einmal Partei genommen, hat er Mut genug gehabt, unter allen Abwechslungen bei dieser Partei auszuhalten, so hebt und senkt sich sein Vortrag auch je nach dem Schicksal derselben: er steigt mit ihr himmelan, oder stürzt mit ihr in den Abgrund.“

Auch Gehres erwähnte jenen Vorfall mit Sztarray und stellte einleitend heraus, daß die französische Revolution und ihre wundervollen Begebenheiten Posselts höchstes Idol gewesen seien. Seine hinreißenden Schilderungen französischer Taten hätten ihn bei dem großen Haufen in den schändlichen Verdacht gebracht, als hätte er sich mit den Franken zum Untergang Deutschlands verschworen: „und dieser abscheuliche Verdacht ward nachher so allgemein, daß selbst der österreichische General Sztarray ihn im Jahr 1799 mit schwerer Gefangenschaft bedrohte. Posselt schrieb nun an Seine kaiserliche Hoheit, den Erzherzog Carl, und legte seinem Schreiben jenes Blatt bei, aus dem seine Feinde jenen kränkenden Argwohn geschöpft hatten. Dieser erhabene Denker gab ihm darauf in ei-

nem Handschreiben, das eine goldene Dose begleitete, volle Genugtuung und Sicherheit“. Was die Dose betrifft, so schrieb Posselt am 19. 2. 1799 an Cotta: „Der Erzherzog hat mich mit einem herrlichen Schreiben erfreut und mir noch überdies eine kostbare goldne Dose zugeschickt. Zugleich habe ich von diesem vortrefflichen Fürsten das Versprechen, künftig Materialien zu einer ausführlichen Geschichte seiner Feldzüge zu erhalten . . .“⁴⁶).

Neben den erwähnten Gegnern gab es auch Kritiker, die ihm nicht gerade feindlich gesonnen waren, aber aus ihrer Meinung wohl zu seinen Lebzeiten schon keinen Hehl machten, auch wenn sie diese nicht publizierten. Dazu gehört der schon erwähnte ungenannte Kritiker, der zweifellos zu seinem Bekanntenkreise gehörte, und in memoriam schrieb: „Posselt besaß ein sehr großes historisches Talent; aber zu den größten Geschichtsschreibern gehört er nicht: er schrieb in deutscher Sprache; aber seine Denkungsart und Kunst waren nicht deutsch“. Und manche unfeine Äußerung, die im Zusammenhang mit einer Bemerkung über Wieland fiel, mag nicht nur im stillen Kämmerlein zu Papier gebracht worden sein: „ . . . in den Zeiten der Freiheit, da Herr Posselt täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Gentz mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abtrutz . . .“ Es war Goethe, der dies am 2. Mai 1798 an Schiller schrieb, der seinerseits am 19. 1. jenes Jahres Goethe gegenüber bemerkt hatte: „Die tollsten Sprünge, welche Herr Posselt vor dem Publikum macht . . .“⁴⁷)

Gehres: „Moreau wurde Posselts liebster Freund“

Eine sehr glückliche Zeit für den Historiographen bedeuteten sicherlich die Jahre seiner Bekanntschaft mit dem gleichaltrigen General Moreau:

„Als Moreau im Frühling 1801 mit den unverwelklichsten Lorbeern geschmückt, nach Schwaben zurückkehrte, ließ er den Deut-

schen Posselt zu sich rufen, besprach sich lange mit ihm und begegnete ihm mit der ehrenvollsten Auszeichnung. Posselt erhielt den Auftrag, verschiedene Auszüge für den Feldherrn zum Behufe seiner Kriegsgeschichte, die er der Welt selbst vorlegen wird, zu verfertigen; und ward bald darauf von ihm nach Straßburg berufen, wo er ihm die Papiere übergab, und mehrere Wochen im Hauptquartier des großen Mannes verweilte“ (Schubart). Posselt berichtete am 28. 2. 1801 an Cotta: „Ich habe das Vergnügen gehabt, den General Moreau volle zwei Stunden in Straßburg zu sprechen“; am 23. Mai verbrachte er einen ganzen Tag mit Moreau zusammen. Am 4. 1. 1802 berichtet er Cotta, daß er ein freundschaftliches Schreiben von Moreau erhalten habe, und am 7. 9. 1803 teilt er ihm beispielsweise mit, daß Moreau ihm 12 engbeschriebene Bogen über seinen Feldzug von 1796 zur Verfügung stellte; er hoffe, von ihm auch die Geschichte seines italienischen Feldzuges von 1799 zu bekommen.

Schubart betonte im Hinblick auf dieses freundschaftliche Verhältnis, daß dabei „bloß und allein von literarischen Gegenständen die Rede war, und daß sich Posselt — so wenig ihm auch die späteren unrepublikanischen Neuerungen und Umgestaltungen der Dinge in Frankreich gefielen, — dennoch kein schriftliches Urteil darüber erlaubte, noch erhielt — das hat er mir und andern Freunden heilig und wiederholt versichert“.

In jenen Jahren übersetzt er eine Arbeit von Oelsner: „Sieye's Geist aus seinen Schriften“ (1800); 1802 erscheint in Nürnberg sein „Lexikon der französischen Revolution, oder Sammlung von Biographien der wichtigsten Männer, die sich im Laufe derselben ausgezeichnet haben“ (1. Bd.).

Die Verschwörung Cadoudals und ihre Folgen

Georges Cadoudal, der Führer der Chouans, war im August 1803 von England nach Frankreich gekommen, um Bonaparte zu tö-

ten. Die Verschwörer setzten ihre Hoffnung auf General Jean Victor Moreau, den entschiedenen Gegner des Ersten Konsuls, der die Bourbonen wieder auf den Thron zurückrufen sollte. Den Kontakt zwischen den Royalisten und Moreau hielt General Pichegru, der sich heimlich in Paris aufhielt, doch Moreau weigerte sich, mit Cadoudal zu sprechen. Mitte Februar 1804 wurde Moreau verhaftet und 8 Tage später auch Pichegru. Moreau wurde wegen Teilnahme an der Verschwörung angeklagt⁴⁸). Am 4. März schrieb Posselt an Cotta: „Wer Moreau kannte, muß es durchaus undenkbar finden, daß er auch nur die entfernteste Idee zu dem, wessen er beschuldigt wird, gehabt haben kann“⁴⁹). Am 9. März wurde Cadoudal festgenommen und in der Nacht vom 14./15. März 1804 Louis Antoine, Prinz des Hauses Bourbon und Herzog von Enghien aus Ettenheim mit weiteren Emigranten entführt. Ein anderes Unternehmen richtete sich gegen Emigranten in Offenburg. Enghien wurde am 21. 3. in Vincennes erschossen. Die Auswirkungen dieser Aktionen auf Posselt kann man sich vorstellen. Dazu Schubart: „als er im Frühling 1804 — aus Veranlassung der Arretierungen im Badenschen, der Georges- und Drakeschen Verschwörungsgeschichte, und der zweideutigen Briefe eines seiner Korrespondenten aus Paris — in eine Art Seelenkrankheit verfiel, wovon er in der Fülle seines Lebens, seiner Gesundheit und Tätigkeit, ein trauriges Opfer ward!“

Posselt fühlt sich bedroht

Schubart zitiert zum weiteren Verständnis der sich bei Posselt anbahnenden Katastrophe aus seinem Brief vom 25. April:

„... Als ich in der Mitte des laufenden Monats von Stuttgart nach Franken zurückreiste, ward ich in Aalen durch Posselts unvermutete Erscheinung überrascht, den ich aber leider! in dem kläglichsten Gemütszustande fand. Die letzte Verschwörung gegen Bonaparte, und die Machinationen der englischen Ge-

sandten Drake und Smith, haben im Badenschen, Württembergischen und Baierischen eine Art Terrorismus verbreitet, welcher jedem, selbst dem harmlosesten Weltbeschauer lästig werden mußte. Freund Posselt, noch näher an Frankreichs Grenze, vor dessen Augen ein schreiender Gewalt-Akt des französischen Gouvernements ausgeübt ward, fühlte ich gleichfalls von diesem Terrorismus befallen, als ein Hr. von B. (Verfasser des brav geschriebenen Feldzuges 1800), mit dem er in literarischen Verbindung gestanden, zweideutige Briefe mit schielenden Anfangsbuchstaben und Zeichen von Paris an ihn gelangen ließ. Die Sachen, worüber er schrieb, standen nicht in entferntester Verbindung mit der Verschwörungsgeschichte; doch ließen sich die Anfangsbuchstaben auf Drake und dessen Correspondenz deuten. Posselt antwortete also dem v. B. auf drei Briefe nicht und da er auch sonst schon an Moreau geschrieben hatte und wußte, wie leicht es sei, auch die Unschuld, so bald man nur wollte, zu verstricken; so zog er sich aus dem Badenschen zurück auf preußischen Grund und Boden“. Die Flucht war anscheinend überraschend erfolgt, da die Posselts nur wenige Habseligkeiten mit sich nahmen. Schubart und seinen Freunden fiel „der Kleinmut, die fieberhafte Furcht, die Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit — bei dem lebhaften Bewußtsein der Unschuld, — kurz, der ganze kränkliche Gemütszustand des Mannes bei voller Gesundheit des Körpers auf.“

Von Erlangen reiste Posselt nach Nürnberg, wo ihn Schubart etwas beruhigter, doch noch immer schreckhaft, Gespenster sehend, antraf. Seine Befürchtungen wegen der Briefe des Herrn v. B. (wohl: von Bülow) waren immer noch so stark, daß er Schubart den ganzen Hergang zu Protokoll nehmen ließ, was mehrere Tage in Anspruch nahm. Er war so geschockt, daß er am 19. Mai an Cotta berichtete, daß sein Freund Klüber (Staatsrechtslehrer in Heidelberg) und andere Freunde ihm geraten hätten, sich ganz der eigentlichen Geschichte, im größeren Sinn des

Wortes, zu widmen und die politische Journalisterei, d. h. die Annalen, aufzugeben, und ihn fragte, was er davon halte. Am 3. Juni reiste er mit Frau und Schwager von Nürnberg nach Durlach ab. Am Vorabend nahm er von Schubart den rührendsten Abschied: „doch stieg mir so wenig eine schlimme Ahnung auf, daß ich seine tiefe Rührung vielmehr ganz der ihm bewiesenen Freundschaft, der unter uns herrschenden Übereinstimmung in der Denkart und seinem höchst reizbaren Gemütszustand beimaß. Er bat mich, ihn nie zu vergessen, ihm fortdauernd Briefe und weitere Beiträge für sein Journal, das er von jetzt vernachlässigen müsse, zu übersenden . . .“.

An der Zukunft verzweifelnd . . .

Als Prof. Dr. Posselt am 10. Juni seinen Onkel zur Gesundung nach Heidelberg abholte, schrieb Posselt am Abend seiner Ankunft an seine zurückgebliebene Frau ein Billet: da man nicht wissen könne, wie es mit ihm werden würde, solle sie ihren (eben erst wieder abgegangenen Bruder) zu ihrer Unterstützung zurückkommen lassen und ihr Bestes für die Kinder zu tun, die es jetzt nötiger hätten als jemals. „Am andern Morgen zwischen 7—8 Uhr, nach dem Frühstück, ist er allein im Zimmer, öffnet das Fenster und stürzt sich verzweifelnd hinab aufs Pflaster, daß er sich die ganze linke Seite seines Gehirns zerschmetterte.“ Nach dieser Darstellung seines Freundes Schubarts kann es eigentlich keinen Zweifel geben, daß es sich um einen Selbstmord handelte. Am 21. Juni schrieb seine Frau Eleonore, für die übrigens Schubart keine wohlwollenden Worte findet, an Cotta: „Hätte der Prozeß mit Moreau nicht so lange gedauert, so wäre mein guter Mann noch am Leben; des Moreau sein Schicksal und dem Spitzbuben von Bülow seine Briefe hat meinen guten Mann so frühe ins Grab gebracht . . .“ Am 19. Juni schrieb Cotta nicht eben erschüttert an Schiller: „Posselts Tod werden Sie vernommen haben: er hatte sein trauriges Schicksal sich selbst durch eine Kleinmütig-

keit zugezogen, die freilich die Folge eines kranken Körpers war. Am Menschen verliere ich nicht viel, unerachtet er herzlich gut war . . .“ Johannes Müller, der unter den deutschen Historikern sein Liebling war (Schubart), schrieb an Cotta: „Um Posselt trauert meine ganze Seele; wir schrieben uns einst oft und innig.“⁵¹⁾

An der Zukunft verzweifelnd, hatte sich auch Gotthold Friedrich Stäudlin, um den 11. September 1796 in Straßburg das Leben genommen⁵²⁾. Aber im Gegensatz zu Posselt war es ihm nicht geglückt, sich mit seinem Fürsten zu arrangieren und finanziell abzusichern. Stäudlin, der nach dem Tode von Christian F. B. Schubart zunächst zusammen mit dessen Sohn Ludwig die „Fortgesetzte Schubartsche Chronik“ herausgab, hatte wegen seiner Berichterstattung über die Ereignisse in Frankreich unter der gleichen Kritik zu leiden wie Posselt. Wie dieser sympathisierte er mit den Girondisten, aber ich habe in meinem Aufsatz über „Stäudlin und die Französische Revolution“ auf den französischen Historiker Aulard verwiesen, der sich kritisch mit dem „Gemeinplatz“ befaßte, die Girondisten seien im Gegensatz zur Bergpartei milde gewesen und feststellte: „Niemals schlugen die Girondisten die wirkliche Maßnahme der Milde vor: die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen. Im Gegenteil!“⁵³⁾

Posselt: ein deutscher Jakobiner

Was nun die eingangs gestellten Fragen betrifft, so gilt für Posselt, was ich einmal im Zusammenhang mit Stäudlin ausgeführt habe: „Die deutschen Jakobiner waren als Parteigänger der französischen Revolution aufgrund ihrer demokratischen Grundhaltung gewillt, auch in Deutschland eine bürgerliche Gesellschaftsordnung nach den Prinzipien von 1789 zu errichten. Diese konnte wegen der bestehenden Machtverhältnisse nur mit französischer Unterstützung verwirklicht werden. Stäudlin setzte deshalb konsequent und unentwegt auf den Sieg der französischen Republik.“

Wichtigstes Charakteristikum der deutschen Jakobiner ist also ihre revolutionär-demokratische Zielsetzung und nicht ihre Einstellung zum radikalen Gebrauch der Guillotine. Walter Grab hat dies in erfreulicher Klarheit formuliert: „Das entscheidende Kriterium des deutschen Jakobinismus ist jedoch nicht die Befürwortung von Massenhinrichtungen, sondern vielmehr die Erkenntnis, daß der Sturz des Privilegiensystems notwendig sei und nur durch den Sieg der Revolution in Frankreich und durch gemeinsame Aktionen aller antifeudalen Bevölkerungsklassen in Deutschland herbeigeführt werden könne.“ Wenn ich nach dem Gesagten den mit den französischen Girondisten sympathisierenden Stüdlin ganz bewußt der jakobinischen Bewegung zuordne und damit am Oberbegriff Jakobiner festhalte, so geschieht dies auch deshalb, um diesen für die unter obrigkeitlicher Verfolgung, Unterdrückung und Verketzerung, von konservativen Historikern diskriminierten oder totgeschwiegenen Demokraten gebräuchlichen Ehrennamen in der Geschichte zu bewahren.“

Auch kritische Bemerkungen, daß der Jakobinismusbegriff von den Vätern der neueren Forschung, Scheel und Grab, zu weit ausgelegt worden sei, ändern daran nichts⁵⁴). Im übrigen läßt sich der Oberbegriff „Jakobiner“ ebenso allgemeinverständlich anwenden wie jener der „Achtundvierziger“.

Es scheint mir sehr wirklichkeitsfremd, wenn Posselt zwar als ein Anhänger der französischen Revolution bezeichnet wird, der ebenso den Sieg der Jakobiner über die Moderantisten in Paris wie den Einmarsch der französischen Armeen in Süddeutschland begrüßt habe, dem aber dann gegenübergestellt wird: „Andererseits ist Posselt ebensowohl ein Gegner politischer Agitation, sozialer Revolution oder gar einer Mobilisierung von Lesern, die außerhalb des Bildungsbürgertums stehen, für politische Zwecke“⁵⁵).

Seine Darstellung der Ereignisse wurde durchaus als politische Agitation empfunden, aber wie sollte er denn seine Leser politisch in

stärkerem Maße mobilisieren, ohne Gefahr zu laufen, daß sein Publikationsorgan verboten und ihm womöglich jede Existenzgrundlage entzogen wurde? Wie könnte er ohne Zeitung oder Zeitschrift überhaupt gegenwartsbezogen politisch wirken?

Auch im Falle Stüdlin habe ich dazu bemerkt: „Ein offener Aufruf zum Umsturz, wie er gelegentlich in der Literatur als Kriterium für die jakobinische Gesinnung deutscher Publizisten gefordert wird, wäre aber geradezu abenteuerlich gewesen. Es sei daran erinnert, daß solche Aufrufe meist anonym, von Territorien mit Pressefreiheit oder vom sicheren Frankreich aus erfolgten. Selbst Carl Clauer hat seine berühmte Flugschrift ‚Der Kreuzzug gegen die Franken‘ anonym in Straßburg herausgebracht!“ Und wie wir wissen, hat man diese auch Posselt zugetraut. Niemand weiß übrigens, ob er nicht tatsächlich solche verfaßte. Man kann für die damalige Zeit die politische Haltung der Schriftsteller nicht aus ihren Schmeicheleien und Huldigungen für den eigenen oder einen anderen Fürsten ermesen, sondern höchstens daraus, wie hart sie mit ihren Äußerungen an die Grenze des Möglichen gingen.

Ferner sollte man den Hinweis von Manfred Kossek beherzigen: „Der Konsens über Wesen und Rolle des Jakobinismus in der Französischen Revolution ist keineswegs so absolut, wie gemeinhin angenommen“. Kossek zitiert dazu Cl. Mazaric aus den ‚Annales Historique de la Révolution Française‘ (Januar–März 1975, Paris): „Entgegen dem Anschein und den vorschnellen Behauptungen, denen zufolge der Jakobinismus und die Aktion der Jakobiner wohl bekannt‘ seien, sind wir noch dabei, eher Hypothesen zu formulieren als definitive Antworten zu geben ... Man ist weit davon entfernt, eine, über Raum und Zeit variierende, erschöpfende Sicht der Zahl, der vielgestaltigen Aktion, des politischen Verhaltens, des sozialen Ursprungs, der Auffassungen derjenigen zu haben, die man gewöhnlich ‚die Jakobiner‘ nennt. Und dies nicht allein in den Departements, den

Städten und auf dem Lande, sondern auch in Paris, im Schoße der Gesellschaft selbst“.⁵⁶⁾

Anmerkungen

1) Briefwechsel Johannes Müller — Posselt 1787—1794. Stadtbibliothek Schaffhausen; ihr sei für freundl. Unterstützung gedankt.

2) James Wald, Vom Provinzverleger zur publizistischen Hegemonialmacht: Johann Friedrich Cotta in der Tübinger Zeit (1787—1810). In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Bd. 2 Aufsätze, Stuttgart 1987, 659.

3) Hans Fenske, Der liberale Südwesten. Freiheitliche und demokratische Traditionen in Baden und Württemberg 1790—1933, 1981, 28.

4) Claus Träger, unter Mitarbeit von Frauke Schaefer (Hrsg.), Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur, Leipzig 1975, 1107.

5) Monika Neugebauer-Wölk, Revolution und Constitution. Die Brüder Cotta. Eine politische Doppelbiographie aus dem Zeitalter der Französischen Revolution und des Vormärz, 1989.

6) Angelika Ebner, Ernst Ludwig Posselt — ein politischer Journalist. Seine Rezeption der politischen Theorien der Französischen Revolution von 1789, Philos. Fakultät I, München 1980.

7) Emil Vierneisel, Ernst Ludwig Posselt (1763—1804). In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO), NF Bd. 49, 1936, 246. (Fortsetzungen in Bd. 51 (1938), Bd. 52 (1938/39).

8) Schubart, Sendschreiben über Posselts Leben und Character, München 1805, 5.

9) Dazu: Erwin Dittler, Johann Gottlieb Müller (Bärstecher), Verlagsbuchhändler im Zeitalter der Aufklärung, in: Die Ortenau 1972 (auch Sonderdruck); ders., Johann Gottlieb Bärstecher alias Müller, Verleger und revolutionärer Demokrat im Zeitalter der Französischen Revolution, Jahrbuch für deutsche Geschichte, I 1972, Universität Tel Aviv.

10) Siegmund Friedrich Gehres, Lebensbeschreibung von Dr. E. L. Posselt, Mannheim 1827, 252 (bei Gehres Aufführung sämtlicher Arbeiten Posselts).

11) Frdl. Hinweis von Jürgen Voss, Paris.

12) Nach den Meßkatalogen kam der 2. Bd., 5.—8. Stück, zunächst bei den Gebrüdern Pfähler in Heidelberg (1785) heraus.

13) Rudolf Augstein, Preußens Friedrich und die Deutschen, 1968, 40.

14) Peter Härtling (Hrsg.), Christian Friedrich Daniel Schubart, Strophen für die Freiheit, 1976, 82.

15) Schubarts Werke. In einem Band. Herausg. u. eingeleitet von Ursula Wertheim und Hans Böhm, Berlin u. Weimar 1988, 125.

16) Monika Neugebauer-Wölk, Die alte und die neue Republik. Eine Reichsstadt im Mainzer Jakobinismus. Sonderdruck aus: Geschichte als Aufgabe. Festschrift für Otto Büsch, Berlin 1988, 112.

17) Heinrich Scheel, Die Mainzer Republik III, Berlin 1989, 427.

18) Wilhelm E. Oeftering, Geschichte der Literatur in Baden, I. Teil, Karlsruhe 1930, 99 f.

19) Friedrich Leopold Brunn, Briefe über Karlsruhe, neu herausg. von Gerhard Römer, 1988, 84 f.

20) Deutsches Literaturarchiv Marbach, Handschriftenabt.; ihm auch Dank für den Brief v. 1. 2. 1792 an Conz.

21) Vierneisel, ZGO NF 51, 111 Anm. 1.

22) Stadtbibliothek Schaffhausen.

23) Ein Gedicht des mit dem Oberamtman Johann Georg Schlosser befreundeten Prof. J. G. Jacobi, das dem Freiherrn von Zinck in Erinnerung an seinen Emmendinger Aufenthalt im Jahre 1796 gewidmet ist, findet sich in der vom Verkehrsverein herausgegebenen Schrift „Rund um Emmendingen“, 15.

24) Peter Härtling, a. a. O., 94 f.

25) Vierneisel, ZGO NF 51, 110 Anm. 1.

26) Paul Hocks/Peter Schmidt, Literarische und politische Zeitschriften 1789—1805, Stuttgart 1975, 66.

27) Gonthier-Louis Fink, Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur und Publizistik (1789—1800). In: Hans-Otto Mühleisen (Hrsg.), Die Französische Revolution und der deutsche Südwesten, Freiburg 1989, 66. — Vierneisel, ZGO NF 51, 116.

28) Vierneisel, ZGO NF 51, 116.

29) Vierneisel, ZGO NF 51, 123 Anm. 2.

30) Peter Fischer, Reden der Französischen Revolution, München 1974.

31) Claus Träger, a. a. O., 750.

32) Ludmilla Pimenowa, Die Französische Revolution und die Gegenwart. In: Sozialismus: Theorie und Praxis, Moskau, August 1989, 106. Zu Robespierre: Jean Massin, Robespierre, Berlin 1977.

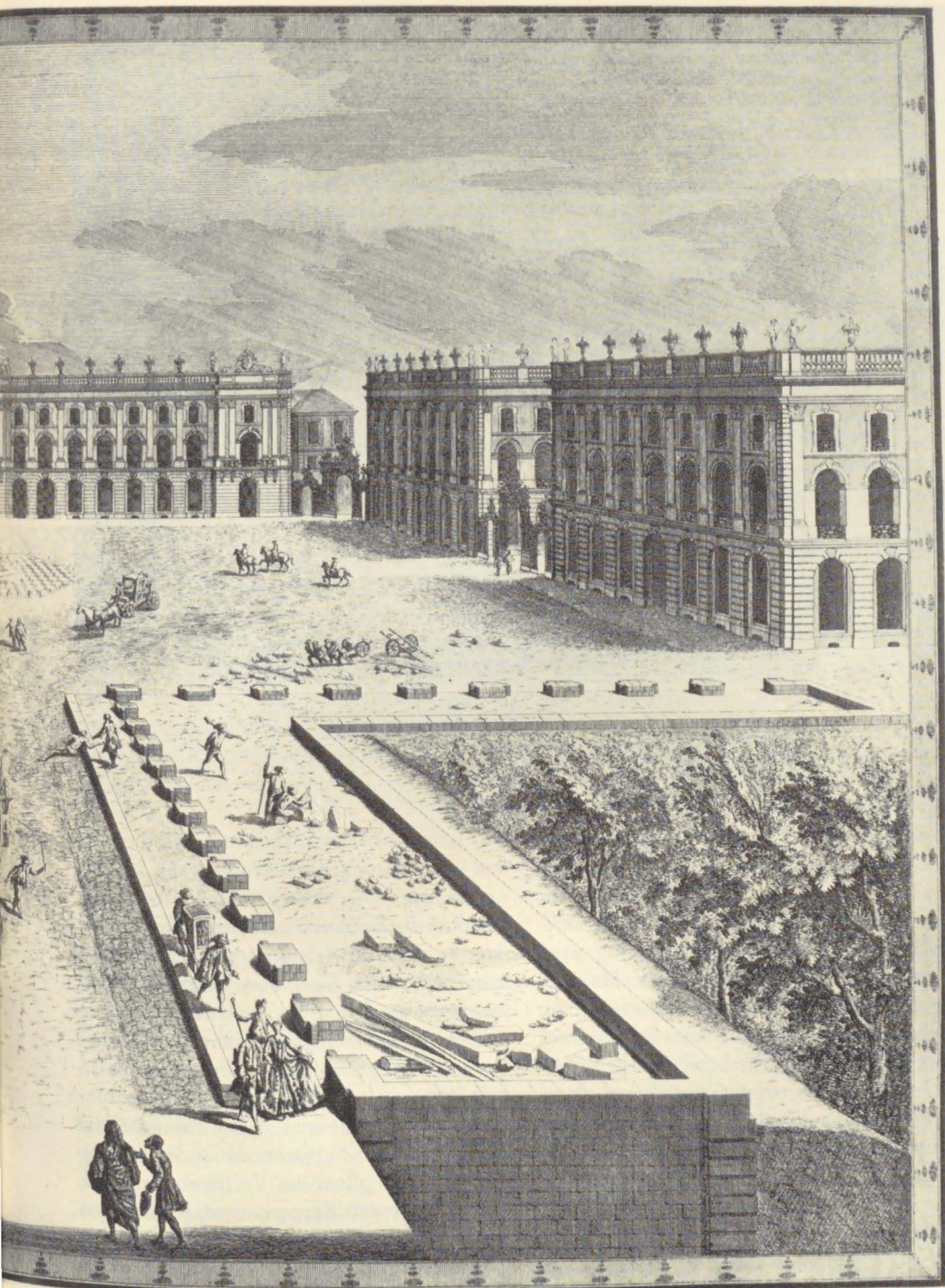
33) Uwe Jens Wandel, Verdacht von Demokratismus? Studien zur Geschichte von Stadt und Universität Tübingen im Zeitalter der Französischen Revolution, Tübingen 1981, 149.

34) Maria Fehling (Hrsg.), Briefe an (Johann Friedrich) Cotta (I), Stuttgart und Berlin 1925, 413.

35) Wilhelm Vollmer (Hrsg.), Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, Stuttgart 1876, 608; Wald, a. a. O., 660.

- ³⁶⁾ Dazu: Erwin Dittler, Jakobiner am Oberrhein. Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein. Sonderdruck aus der „Ortenau“, Kehl 1976. Ders.: Johann Georg Friedrich List. In: Ekkhart-Jahrbuch 1970 der „Badischen Heimat“. Ders.: Alexander Jägerschmid (1754—1833). In: Badische Heimat 1/1977.
- ³⁷⁾ Erwin Dittler, Johann Georg Friedrich List (1753—1806). In: Deutsche Jakobiner. Mainzer Republik und Cisrhenanen 1792—1798. Band 1: Handbuch, Mainz 1981.
- ³⁸⁾ Karl Obser, Die revolutionäre Propaganda am Oberrhein im Jahre 1798. In: ZGO NF 24, 1909, 223.
- ³⁹⁾ Wandel, a. a. O., 162.
- ⁴⁰⁾ Heinrich Scheel, Süddeutsche Jakobiner, 3. Aufl., Berlin 1980, 395 Anm. 153.
- ⁴¹⁾ Günther Mühlpfordt, Karl Friedrich Bardt und die radikale Aufklärung. In: Walter Grab (Hrsg.), Jahrbuch des Institut für Deutsche Geschichte, Universität Tel-Aviv, 1976, 73. — Ders.: Oberlausitzer Aufklärer als Wegbereiter und Vorkämpfer der bürgerlichen Umgestaltung. In: Die Oberlausitz in der Epoche der bürgerlichen Emanzipation. Schriftenreihe des Ratsarchivs der Stadt, Bd. 10, 9.
- ⁴²⁾ Wandel, a. a. O., 162.
- ⁴³⁾ Henning Ottmann, Politisches Denken in Baden während und nach der Französischen Revolution. In: Hans-Otto Mühleisen (Hrsg.), a. a. O., 15. Dazu: Neugebauer-Wölk, Revolution und Constitution, 3. Kapitel: Der Kampf um den schwäbischen Verfassungsstaat.
- ⁴⁴⁾ Wandel, Das Hochschulwesen Württembergs 1789—1816. In: Baden und Württemberg, Aufsätze, 366; Ders.: Wandel, Verdacht, 164, 168, 180.
- ⁴⁵⁾ Hocks/Schmidt, a. a. O., 66.
- ⁴⁶⁾ Fehling, Briefe an Cotta, 423.
- ⁴⁷⁾ Ernst von Bracken (Hrsg.), Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 2. Bd.
- ⁴⁸⁾ Eugen Tarlé, Napoleon, Berlin 1972, 167 ff.
- ⁴⁹⁾ Fehling, 433.
- ⁵⁰⁾ Fehling, 434.
- ⁵¹⁾ Fehling, 136.
- ⁵²⁾ Erwin Dittler, Zum Tode von Gotthold Friedrich Stäudlin (1758—1796). In: Badische Heimat, Heft 1/1979.
- ⁵³⁾ Erwin Dittler, Gotthold Friedrich Stäudlin und die Französische Revolution. In: Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv, Bd. 10, 1981, 102.
- ⁵⁴⁾ Henning Ottmann, Politisches Denken in Baden während und nach der Französischen Revolution. In: Hans Otto Mühleisen (Hrsg.), a. a. O., 23 Anm. 26.
- ⁵⁵⁾ Hocks/Schmidt, a. a. O., 66.
- ⁵⁶⁾ Manfred Kossok, Das Salz der Revolution — Jakobinismus in Lateinamerika; Versuch einer Positionsbestimmung. In: Universalhistorische Aspekte und Dimensionen des Jakobinismus, Berlin 1976, 126.





ger Lothar II. zu verdanken gehabt hatte, war im Verlauf seiner Geschichte zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgesunken.

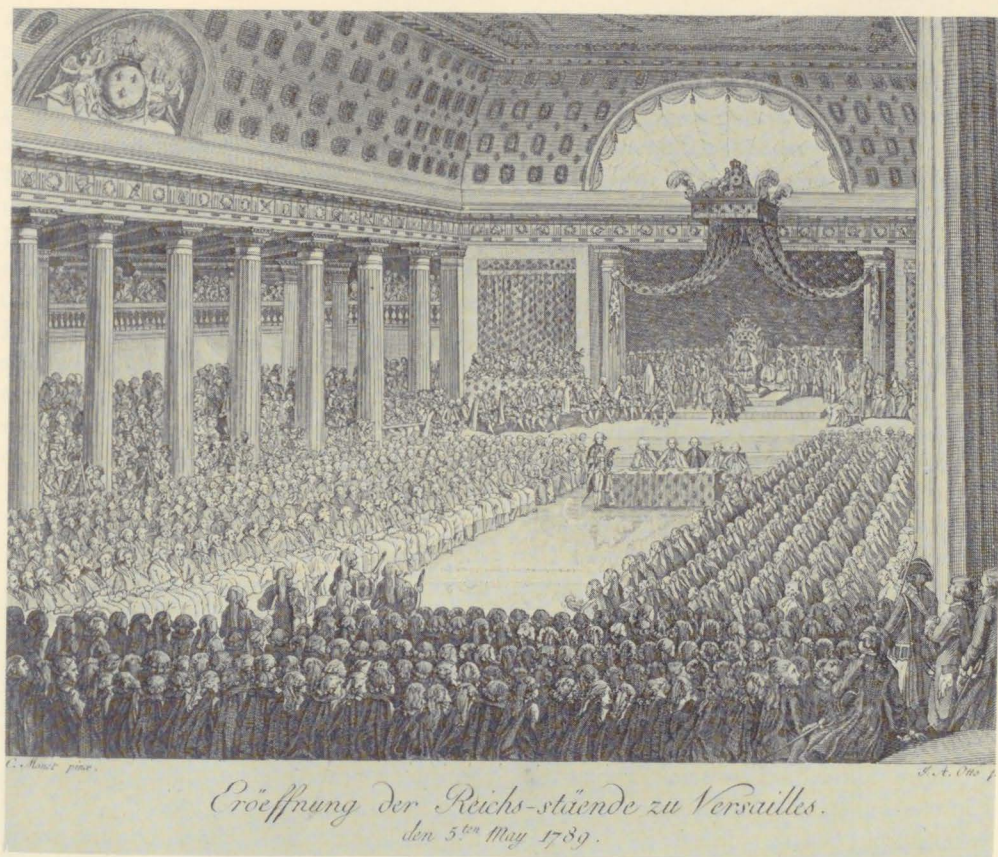
Der letzte regierende Herzog von Lothringen, Franz III., hatte 1736 Maria Theresia von Österreich geheiratet und seine Stammlande aufgegeben, um 1745 zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewählt zu werden. Statt seiner regierte danach als Folge des polnischen Erbfolgekrieges der entthronte Polen-König und Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Leszynski, die beiden Herzogtümer Lothringen und Bar. Seine Regentschaft sollte bis zu seinem Tode im Jahr 1766, als die Herzogtümer vertragsgemäß an Frankreich fielen, vor allem für die Hauptstadt Nancy noch einmal den Abglanz früherer Souveränität mit sich bringen.

So bekam Nancy mit den Bauten des Architekten Héré um die Place Royale (heute Place Stanislas) nach 1750 eine einzigartige repräsentative Platzanlage, von König Stanislaus in Auftrag gegeben und von Ludwig XV. finanziert. Ludwig XV. zu Ehren wurde wenig später von den Künstlern Guibal und Cyfflé ein als Kunstwerk hochgeschätztes Herrscherdenkmal auf dem Königsplatz errichtet. Trotz dieser freundschaftlichen Verbindung zum französischen Königshaus wollten sich die Lothringer ihre Eigenständigkeit bewahren und standen der Einverleibung distanziert bis mißtrauisch gegenüber. In wirtschaftlicher und kirchlicher Hinsicht waren die Bindungen Lothringens zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation vor dem Ausbruch der Revolution immer noch stärker als zu Frankreich. So hatte das handeltreibende Großbürgertum seine Geschäftsbeziehungen zu Koblenz, Frankfurt und Basel, da keine fiskalische Grenze zum Deutschen Reich existierte, wohl aber seit alters her eine westli-

che Zollgrenze gegenüber Frankreich, die sich über die Bergkämme der Argonnen zog. Die fünf lothringischen Bistümer, Toul, Metz, Verdun, Sainte-Dié und Nancy unterstanden in der kirchlichen Hierarchie dem Erzbistum Trier. Obwohl zum größten Teil in Sprache und Sitten französisch — das Gebiet östlich von Metz und Saarburg war und ist heute noch vielerorts deutschsprachig —, war Lothringen also im Grunde ein noch nicht vollkommen an Frankreich angepaßtes Land. Wie sich dieser Anpassungsprozeß durch die revolutionären Ereignisse beschleunigen konnte, wurde erst kürzlich in einer aus der Zusammenarbeit zwischen dem Departementarchiv Meurthe-et-Moselle in Nancy und den Stadtgeschichtlichen Sammlungen Karlsruhe entstandenen Ausstellung im Prinz-Max-Palais und in einer Publikation dazu überzeugend dargestellt.* Die ausgestellten Originaldokumente legten dabei bededtes Zeugnis ab, welche Auswirkungen die revolutionären Beschlüsse von Paris auf die Provinz hatten. Am Beispiel von Lothringen konnte man hier nachvollziehen, wie die Revolutionsregierung ihre Politik in den Provinzen durchsetzte, was bisher noch wenig Eingang in die Geschichtsschreibung gefunden hat.

Das Jahr 1789 begann auch in Lothringen mit den Vorbereitungen zur Einberufung der Generalstände. Die wirtschaftliche Notlage in Frankreich, die durch eine schlechte Getreideernte und die Verschwendung des Hofes eingetreten war, hatte den König dazu gezwungen, der Forderung nach der Ständeversammlung, die 175 Jahre nicht mehr getagt hatte, nachzugeben. Für das früher selbständige Herzogtum war dies ein völliges Novum, aber auch kein zu dieser Zeit lebender Franzose hatte die Generalstände je tagen sehen. Nun mußten die Vertreter von Adel, Geistlichkeit und Bürgertum nach einem bestimmten Wahlmodus in den Verwaltungsbezirken gewählt werden. Es konnten nur Bürger wählen, die in den Steuerrollen eingetragen waren. Für jeden Gerichtsbezirk wurde

Foto Seite 448/449:
*Erbauung des Place Royal (heute Place Stanislas)
in Nancy 1750*



Eröffnung der Generalstände in Versailles am 5. Mai 1789

eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten festgesetzt. Die Anzahl der Abgeordneten des Dritten Standes war übrigens auch auf Druck aus den Reihen des Adels verdoppelt worden. Gleichzeitig sollten die Gemeinden auf Aufforderung des Königs Beschwerdehefte zusammenstellen. Darin konnten sie nach alter Tradition Mißstände schildern, die zu beseitigen waren. In Lothringen enthielten sie besonders spezifische Forderungen: Adel und Dritter Stand verlangten gleichermaßen eine eigenständige Regierung und einen unabhängigen Gerichtshof nach dem Wiener Vertrag von 1736 sowie die Wiedereinsetzung der Stände von Lothringen. Diesen illusionären

Forderungen wurde aber später keine Beachtung geschenkt. Im Gegenteil, nicht einmal als Provinz sollte Lothringen in den alten Herrschaftsgrenzen bestehen bleiben. So gehörte zu den frühen Amtshandlungen der Gesetzgebenden Nationalversammlung, die sich nach dem Zusammentritt der Generalstände und dem Ballhauschwur aus dem Dritten Stand gebildet hatte, noch 1789 die Departementgesetzgebung mit der Aufhebung der Provinzen und der Neuaufteilung des Landes in 83 Verwaltungsbezirke, die die historischen Grenzziehungen aufhoben. Die Indoktrination seitens der Revolutionsregierung in Paris sollte in den kommenden

Jahren aber noch zunehmen. Die am 12. Juli 1790 von der Nationalversammlung beschlossene Zivilverfassung der Kirche hatte gerade in dem stark klerikal bestimmten lothringischen Gebiet schwerwiegende Folgen. Die Priester sollten einen Eid auf die neue Verfassung leisten und so gleichsam wie Beamte auf den Staat verpflichtet werden. Die Gemeindeglieder hatten ihre Pfarrer nun selbst zu wählen, die Bischöfe wurden auf die Zahl der neuen Departements reduziert und von deren Verwaltungskörperschaften gewählt, ohne die Zustimmung des Papstes abzuwarten. Die Nationalversammlung wollte damit die Kirche in die Revolution mit einbinden. Viele Priester verweigerten den Eid auf die Verfassung, weil sie diese als Lossagung von Rom verstanden und gingen in die Emigration. Der Bischof von Nancy, Henri de la Fare, schickte aus der Emigration einen Hirtenbrief, in dem er gegen die Zivilkonstitution des Klerus protestierte. Sein verfassungsmäßig gewählter Nachfolger fand dann auch bei der Bevölkerung wenig Rückhalt, obwohl er — ebenfalls in einem Hirtenbrief — seine Treue zum Papst bekundete. Die Maßnahmen auf kirchlichem Gebiet bewogen deshalb nicht nur viele Priester in Lothringen, sondern auch viele Gläubige selbst aus einfachen Bevölkerungsschichten zur Emigration. Sie beinhalteten außerdem die Schließung der Klöster, deren Besitzungen später als „Nationalgüter“ meistbietend versteigert wurden. Möglich war dies durch den Beschluß der Nationalversammlung vom 2. November 1789, der den gesamten Kirchenbesitz zum Staatseigentum erklärte hatte. Stiftkirchen, soweit sie nicht zu Pfarrkirchen umfunktioniert worden waren, und Klöster sowie später auch die Güter der emigrierten Adligen konnten so an mehr oder weniger wohlhabende Landwirte und Stadtbürger veräußert werden, um Geld in die leere Staatskasse zu bringen.

Für die Integration Lothringens in das Frankreich der Revolution hatte dies aber durchaus auch eine fördernde Wirkung, da die Güter meist recht preiswert zu haben waren und

mancher Lothringer Bauer und Bürger damit in den Genuß eines Besitzes kam, der für ihn früher unerschwinglich gewesen wäre. Damit wird verständlich, daß in diesen Bevölkerungsschichten wenig Neigung bestand, das Rad der Geschichte noch einmal zurückzudrehen.

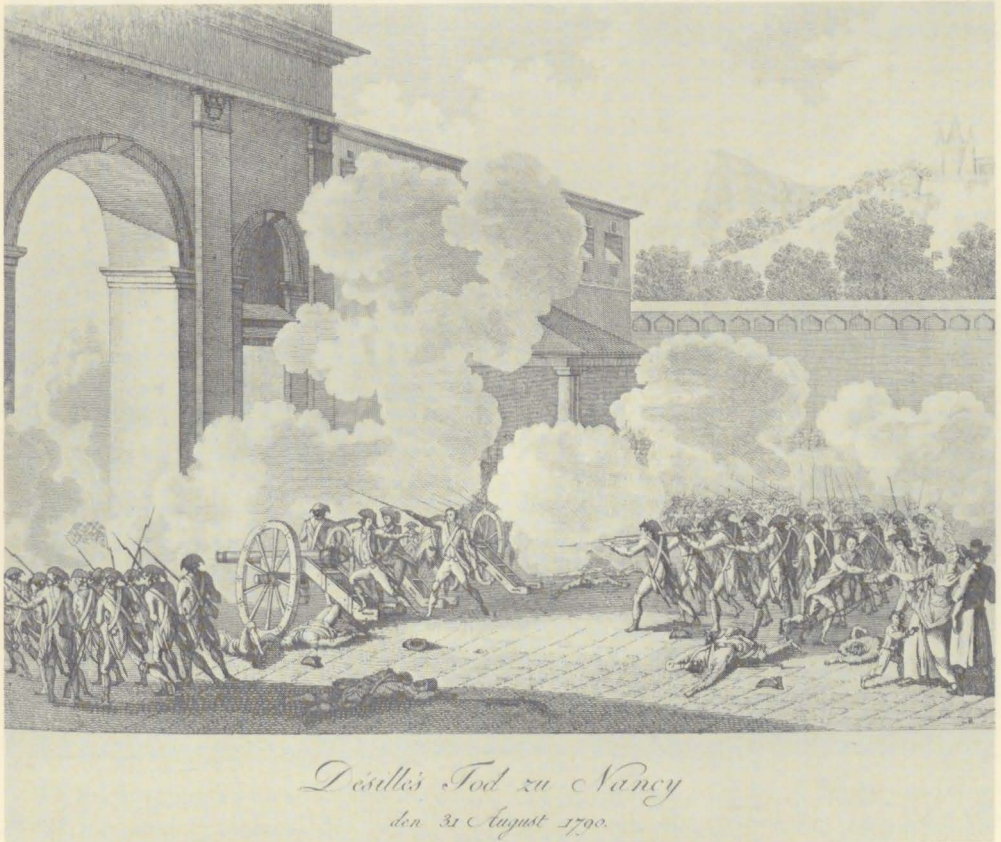
Auf der anderen Seite hatte der Verkauf der Nationalgüter oft verheerende Wirkung auf die Qualität der Architektur von Kirchen, Klöstern und Schlössern, bei denen es sich ja meist um jahrhundertealte Kulturdenkmäler handelte. Für den Verkauf wurden die Grundstücke in kleine Parzellen aufgeteilt, wobei auf den Verlust der Gebäudegrundrisse keine Rücksicht genommen wurde. So kamen Teile ein und desselben Gebäudes oft in die Hand verschiedener Besitzer, die dann damit machen konnten, was sie wollten. Daß dabei wertvolle Bausubstanz meist verloren ging, steht außer Frage. Ein schönes Beispiel für diese Verfahrensweise bietet der hier abgebildete Plan des Bischofspalais in Nancy. Es mußte tiefgreifende Veränderungen erfahren. Heute beherbergt es einen religiösen Orden, ein Hotel und ein Busdepot.

Die Maßnahmen gegen die Kirche und gegen „feudale Symbole“ sollten unter der Schreckensherrschaft Robespierres noch gesteigert werden. Eidverweigernde Priester wurden nun in die französischen Kolonien deportiert oder in den Gefängnissen umgebracht. Unter dem Schlagwort der „Entchristianisierung“ wurden viele Kirchen geschlossen oder zu „Tempeln der Vernunft“ erklärt und dort das Kultgerät zerstört. Die Wut der jungen Republik auf die Feudalherrschaft des Ancien Regime entlud sich nun ebenso an den Symbolen des alten politischen Systems. In den Kirchen wurden die Adelswappen auf den Grabmälern zerstört. In Nancy betraf dies neben der Kathedrale noch vier weitere Kirchen. Auch an den Stadttoren, am herzoglichen Schloß und selbst an Bürgerhäusern wurde diese Maßnahme durchgeführt, was zum Teil auch heute noch sichtbar ist. Zu den schmerzlichsten Verlusten zählte für Nancy

aber sicherlich die Einschmelzung der berühmten Bronze-Statue Ludwig XV. auf der Place Royale. Viele Bürger der Stadt, die sich in einer schriftlichen Petition an die Revolutionsregierung in Paris für die Erhaltung des Kunstwerkes eingesetzt hatten, wurden später deswegen grausam verfolgt.

Es erhebt sich die Frage, wie die Revolution trotz ihrer drakonischen Härte die Mehrheit der lothringischen Bevölkerung an die Seite Frankreichs bringen konnte. Neben dem schon angesprochenen Verkauf der Nationalgüter haben wohl vor allem die militärischen Ereignisse im Verlauf der Revolution diesen Bewußtseinswandel herbeigeführt, ob-

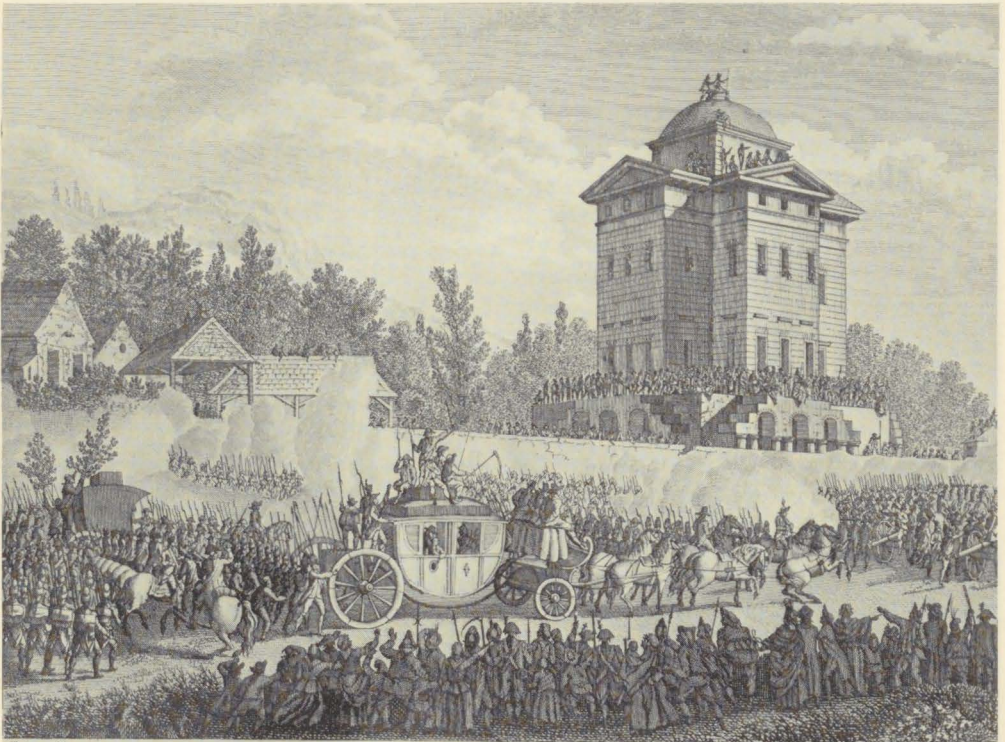
wohl es zunächst gar nicht danach aussah. Zwei bis drei Wochen nach dem Föderationsfest, das in Paris von fast 300 000 Menschen mit Abordnungen aus allen Departements zum Jahrestag der Erstürmung der Bastille 1790 gefeiert worden war, kam es in Nancy zu einem Aufstand der Garnison. Die Soldaten der drei Regimenter, die dort stationiert waren, rebellierten — offenbar durch die neuen revolutionären Ideen aufgestachelte — gegen ihre Offiziere. Sie verlangten eine Überprüfung der Regimentskasse, da sie mit ihrem Sold unzufrieden waren. In Paris sah man diesen Aufstand als Verstoß gegen die öffentliche Ordnung an und setzte den Militärgou-



Erschießung des Leutnants Désilles beim Aufstand der Garnison in Nancy am 31. August 1790

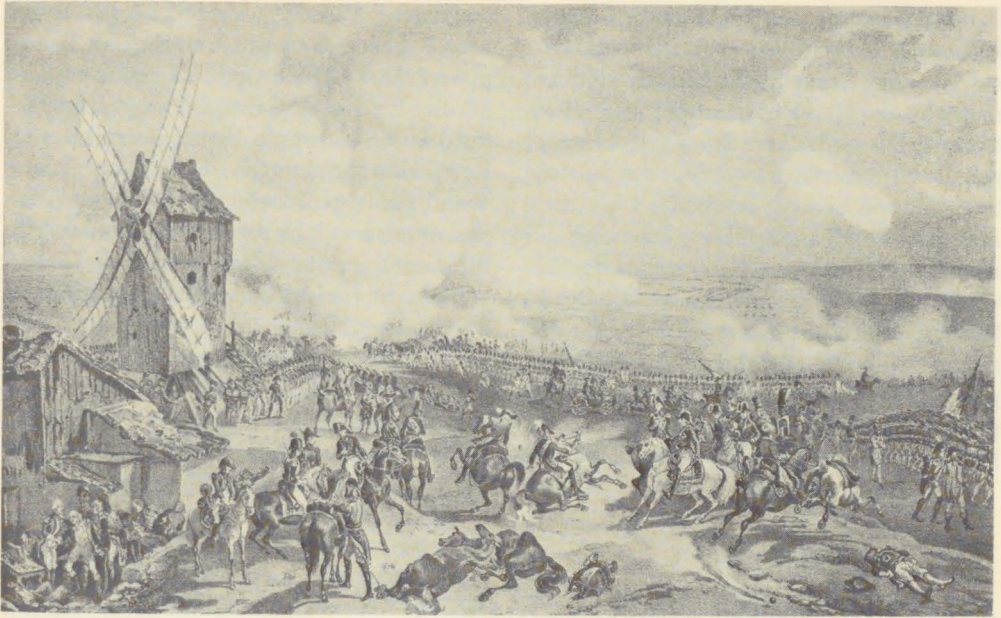
verneur von Metz, Claude de Bouillé, mit seinen Truppen gegen die Aufständischen in Marsch. Es kam zu einem Blutbad zwischen aufständischen und regierungstreuen Soldaten, das ein Leutnant der Garnison in Nancy noch verhindern wollte, indem er sich zwischen die kämpfenden Truppen stellte. Er wurde jedoch am Porte des Stainville von seinen eigenen Soldaten niedergeschossen, als er sich auf die Zündlöcher einer Kanone legte, um das Abfeuern zu verhindern. Nach der Niederschlagung des Aufstandes durch Bouillé, der auf Seiten seiner Truppen mehr als 60 Tote gefordert hatte, wurde Leutnant Désilles als Volksheld gefeiert. Er erlag seinen

Verletzungen einige Wochen später und wurde in der Kathedrale von Nancy beigesetzt. Das Stadttor von Nancy, an dem er seinen Mut mit dem Leben bezahlen mußte, heißt heute ihm zu Ehren Porte Désilles. Bouillés Strafmaßnahmen gegen die Rebellen waren außerordentlich hart. Einer der Rädelsführer wurde bei lebendigem Leibe gerädert. 22 wurden gehängt und weitere 41 auf die Galeeren geschickt. Der General sollte später den Fluchtversuch Ludwig XVI. aus Paris unterstützen, der am 22. Juni 1791 scheiterte, weil die königliche Familie in der lothringischen Ortschaft Varennes von der Nationalgarde aufgehalten wurde. Die harten Maß-



*Ludwig wird von Varennes zurück nach Paris gebracht.
den 25. Juni 1791.*

Rückführung der königlichen Familie von Varennes nach Paris am 25. Juni 1791



Schlacht bei Valmy am 20. September 1792

nahmen gegen die Meuterer sowie die revolutionären Ereignisse hatten die Lothringer wohl dem französischen Königtum schon weitgehend entfremdet.

Die kriegerischen Ereignisse im nächsten Jahr führten zur Abschaffung der Monarchie und zur Ausrufung der Republik. Ausgelöst durch die Kriegserklärung von Frankreich an Österreich, hatten preußisch-österreichische Koalitionstruppen einschließlich einer kleinen Emigrantenarmee unter der Führung des Herzogs von Braunschweig die französische Grenze überschritten und drangen durch Lothringen vor. Das Manifest des Herzogs, in dem er die Zerstörung von Paris und anderer Städte androhte, falls dem König etwas zustoße, löste in Frankreich große Empörung aus und führte letztlich zum Sturz des Monarchen. Auch in Lothringen kam es angesichts der Invasion zu einer Solidarisierungswelle mit dem Frankreich der Revolution. Viele Lothringer verpflichteten sich freiwillig zur Armee, um den Invasionstruppen Wider-

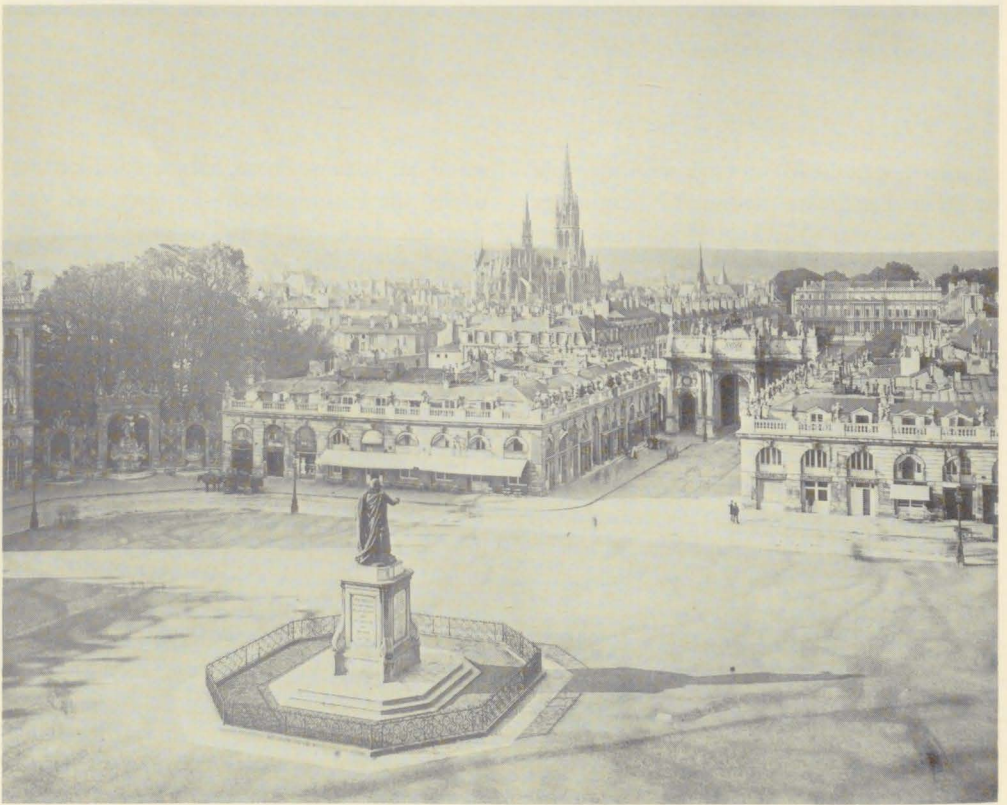
stand zu leisten. Diese nahmen jedoch zunächst die Festungsstädte Longwy und Verdun ein. Den Fall von Longwy mußte der Oberbefehlshaber der französischen Rheinarmee, der aus der Oberpfalz stammende Marschall Luckner, später mit dem Tode unter der Guillotine büßen. Er war übrigens vom Sicherheitsausschuß in Nancy festgenommen worden.

Der Vormarsch der Koalitionstruppen konnte erst bei den Mühlen von Valmy, einem Dorf in den Argonnen, zum Stillstand gebracht werden. General Kellermann, der Nachfolger Luckners, hatte hier seine Truppen zum Gegenangriff formieren können. Die französischen Kanonen, Marke Gribeauval, zwangen die Armee des Herzogs von Braunschweig zum Rückzug. Im Anschluß an diese Niederlage gelang den französischen Truppen dann unter der Führung des Generals Custine, eines Sohnes der Stadt Metz, die Eroberung des linken Rheingebiets mit den Städten Speyer, Worms und Mainz. Hier

konnten sich nun auch ungehindert die revolutionären Ideen ausbreiten, ja in Mainz wurde gar die Republik ausgerufen. Custine mußte später, als die französische Armee vorübergehend wieder von den Koalitionstruppen zurückgedrängt wurde, das gleiche Schicksal wie Luckner erleiden.

Hatten, wie bisher geschildert, eigentlich nur die äußeren Umstände des Verlaufs der Revolution und die Kriegereignisse die Bevölkerung Lothringens mehrheitlich für ein Zusammengehen mit Frankreich gewonnen, so gab es doch einige Persönlichkeiten dieses geographischen Raumes, die sich aktiv für die politische Neugestaltung unter der Trikolore

einsetzten. Hier ragt ein Name besonders hervor: Henry Grégoire. Ursprünglich Landpfarrer einer kleinen Gemeinde nahe bei Lunéville, hat dieser Geistliche ganz entscheidend zu den positiven Errungenschaften der Revolution beigetragen. Schon vor seiner Wahl als Abgeordneter des Klerus in die Ständeversammlung hatte er eine Denkschrift für die bürgerliche Gleichstellung der Juden verfaßt, die von der königlichen Akademie in Metz ausgezeichnet worden war. In seiner neuen Tätigkeit als Abgeordneter setzte er sich für die Aufnahme der Menschen- und Bürgerrechte in die Verfassung ein. Gleichzeitig erschienen weitere Schriften von ihm



Place Stanislas mit der 1831 errichteten Statue des Königs Stanislaus mit Blick zum Herzogpalast hinter dem Triumphbogen, in dem sich heute das Musée Lorrain befindet.

zugunsten der Juden und über die Lebensumstände der Schwarzen und Mischlinge in den französischen Kolonien, die 1794 zur Abschaffung der Sklaverei beitrugen.

Grégoire engagierte sich aber nicht nur auf humanitärem Gebiet. Er wollte den Bildungsstand der zum Teil noch analphabetischen Bevölkerung durch die Förderung des Schul- und Bibliothekswesens verbessern und wandte sich gegen die durch die Revolution ausgelöste blinde Zerstörung von Kulturgütern durch die Volksmassen. So geht z. B. die Gründung der Volksschulen in Frankreich mit auf ihn zurück, ebenso wie auch die Einführung des metrischen Systems, daß später von der ganzen Welt mit Ausnahme der angelsächsischen Länder übernommen wurde. Grégoire war auch an der Departementgesetzgebung beteiligt. Seine Unterschrift steht auf dem Gründungsdokument des lothringischen Departements Meurthe vom 30. Dezember 1789. Trotz der damit einhergehenden endgültigen Zerschlagung des lothringischen Staatsgebildes, haben sich die Lothringer ihre eigene Identität bewahrt. Sie fühlen sich zwar heute vollständig als Franzosen, erinnern sich aber gern ihrer Tradition. Nachvollziehen läßt sich diese am besten mit einem

Besuch im Musée Lorrain im ehemaligen herzoglichen Palast von Nancy, der alten Hauptstadt Lothringens und Präfektur des heutigen Departements Meurthe-et-Moselle. Dort ist der ganze Schatz der Geschichte Lothringens ausgebreitet, der man aber auch noch auf Schritt und Tritt in den Straßen, Plätzen und Gassen der Stadt begegnen kann. Daß aber auch in Karlsruhe einmal etwas über die Geschichte der französischen Partnerstadt zu sehen und zu erfahren war, hat sich als ein guter Ansatzpunkt herausgestellt, der auf weitere derartige Aktivitäten im Anschluß an die seit mehr als drei Jahrzehnten bestehenden herzlichen Beziehungen hoffen läßt.

* Nancy und Lothringen in der Französischen Revolution, Ausstellung des Archives des Departements Meurthe-et-Moselle Nancy und der Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais Karlsruhe, 28. April—4. Juni 1989, Hrsg.: Stadt Karlsruhe. Konzeption u. Zsstellung: Hubert Collin. Red. u. Bearb.: Heinz Schmitt; Peter Pretsch. Übers.: Wolfgang Glaeser u. a., Karlsruhe: Badenia-Verl., 1989.



Dr. Annemarie Heimann

Hohe Ehrung für Frau Dr. Annemarie Heimann

Bundespräsident Richard von Weizsäcker hat mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande an Frau Dr. Annemarie Heimann-Schwarzweber eine Frau geehrt, die sich hohe Verdienste um Kunst und Kultur des Landes am Oberrhein erworben hat. In einer Feierstunde im Lörracher Rathaus am 12. April 1989 übergab ihr Oberbürgermeister Rainer Offergeld diese hohe Auszeichnung und würdigte dabei das Wirken von Frau Dr. Heimann in der Stadt und im Markgräflerland.

Frau Dr. Heimann, am 19. Juni 1913 in Pforzheim geboren, wuchs in Freiburg in einem kunstsinnigen Hause auf. Sie ist die Tochter des langjährigen Vorsitzenden der „Badischen Heimat“ Prof. Dr. Hermann Schwarzweber. Schon als Studentin kam sie durch ihre Dissertation mit der Markgräfler Kunst und ihren Eigenheiten in Berührung, lange ehe sie ahnen konnte, daß dieses Land ihr einmal Heimat werden sollte. Schon damals lernte sie den Lörracher Denkmalspfleger Julius Wilhelm kennen, der als exzellenter Kenner der Geschichte des Markgräflerlandes galt. 1949 zog sie mit ihrem Mann nach Lörrach, der sich in der Stadt als Facharzt niederließ.

Im gleichen Jahre noch trat sie dem Museumsverein Lörrach bei, dessen Vorsitzender damals Julius Wilhelm war, der den Verein gegründet hatte. In diesen vier Jahrzehnten hat sie sich als unermüdlich forschende Kunsthistorikerin um das Land am Oberrhein hohe Verdienste erworben. Zahlreiche Publikationen über Kunst und Baudenkmäler in Lörrach und der ganzen Dreiländerecke legen Zeugnis ab von ihrem vielfältigen Schaf-

fen. Ganz besonders sind hier ihre handlichen Kunstführer zu erwähnen, die, rasch populär geworden, durch ihre allgemein verständliche Sprache großen Anklang gefunden haben. Sie bieten nicht nur die Möglichkeit, die Kunstschätze in unserem Lande kennen zu lernen, sie geben auch tiefgehende Informationen über die zeithistorische Einordnung der Kunstwerke.

Ein ganz besonderes Verdienst von Frau Dr. Heimann liegt aber auch darin, daß sie es versteht, ihr reiches Wissen über die Kunst in Kirchen und weltlichen Bauten vielen Menschen bei Führungen und Exkursionen näher zu bringen. Damit hat sie ungezählten Menschen den Zugang zur reichen Kulturgeschichte der Lande am Oberrhein erschlossen.

Besonders sind ihr hier die Mitglieder des Museumsvereins dankbar, die sie in vielen Fahrten in die engere und weitere Heimat führte.

Bei der Ehrung im Rathaus kam zum Ausdruck, wie sehr man die beachtliche Lebensleistung von Frau Dr. Heimann schätzt und ihr dafür dankbar ist. Der Vorsitzende des Museumsvereins, Otfried Vortisch, erinnerte in seiner Ansprache auch an Denkmalspfleger Julius Wilhelm, der als der eigentliche „Entdecker“ von Frau Dr. Heimann gelten könne. Der Museumsverein wiederum habe Frau Dr. Heimann eine Art „Nährboden“ für ihr Schaffen als Kunsthistorikerin geboten.

Frau Dr. Heimann bedankte sich bei den zahlreichen Wegbegleitern, die bei dieser Feierstunde zugegen waren, für die stetige wohlwollende Unterstützung ihrer Arbeit.

Walter Jung

Die Max-Laeuger-Ausstellung

im Museum am Burghof Lörrach, anlässlich der 125. Wiederkehr des Geburtstags Laeugers, am 30. September 1989.

Mit 450 Keramiken, rund 150 Bildern, einigen Architekturplänen und Design-Entwürfen, dazu verschiedene biographische Notizen und Dokumente erinnert die Stadt Lörrach an ihren wohl bedeutendsten Sohn im Bereich der Kunst und Kultur. Bis zum 28. Januar 1990 wird in dieser Ausstellung ein weiter Bogen von Max Laeugers erstem Wirken in Karlsruhe und Kandern in fast 60 Jahren bis zu seiner letzten Würdigung mit dem Grand Prix auf der Triennale in Mailand 1950 gespannt.

Parallel dazu hat die Stadt Lörrach für dieses Jahr erstmals einen Max-Laeuger-Keramik-Preis gestiftet, der — für die Schweiz, Frankreich und die Bundesrepublik ausgeschrieben — im dreijährigen Turnus auch in den kommenden Jahren Wesen, Werk und Wirken Max Laeugers auch über die engere Heimat Max Laeugers hinaus wieder mehr in unserem Bewußtsein verankern soll.

Wie sehr das Interesse an Max Laeuger als einer der imposantesten Künstlergestalten der ersten Jahrhunderthälfte wieder lebendig ist, zeigen nicht nur die Besucherzahlen der Ausstellung, sondern vor allem der Radius der weitgereisten Freunde der wiederentdeckten Jugendstilkunst. Was uns an Laeuger heute so zu faszinieren scheint und worüber wir möglicherweise eine neue Aufgeschlossenheit besitzen, ist nicht nur Laeugers Universalität in so verschiedenen Bereichen der Kunst wie Keramik, Malerei, Architektur, Gartenbaukunst und Innenarchitektur, in denen er bahnbrechend tätig war, sondern auch seine Toleranz gegenüber anderen Stilen und Kulturen, die er meisterhaft in sein eigenes Werk integrierte.

Laeugers Weg von der Natur zur Kunst und wieder zur Natürlichkeit in Form und Farbe, d. h. für das harmonische Zusammenspiel beider unser Auge und unser Bewußtsein zu schärfen und so das Leben des Menschen und seine Kunst in und mit der Natur zu begreifen, dies war Laeugers oberstes Prinzip.

Unwillkürlich drängt sich Goethes Wort aus dem „Faust“ „Das ewig Weibliche zieht uns hinan“ auf, wenn der Blick über die zahllosen Varianten seiner Fliesenmalerei gleitet, vom Motiv her zwar eng begrenzt, aber in der Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten von Anmut, Grazie, Dramatik der Bewegung, dem Spielerischen und Naturverbundenen schier unbegrenzt. Auch in der Architektur und Gartenbaukunst überwindet er die formale Strenge der Geometrie mit den Elementen, die damals sich als „Jugendstil“ verstanden, aber heute ebenso sehr wieder als Zeichen unserer Zeit ihre Gültigkeit haben. Möglicherweise damals wie heute Reaktionen auf eine Zeit, die den Menschen in Systeme, Ideologien und Weltanschauungen zwängte, die letztlich menschen- und naturverachtend zu einer Hybris führten und sich deshalb meist auch kriegerisch gebärden mußten.

Dagegen setzt Laeuger ein neues Bild von Freiheit und Eigenständigkeit, von Individualität, von der Eingebundenheit in die Schöpfung und die Rückbesinnung auf ein Harmonieverständnis für alles was unsere Menschlichkeit, unser Leben zwischen Erdgebundenheit und Streben nach dem Göttlichen ausmacht. Dies künstlerisch augenfällig zu machen, ist das hintergründige Vermächtnis von Laeugers Werk und Idee. Freilich wurde die uns heute manchmal blauäugig scheinende pädagogische Hoffnung Laeugers, daß solche Kunst auch charakterbildend die Menschheit zu edleren Zielen führen könnte, noch in seinem hohen Alter Lügen gestraft. Die politische Entwicklung seiner Zeit gab ihm nicht recht, hat ihn aber auch nicht widerlegt. Vielleicht greifen wir heute umso begieriger seine künstlerische Botschaft wieder auf, die nach den Erfahrungen von 1933 bis 1945 unserem nun geschärften Bewußtsein wie eine frühe Vision und Offenbarung vorkommen muß.

„Kunst“, sagt Laeuger in einem seiner Kunsthandbücher selbst, „ist ein entscheidendes Mittel zur Er-



ziehung, zur Charakterbildung. Sie ist höhere Ordnung im Menschendasein. Sie veredelt den Menschen, sie veredelt im Kunstwerk sein Dasein zum Schönen“.



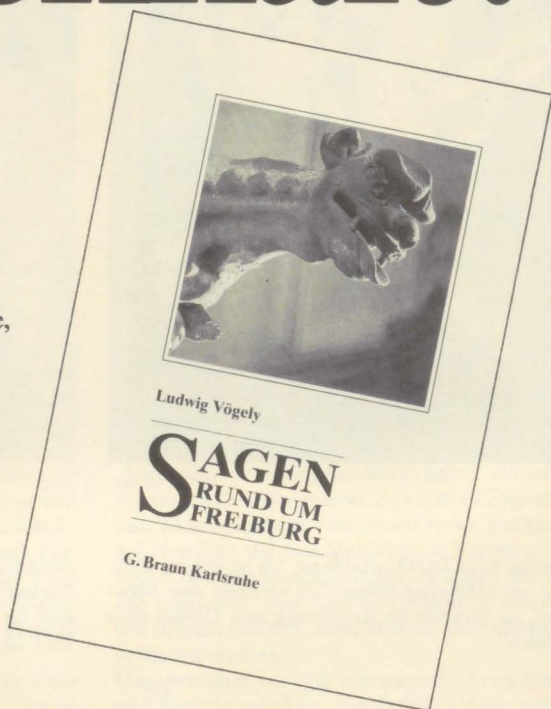
Ausstellung im Museum am Burghof Lörrach „Max Laeuger, Keramiken, Bilder — zum 125. Geburtstag“ bis 28. 1. 1990. Katalog, 96 S., 150 Farbbilder, DM 20,—.

Sagenhaft!

In dieser Reihe sind
bislang erschienen:

Ludwig Vögely (Hg.):
Sagen des Kraichgaus,
184 S., ca. 45 Abb.,
ISBN 3-7650-8050-0

Ludwig Vögely (Hg.):
Sagen rund um Karlsruhe,
164 S., ca. 40 Abb.,
ISBN 3-7650-8051-9



Ludwig Vögely (Hg.):
Sagen rund um Freiburg,
192 S., ca. 45 Abb.,
ISBN 3-7650-8062-4

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung.

G. BRAUN 
Verlag Bücher

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · Postfach 17 09
7500 Karlsruhe 1 · Telefon (07 21) 165-0

Buchbesprechungen

Diefenbacher-Sippenbuch [vgl. S. 3]

Ob mit D oder T, mit f oder ff geschrieben, ist für den Zusammenhang unwesentlich. Im westl. Deutschland liegen vier Orte namens Diefenbach und 27 mit dem Namen Tiefenbach. Das Telefonbuch nennt für Bretten und Bruchsal nur einen Diefenbacher, für Weingarten deren 6, in Eppingen 17, Heilbronn 4 Diefenbach, Heidelberg 7 Diefenbacher, Karlsruhe 17, Ludwigshafen 4 (und 10 . . bach), Mannheim 7 (und 41 Diefenbach), Pforzheim 5 und in Stuttgart telefonieren 11 Diefenbacher (und 4 auf bach endigend). Wo stammen sie her?

Im Jahre 1967 erschien in Eppingen ein kleines Diefenbacherbuch (50 S.), jetzt schrieb im hohen Alter Karl Diefenbacher das Sippenbuch „Die Diefenbacher“ (304 S.) als Ergebnis unermüdlicher jahrzehntelanger Forschungstätigkeit. Schon der Außentitel gestaltet mit den verschiedenen Schreibweisen Diefenbacher, Diefenbächer, Tiefenbacher, Dieffebacher, Dieffenbach, Diefenbaker, Diefenbaugh und Dieffenbacher läßt den breiten Umfang des Geschlechts erahnen. Das „ie“ ist allen gemeinsam, wogegen auch nicht spricht, daß es in Eppingen an dem großen Fachwerkhaus am Eingang zur malerischen Metzgergasse in umgekehrter Folge als Teifenbacher eingehauen ist.

Als erfahrener, wissenschaftlich geschulter Genealoge beschränkt sich der Verfasser auf das Herkommen aus dem Kraichgau. Eingangs erläutert er das Entstehen der Familiennamen und erklärt die verschiedenen Schreibweisen aus örtlichen und zeitbedingten Gewohnheiten, es gab ja früher keine festen Rechtschreiberegeln. Er versucht dabei zwar bis zum jüngsten Spross zu registrieren, wie das bei Ortssippenbüchern üblich, doch untersucht er ausführlicher die älteren Stämme, um so Licht in das Dunkel der Herkunft zu bringen. Nach Durchforschen vieler Kirchenbücher, Akten, Lagerbücher, Archiven und Rechnungsbänden gliedert er den Stoff nach örtlichen Schwerpunkten, z. B. Durlach, Philippsburg, Straßburg, Schwetzingen, Schwaigern, Wiesloch u. a., und kommt als gebürtiger Weingartener (bei Bruchsal) und Ladenburger Bürger zum Schluß, daß der Mittelpunkt des weit verzweigten Geschlechts die Stadt Eppingen sein muß, zumal er hier die älteste urkundliche Erwähnung fand.

Der für 1364 belegte Hans von Dyffenbach ist nicht als niederer Ortsadel zu betrachten, wie ältere Eppinger Lokalliteratur glaubte, sondern hängt in sei-

ner Schreibweise mit der damals im Gange befindlichen Zweitnamensbildung zusammen und weist auf Zuzug aus einem Nachbarort. Diefenbacher schätzt aus Diefenbach bei Maulbronn; der Rezensent neigt mehr zu Tiefenbach neben Elsenz (jetzt Östringen), weil letzteres erheblich näher bei der alten Kraichgaustadt Eppingen liegt und 1296 als Diefenbach auftaucht, 1327, 1439 und 1460 Diefenbach geschrieben wird. Bedeutenderen D. widmet er eine Seite, schiebt ab und zu ein Ortsbild oder Testamentauszüge ein.

Damit und mit den Berufsangaben lassen sich interessante Einblicke in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der verschiedenen Zeitabschnitte gewinnen. Naturgemäß übten viele den Beruf des Landwirts oder Handwerkers aus und waren früher sehr kinderreich, wir finden aber auch Stadtknecht, Stadtschreiber, Bürgermeister (in Eppingen 1586, der Rez.), einer (Liebenzeller Linie) zugleich Bäcker, Salzmeister und Ratsverwandter, andere Beamte, Industriemeister oder Diplomingenieur und schließlich — da welche auch nach Nordamerika auswanderten — kanadischer Ministerpräsident!

Diefenbacher, Karl: Die Diefenbacher. Aus Akten und Archiven zusammengestellt. Gr. 8°, 304 S., 14 Ortsansicht., 19 Nachfahrttafeln, 33 Faksim. von Unterschriften od. Textstellen, brosch. 6802 Ladenburg: Selbstverlag des Verf. (Realschulstr. 20). o. J. (1989). DM 25,— (zuzügl. Porto u. Verp.).
Edmund Kiehnlé

Brommer, Hermann, Merdingen — Rebdorf am Tuniberg reich an Geschichte und Kunst. 64 Seiten, 100 Abb., davon 9 farbige und 1 Karte.

Die Großen Kunstführer, Band 162, Verlag Schnell und Steiner, München und Zürich 1989. ISBN 3-7954-0686-2.

Es muß als glückliches Zusammentreffen bezeichnet werden, wenn eine Gemeinde zu gleicher Zeit drei Jubiläen begehen kann: 850 Jahrfeier der ersten urkundlichen Erwähnung Merdingens — 800 Jahre Deutscher Orden — 250jähriges Baujubiläum der barocken Pfarrkirche St. Remigius.

Im „Streifzug durch die Geschichte“ führt H. Brommer den Leser mit gründlicher Sachkenntnis ohne Weitschweifigkeit durch einzelne Perioden wie Frühgeschichte, Christianisierung, Kirchen- und Herrschaftsverhältnisse, Kriegsnoté und der Übergang der Zweidrittelherrschaft an den

Deutschen Orden (1716) schließen sich in den folgenden Abschnitten an, woraus sich ein kurzer Überblick über die Geschichte des Ordens rechtfertigt.

Das 18. Jahrhundert stellt uns der Verfasser als Blütezeit des Dorfes vor, die durch die günstige Verkehrslage an der Straße Breisach—Freiburg bedingt war und ihrerseits günstige Auswirkungen auf vielfältige Erwerbszweige nach sich zog.

Dem Neubau der Pfarrkirche (1738/41) ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Als bester Kenner der Barockbaukunst der Gegend würdigt H. Brommer den durch den Ordensbaumeister J. K. Bagnato errichteten Bau in gebührender Weise als „baukünstlerisches Werk von erstaunlichem Umfang“. Die Innenausstattung erhielt ihren künstlerischen Rang durch den Bildhauer J. A. Feuchtmayer, bekannt durch die Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee, den Maler F. J. Spiegel aus Riedlingen a. d. Donau, den Stukkator F. Pozzi und die Sandsteinfigur der Maria Immaculata, „eine der schönsten Marienbildnisse Süddeutschlands“ von J. Chr. Wentzinger. Heimische an der Innenausstattung mitwirkende Künstler wie J. B. Sellinger, D. Scherer, Joseph Hörr und S. Göser werden vom Verfasser entsprechend gewürdigt. Das wechselhafte Geschick des Dorfes zeigt der Verfasser am Beispiel sinkender Einwohnerzahlen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, bedingt durch mannigfache Ursachen wie Änderung der Verkehrsverhältnisse, Auswanderung und Landflucht von Handwerkern. Die Sorge um die Erhaltung der Kirche zieht sich durch die Geschichte des Dorfes. Nach zwei Weltkriegen erlebte das Dorf einen niegekannten Aufschwung durch neue Einrichtungen technischer und sozialer Art. Der herkömmliche Rebbaue erfuhre eine Verbesserung durch Rebumlegung und Rebenneuaufbau, wandelt sich aber heute zur Nebenerwerbswirtschaft.

Ein Rundgang durch das Dorf mit sehenswertem Pfarr- und Rathaus und schönen Fachwerkhäusern rundet die inhaltsreiche Festschrift ab. Zum Schluß führt ein Spaziergang auf den Kreuzbühl zur neuen Sonnenuhr, der Nachbildung einer kleinen Würfelsonnenuhr, ehemals Merdinger Besitz, die bis ins 19. Jahrhundert als Richtschnur für Turm- und andere Uhren gebraucht wurde. Die vergrößerte Nachbildung dieser Sonnenuhr erhielt die Gemeinde Merdingen anlässlich der internationalen Denkmalschutztage 1988 in Merdingen von der Ortsgruppe Freiburg des Landesvereins Badische Heimat als Geschenk. (s. die Beschreibung dieser Uhr in der Zeitschrift Badische Heimat 1988, Heft 3, S. 340 f.).

Zahlreiche gut ausgewählte Abbildungen und Literaturhinweise erhöhen den Wert dieser Festschrift. Als Hausbuch kann sie jede Merdinger Familie mit

Stolz erfüllen. Den Freund der oberrheinischen Landschaft rege sie zum Verweilen in dem durch zwei Silbermedaillen ausgezeichneten Dorf an. Diese Monographie über Merdingen wurde als erste über ein Dorf in die Reihe „Die großen Kunstführer“ aufgenommen, wodurch die Bedeutung dieser Siedlung im oberrheinischen Raum bestätigt wird.

Erika Schillinger



Hans-Peter Becht (Hrsg.): Pforzheim in der frühen Neuzeit. Beiträge zur Stadtgeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts. Sigmaringen: Thorbecke-Verlag 1989 (Pforzheimer Geschichtsblätter Bd. 7). 184 S., Kart., DM 32,—

Im Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen ist der siebte Band der „Pforzheimer Geschichtsblätter“ erschienen. Nach Band 6, der wissenschaftlichen Studien ausschließlich zum Thema „Pforzheim im Mittelalter“ gewidmet war, hat das vorliegende Werk eine Sammlung von Beiträgen zur stadgeschichtlichen Epoche der frühen Neuzeit (16.—18. Jahrhundert) zum Inhalt. Wiederum ist es dem Herausgeber Hans-Peter Becht in hervorragender Weise gelungen, fünf weitere wichtige Bausteine zur Pforzheimer Stadtgeschichte, verfaßt vom namhaften Fachautoren, der Öffentlichkeit zu präsentieren. Die erste Detailstudie befaßt sich mit der

Schulzeit des berühmten Humanisten Philipp Melanchthon. Hier wird die Geschichte der Pforzheimer Lateinschule, einer humanistisch geprägten Bildungsstätte, erstmals gründlich untersucht. Der Verfasser Heinz Scheible, Leiter der Heidelberger Melanchthon-Forschungsstelle, geht im folgenden auf die herausragende Persönlichkeit des Rektors Georg Simmler* ein, der in rund zehn Jahren seiner Pforzheimer Wirksamkeit die Lateinschule zu ihrer großen Blüte brachte. Simmler, in Wimpfen gebürtig, seine Studienzeit in Leipzig, Köln und Heidelberg absolvierend, hatte als Schulleiter eine große Zahl bedeutender Männer als Schüler, die von ihm in Philosophie sowie in lateinischer und griechischer Dichtung unterwiesen wurden. Neben Philipp Melanchthon waren dies u. a. die Etlinger Franciscus Irenicus und Matthias Erb, dann Berthold Haller aus Aldingen bei Rottweil, der später in Bern wirkende Reformator. In diesem Beitrag werden auch die verwandtschaftlichen Grade zwischen Melanchthon und Johannes Reuchlin ausgiebig beleuchtet, mit dem überraschenden Ergebnis, daß Melanchthon lediglich ein angeheirateter Großneffe Reuchlins war.

„Johannes Reuchlin als Dichter“ ist der zweite Aufsatz betitelt, welcher unbekannte Texte des großen Humanisten kommentiert und interpretiert. Stefan Rhein, Kustos des Melanchthonhauses in Bretten, will anhand von Textbeispielen aus der poetischen Feder Reuchlins Konzeption und Inhalt der humanistischen Dichtung aufzeigen. Die hier vorgestellten 6 Specimina sind in der Forschung zu Reuchlin als Dichter bislang unbekannt geblieben. Als „vorläufig“ sieht Rhein seine Ausführungen, da weder ein Gesamtbild des Dichters Reuchlin, noch eine umfängliche Einzelinterpretation der Gedichte geleistet werde. Jedoch finden wir es beachtlich, was der Autor an fachlichem Hintergrundwissen aufweist und bei der Rekonstruktion der Textimplikationen leistet.

In einer Gemeinschaftsarbeit schildern Hans-Peter Becht und Gerhard Fouquet die für Pforzheim verhängnisvollen Jahre 1688 bis 1697, als die Stadt im Pfälzischen Krieg mehrmals geplündert und zerstört wurde: „Pforzheim im Pfälzischen Krieg 1688—1697. Ein Beitrag zur Geschichte und Topographie der Stadt am Ende des 17. Jahrhunderts“. Wir erfahren, daß französische Truppen erstmals Pforzheim im Spätjahr 1688 besetzten und Quartier bezogen. Wurde zu Jahresbeginn 1689 schon ein Viertel aller Häuser vernichtet, brannte im August des gleichen Jahres nahezu der gesamte Stadtkern und war für Wochen unbewohnbar. Über das Ausmaß der Schäden in der Stadt berichtete der Ingenieurhauptmann und Oberinspektor des badischen Bauwesens, Johann Matthäus Faulhaber, den Markgraf Friedrich Magnus im Juli 1690 nach

Pforzheim entsandt hatte. Doch war zu dieser Zeit ein Ende der Verwüstungen noch nicht in Sicht. Der Plan der französischen Kommandeure war diesmal, alle Städte zu zerstören, die als Garnison im Winter 1690/91 gedient hatten. Obwohl Karl Egon Graf von Fürstenberg-Meßkirch die Belagerung Pforzheims im August 1691 durchbrechen konnte, trugen die Truppen des Duc de Lorge den Sieg davon. Ein Jahr darauf erreichte das Kriegsgeschehen seinen eigentlichen Höhepunkt. Nachdem der württembergische Administrator Herzog Friedrich Karl mit seinen Reichstruppen unterlegen und in Gefangenschaft geraten war, errichteten die Franzosen Lager, in denen 30 000 Soldaten untergebracht wurden. Im Zuge eines Vorstoßes in die Umgegend erlitten Calw, Hiersau und Liebenzell Verwüstungen. Auch die als sicher geltende Burg Liebeneck im Würmtal wurde Ziel eines Angriffs. Daß der Großteil des städtischen Archivs dort von den französischen Truppen unwiederbringbar vernichtet worden war, wie in der früheren Stadtgeschichtsforschung angenommen wurde, wird man nach Auffassung der Autoren Becht und Fouquet wenigstens zum Teil revidieren müssen. Wesentliche Teile des Archivgutes waren nämlich nach Kriegsende noch vorhanden. Vermutlich wurden zuvor wertvolle Bestände von Akten und Urkunden, darunter Schriftgut des Oberamtes und der Stadt, nach Calw verbracht. Insgesamt hatte der „Pfälzische“ oder „Orleansche“ Krieg für die Entwicklung der meisten Städte und Gemeinden Südwestdeutschlands oftmals weit gravierendere Auswirkungen als der Dreißigjährige Krieg. Dieser 9 Jahre andauernde Konflikt war in vieler Hinsicht, so die Autoren, vielleicht der erste nationale Krieg in der Geschichte Europas. Für die damals Betroffenen handelte es sich um einen „Krieg gegen Frankreich“. Dieser detaillierten Fallstudie schließt sich eine weitere sowohl inhaltlich als auch zeitlich passend an. Gegenstand der rechtsgeschichtlichen Analyse von Herbert Räuber ist der „Pforzheimer Privilegienstreit (1717—1730)“. Hierbei geht es um die Auseinandersetzung der 230 Jahre zuvor steuerlich privilegierten Stadt mit ihrem Landesherren. Während Pforzheim bei Erteilung der Steuerfreiheiten durch Markgraf Christoph im Jahre 1491 die wirtschaftlich bedeutendste Stadt der badischen Markgrafschaft gewesen war, litt dieselbe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch schwer unter den im Pfälzischen Krieg erfolgten Zerstörungen. Es war vornehmlich ein Kampf um das wirtschaftliche Überleben und „weniger ein Ringen um die Erhaltung und Durchsetzung verfassungsrechtlicher Positionen“. Die Pforzheimer Bürger vermochten nicht mehr einzusehen, warum sie trotz wirtschaftlicher Not Zahlungen leisten sollten, die nach 1585 zur Gewohnheit geworden waren; insbesondere

angesichts unzureichenden Schutzes sowie der Ausweitung des Hofstaates von Markgraf Karl Wilhelm, der kostspieligen Vergnügungen huldigte und das Karlsruher Schloß bauen ließ. Die militärische Exekution von Seiten des Landesherrn blieb unvermeidlich, als die den Huldigungseid leistenden „Neubürger“ 1723 erklärten, nur in dem Fall schwören zu wollen, wenn die Privilegien Pforzheims wieder vollständig hergestellt seien. Nach der Besetzung der Stadt strengte die Pforzheimer Bürgerschaft 1724 eine allerdings erfolglose Klage vor dem Reichskammergericht in Wetzlar an. Im Jahr 1730 konnte der langjährige Streit durch einen Vergleich beigelegt werden. Wie der Verfasser abschließend bemerkt, gab es Konflikte von Untertanen mit ihrem Landesherrn vielerorts, die einen ähnlichen Abschluß fanden — klare Sieger gingen daraus selten hervor.

Die in diesem Buch am Ende stehende Detailstudie von Clemens Zimmermann weist über den stadte-

schichtlichen Rahmen hinaus. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht die Reformpolitik Markgraf Carl Friedrichs von Baden: „Zur aufklärerischen Theorie und Praxis. Die physiokratischen Wirtschaftsreformen in Baden 1750—1790“. Der Autor untersucht das Reformkonzept, zu dem sich die reformorientierten Teile der badischen Bürokratie und Carl Friedrich verbanden, auf seine gesellschaftliche Durchsetzbarkeit. Insgesamt trägt dieser neue Band der „Pforzheimer Geschichtsblätter“ dazu bei, daß zahlreiche, immer wieder kolportierte Irrtümer der älteren Geschichtsschreibung revidiert werden konnten. Die Untersuchungen schöpfen meist aus bisher noch nicht ausgewerteten Quellen.

Dr. Stefan Endlich

* Laut H. Scheible ist die in der Forschungsliteratur heute übliche Schreibweise „Simler“

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Peter Assion
Ringstr. 40
6968 Walldürn

Dr. Erwin Dittler
Offenburger Str. 4
7640 Kehl-Goldscheuer

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
7500 Karlsruhe 31

Walter Jung
Dürlacherweg 10
7850 Lörrach

Dr. Leonhard Müller
Reinhold-Schneider-Straße 10
7500 Karlsruhe

Dr. Arnulf Moser
Allmannsdorfer Str. 68
7750 Konstanz

Peter Pretsch
Stadtgeschichtliche Sammlungen Karlsruhe
Zähringerstr. 96-98
7500 Karlsruhe

Adolf Schmid
Steinhalde 74
7800 Freiburg

Dr. Jörg Sieger
F1,7
6800 Mannheim

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

Dr. F. X. Vollmer
Gottfriedstr. 18
7800 Freiburg

Dr. Johannes Werner
Steinstr. 21
7551 Elchesheim

Dr. Hermann Wiegand
L 9,6
6800 Mannheim

